Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Malerische Feierstunden.

Erste Serie. Zweite Abtheilung.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Afrika.

II.

Ed. Vogel's Reisen in Central-Afrika.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Geographen und Schulmänner

von

Hermann Wagner.

Afrika.

II.

Dr. Eduard Vogel.

Reisen und Entdeckungen in Central-Afrika.

Bearbeitet

von

Hermann Wagner.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1860.



Dr. Vogel's und Dr. Barth's Zusammentreffen.

Zu Vogel's Reisen. Titelbild.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ed. Vogel, der Afrika-Reisende.

Schilderung
der Reisen und Entdeckungen des Dr. Eduard Vogel
in Central-Afrika,

in der großen Wüste, in den Ländern des Sudan
(am Tsad-See, in Mußgo, Tubori, Mandara, Sinder, Bautschi u. s. w.)

Nebst einem Lebensabriß des Reisenden.
Nach
den Originalquellen bearbeitet
von
Hermann Wagner.



Mit 100 in den Text gedruckten Abbildungen, acht Tondruckbildern
sowie einer Uebersichtskarte der Reiseroute Dr. Ed. Vogel's.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1860.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Inhaltsverzeichniss.

Die hierzu gehörigen 8 Tondruckbilder sind einzuheften wie folgt:

Die Uebersichtskarte der Reiseroute Dr. E. Vogel's befindet sich am Schluß des Werkes.



Einleitung.

Uebersicht der frühern Reisen nach dem Sudan.

Früheste Kunde vom Innern Afrikas. — Herodot. — Die fünf Nasamonier. — Cornelius Balbus. — Claudius Ptolemäus. — El Edresi. — Ebn Batuta. — Leo Africanus. — Friedrich Hornemann. — Joseph Ritchie, Francis Lyon. — Walter Oudney, Hugh Clapperton. Dixon Denham. — Clapperton und Richard Lander. — James Richardson, Adolph Overweg, Heinrich Barth.

Reisende, welche in das Innere Afrikas, besonders in den sogenannten Sudan eindrangen, giebt es verhältnißmäßig sehr wenig! Erst den jüngsten Expeditionen war es aufbehalten, Berichte der Geographen des Alterthums zu verbessern oder zu bestätigen; ja über weite Flächen des abgeschlossenen Erdtheils haben wir noch jetzt weiter keine Kenntniß, als wie sie uns einige kurze Andeutungen bieten, die, fast ein Jahrtausend alt, gewöhnlich in das Gewand der abenteuerlichen Mythe und Fabel gekleidet sind.

In manchen Beziehungen waren jene alten Geographen und Reisenden viel begünstigter, als dies heutzutage der Fall ist.

Das Klima des Sudan mit seinen tödtlichen Fiebern, die Schrecknisse der ungeheuren Wüste waren zwar dieselben, und die durch die Noth verwilderten Stämme der Sahara traten zwar auch damals schon dem Fremdling feindlich entgegen, die Hauptschranke aber, an welcher bis jetzt gewöhnlich alle weitern Unternehmungen gescheitert sind, baute sich erst durch den Einfall der Araber auf, die jedes Volk, das sich nicht zum Islam bekannte, als vogelfrei betrachteten und die sogenannten Heiden mit ähnlichem Auge ansahen, wie der Amerikaner die Herden der herrenlosen verwilderten Rinder und Pferde der Prairien. Sklaven als Diener für das Haus und die Feldarbeit waren den eindringenden Asiaten ein altes Bedürfniß. Den Religionsverwandten seiner persönlichen Freiheit zu berauben, verbot das Gesetz des Propheten; deshalb wendete man sein Augenmerk ausschließlich auf die nichtmuhamedanischen Völkerschaften, denen man außerdem durch Waffengewalt überlegen war, und Sklavenjagden wurden in regelmäßiger Wiederkehr und immer größerem Umfange Sitte, je mehr sich gleichzeitig auch die Handelsspekulation dieses sehr einträglichen Zweiges bemächtigte.

Jene Gegenden, in welche die alten Geographen die sogenannten Mondgebirge versetzten, bezeichnen die Scheidelinie zwischen den muhamedanischen und heidnischen Völkerschaften. Diese Grenze wird fast jährlich nur in feindlichen Absichten überschritten, und Alles, was seit Jahrhunderten über dieselbe vorgedrungen ist, hat den südlichen Negerstämmen nur Unheil und Verderben gebracht. Kein Wunder ist es daher, daß dieselben den ankommenden Europäer, von dessen wahren Absichten sie nicht die geringste Ahnung haben können, mit höchst mißtrauischen Augen betrachten und ihm, der ihnen als Kundschafter erscheint, ihrer eigenen Sicherheit wegen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legen. Zugleich sind auch die muhamedanischen Völkerschaften jener Gebiete in hohem Grade fanatisch, da sie durch jenen fortwährenden Zusammenstoß immer wieder auf das Auszeichnende ihres Bekenntnisses hingewiesen sind und jeden Andersgläubigen als Todfeind betrachten.

Diese Schranke war in frühern Zeiten nicht vorhanden. Der Verkehr war weniger gehemmt, und dadurch ward es ermöglicht, daß durch Kaufleute Kunde von südlichern Gebieten bis an die Nordküste des Erdtheils gelangen konnte, die zwar nur in bruchstückweisen Andeutungen auf uns gekommen, aber doch ausreichend ist, um auf fernhin gehende Verbindungen hinzuweisen. Die Karthager mögen im Besitz vielseitiger, weitreichender Kunde vom Innern des Landes gewesen sein, aber engherziges Handelsinteresse bewog sie, ihr Wissen mit ängstlicher Sorgfalt zu verheimlichen, um andere Völker von den Vortheilen auszuschließen, die ihnen daraus erwuchsen. Mit der Zerstörung der Weltstadt gingen jene Kenntnisse für immer verloren.

Herodot berichtet bereits, daß sich die große Wüste von Theben westwärts bis zum Atlantischen Ocean erstrecke, und zählt eine ganze Reihe Oasen und Völkerstämme innerhalb derselben auf. Bei der Aegypten nahe gelegenen Oase des Jupiter Ammon erwähnt er den Sonnenquell, welcher nach seiner Angabe am Mittag kaltes und um Mitternacht siedend heißes (!) Wasser enthalte. Er kennt



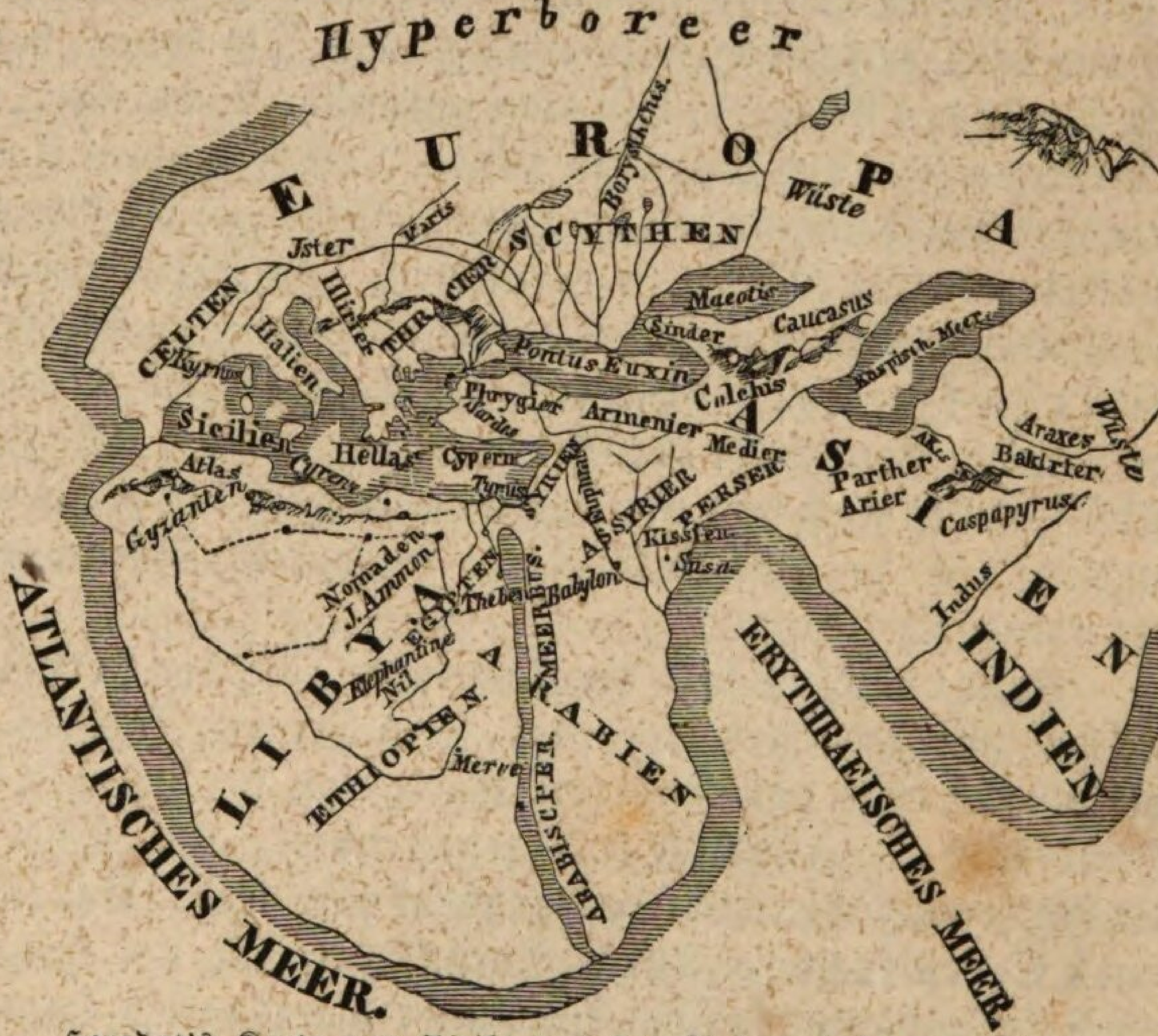
Marktleben in Sokoto.

Vogel's Reisen in Centralafrika. S. 3.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

das Volk der Garamanten im heutigen Feſſan, und mehrere ſeiner Andeutungen ſcheinen ſich auf die Tibu (Teda) zu beziehen.

Er erzählt auch von der erſten Erforſchungsexpedition, welche nach dem Sudan unternommen ward. Eine Anzahl Jünglinge aus dem Volke der Naſamonier, ſo berichtet er, wollten ſich darüber unterrichten, wo das ſüdliche Ende der Wüſte ſei. Fünf von ihnen, durchs Loos ausgewählt, machen ſich deshalb auf, mit Lebensmitteln hinreichend verſehen, und ziehen in der Richtung nach Südweſten fort. Nach vielen Wochen kommen ſie zum Ende des Sandmeeres und begrüßen mit Freude und Erſtaunen eine fruchtbare Ebene, reich mit Gebüſch und Bäumen bewachſen.



Herodot's Karte von Afrika und der übrigen bekannten Welt.

Letztere ſind von außergewöhnlicher Größe und Dicke, mit reifen, lockenden Früchten behangen. Kaum ſind die Reiſenden aber im Begriff, an den letztern ſich zu erlaben, als eine zahlreiche Schaar ſchwarzer Menſchen hervorſtürzt, kleiner gebaut als ſie ſelbſt (das Volk der Pygmäen). Man nimmt die Ankömmlinge gefangen und bringt ſie an ausgedehnten Sümpfen und Seen vorüber, die von Krokodilen belebt ſind, nach der Hauptſtadt des Landes. Dieſe lag an einem mächtigen Fluſſe, der ſeinen Lauf von Weſten nach Oſten zu nimmt. Es liegt ſehr nahe, in dem Fluſſe den Komadugu Waube (Yeou, Jeu) und in dem See den Tſad mit ſeinen zahlreichen Lachen und Hinterwaſſern zu vermuthen. Die Angabe, daß ein großer Fluß von Weſt nach Oſt Afrika durchſtröme, veranlaßte Herodot zu der lange Jahre hindurch feſtgehaltenen Meinung, daß dies der Nil ſei, und dieſe Anſicht ward ſpäter vielfach noch dadurch beſtärkt, daß die Bewohner des Sudan alle Süßwaſſer führenden Flüſſe mit verwandten Namen bezeichnen und ſelbſt da, wo eine Verbindung zweier Ströme nicht vorhanden iſt, doch eine ſolche unterhalb des Bodens annehmen. Zu letzterer Idee werden ſie wahrſcheinlich veranlaßt durch die im Boden zuſammengeſickerten Gewäſſer, auf welche ſie beim Graben der Brunnen ſtoßen.

Von den Verbindungen der Römer nach dem Innern iſt wenig bekannt. Am weiteſten ging wahrſcheinlich der Zug des Feldherrn Cornelius Balbus im Jahre 19 v. Chr. unter der Regierung des Auguſtus. Von der kleinen

Syrte aus, dem jetzigen Busen von Cabes, ging der Heereszug nach Fessan, dem Lande Phazania. Man passirte dabei die Schwarzen Berge, den Harudsch, deren Farbe man von der starken Wirkung der Sonne herleitete, welche die Gesteine verbrannt hätte. Es stimmte dieser Erklärungsversuch ganz mit den gebräuchlichen Anschauungen überein, die besonders durch die Schilderungen des Agatharchides, eines gelehrten Alexandriners, in Umlauf gekommen waren. „Die Sonnenhitze — so erzählte derselbe — ist in jenen Ländern so übermäßig, daß man zur Mittagszeit die nahestehenden Personen nicht sieht, so dick und schwül ist die Luft. Wer ohne Schuhe auf der Erde geht, bekommt Brandblasen an den Fußsohlen, und wenn man in einem ehernen Gefäße eine Speise mit Wasser an die Sonne stellt, so kocht dieselbe ohne Feuer. Die Sonne verzehrt so schnell die flüssigen Stoffe des Körpers, daß man unrettbar stirbt, wenn man nicht im Stande ist, zur rechten Zeit den Durst zu stillen." Auf letztern Umstand hatten die Phazanier ihre Vertheidigungsmaßregeln gestützt und die Brunnen an der Straße verschüttet, um die Römer zu vernichten. Zu ihrem Glück fanden letztere aber die Stellen auf, gruben nach und gelangten wieder zu Wasser. Sie eroberten hierauf Cillaba (Zuile), Cydamus (Gadames) und Garma (Dscherma). Letzteres war die Hauptstadt der Garamanten, und die Ueberreste eines Denkmales daselbst sprechen noch jetzt von der Anwesenheit der Römer. Bei seinem Triumphzuge in Rom prangte Balbus mit gefangenen Garamanten und den Namen bezwungener Ortschaften.

Sehr vielseitig sind die Kenntnisse, die der berühmte Claudius Ptolemäus, ein geborner Aegypter, vom Innern Afrikas besaß. Er war es auch, welcher die erste vollständigere Karte von der damals bekannten Welt entwarf. Er verfuhr so gründlich und gewissenhaft, als es bei dem damaligen Stande der Hülfswissenschaften überhaupt möglich war. Die südliche oder nördliche Lage eines Ortes suchte er durch Berücksichtigung der Höhe des Polarsterns, sowie durch Erkundigungen über die Dauer des längsten Tages zu ermitteln. Die östliche und westliche Abweichung der Städte, Flüsse und Gebirge von einander mußte er freilich ziemlich unvollkommen aus den Berichten der Reisenden über die erforderliche Zeit, in welcher man von der einen zur andern gelangen konnte, zu erfahren suchen. An der Westküste der großen Wüste, dem sogenannten Sahel, südlich von Mauritanien (dem heutigen Marokko), führt er Gebirgserhebungen an, von denen wir außer seiner Mittheilung keine anderweitige Kenntniß erhalten haben. Es erscheint nicht unmöglich, daß sich dieselben wirklich in jenem uns unbekannten Gebiete befinden. Im Sudan berichtet er, der Wahrheit sehr nahe kommend, von einer vierfachen Wasserscheide. Die Flüsse des Westens ergießen sich in den Atlantischen Ocean. Von dem Götterwagen, wie er das Scheidegebirge der Mandingo nennt, kommt der Fluß Masitholus, wahrscheinlich der Gambia. Dann folgt im Innern das Flußgebiet des Niger, darauf dasjenige des Gir, und die Gewässer der Ostseite vereinigen sich im Nil. Der Niger, sagt Ptolemäus, setzt das Gebirge Mandron (17° n. Br.) nordwestlich mit dem Gebirge Thala (10° n. Br.) im Südosten in

Verbindung. Ohne ſich weiter über die Richtung auszuſprechen, nach welcher die Waſſer des Niger ſtrömen, fügt er hinzu, daß derſelbe in ſeinem weſtlichen Theile, am Oſtabhange des Gebirges Mandron einen See, Nigritis, den jetzigen Dibbie, bilde, von Norden her aus dem Gebirge zwei Zuflüſſe erhalte, einen dritten aus dem See Libya und einen vierten von Süden her. Der letztere vereinige ſich mit ihm am Abhange des Mandrongebirges. Der Girfluß weiſt deutlich auf das Gebiet des Tſad-Sees. Derſelbe verbinde das Uſargalagebirge (Meridian von Karthago) mit dem Gebirge der garamantiſchen Schluchten (10° n. Br. und Meridian von Cyrene) in einem Laufe von 300 Meilen. Ptolemäus wirft unter dem Namen Gir den Komadugu und Schari zuſammen, die beide ſich in den Tſad ergießen Der nordöſtliche Zufluß, den er erwähnt, iſt muthmaßlich der Batha, der in Wadai den Fittri-See bilden ſollte. Letztern nennt der Aegypter den Schildkrötenſee, den Tſad dagegen nennt er Nuba. Ueber die Gebiete in der Nähe des Aequators mangeln dem berühmten Geographen aber auch weitere Angaben.

Nachdem die Araber (Mauren) die Nordküſte Afrikas in Beſitz genommen, einen Theil der Berberſtämme, die hier anſäſſig waren, zurückgedrängt und mit reißender Schnelle durch Wort und Schwert ihre Religion bis tief in das Herz Afrikas verbreitet hatten, ward vorzüglich ein gelehrter Araber, Abn Abdallah Muhamed el Edreſi, wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniß des Sudan berühmt. Er war ein Sohn des heißen Erdtheils ſelbſt, im Jahre 1099 unſerer Zeitrechnung zu Ceuta unweit der Säulen des Herkules geboren und hatte die mauriſche Univerſität zu Cordova beſucht. Auf dieſer war er vertraut geworden mit Philoſophie, Himmelskunde und Mathematik, und ein längerer Aufenthalt am Hofe des Königs Roger II. von Sizilien machte ihn gleichfalls erfahren in abendländiſcher Bildung. Er ſelbſt hatte zwar das Innere Afrikas nicht beſucht, wohl aber war es ihm gelungen, vermöge ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe mancherlei Nachricht über jene Gebiete zu erhalten und ſie zuſammenzuſtellen.

In der Mitte des 15. Jahrhunderts unternahm ein gebildeter Berber, Muhamed Ebn-Batuta, eine weite Reiſe durch Afrika, deren Ergebniſſe er in arabiſcher Sprache niederlegte. Letztere ſind erſt in den neueſten Zeiten zur weitern Kenntniß gekommen. Von Fez aus zog er in das Dattelland an der Nordſeite der Sahara und ſchloß ſich in Segelmeſſa, einer nicht mehr vorhandenen Stadt, einer größern Karawane an, die ihren Weg nach Süden nahm. Nach fünfundzwanzig Tagen gelangte der Zug zu den Salzbrüchen von Teghaza. Ohne irgend welchen Baumwuchs oder Nahrung liefernde Gewächſe, liegen dieſe in der Mitte der Wüſte. Das Salz, erzählt Ebn Batuta, wird dort in dicken Platten gebrochen; je zwei derſelben machen eine Kameelladung aus. Die Bewohner des troſtloſen Salzwerkes bauen ſogar ihre Hütten aus demſelben Material und decken ſie mit Kameelhäuten; ſie ſind gänzlich auf Das als Speiſe angewieſen, was ihnen die Karawanen als Zahlung für das Salz mitbringen, und beziehen vom Norden her gewöhnlich Datteln, vom Süden Kameele, deren Fleiſch ſie ſehr lieben. Weitere dreißig Tagereiſen brachten die Karawane nach Eiwelaten (Walet).

Von dorther war der Karawane vier Tagereisen weit Wasser zugeführt worden, da man Eilboten nach den Brunnen vorausgesendet hatte. Leider werden solche Boten nicht selten zum Verderben der Karawanen „durch die bösen Geister der Luft verblendet und in die Einöde verlockt". Ewelaten bezeichnet Ebn Batuta als die erste Stadt im Negerlande. Kaufleute strömten hier aus allen Himmelsgegenden zusammen und fanden für ihre Waaren gutgeschützte Niederlassungen. Nachdem die Handelsgeschäfte beendigt waren, setzte sich der Zug wieder in Bewegung und erreichte nach vierundzwanzig Tagereisen die Stadt Mali (Melle), damals Hauptstadt eines blühenden Reiches. Man verfolgte die Richtung nach dem Niger zu und traf unterwegs erstaunenswürdige große und dicke Bäume (Adansonia). In der Höhlung des einen hatte ein Weber seine Werkstatt aufgeschlagen, in andern fand sich Regenwasser, in wieder andern wilder Honig. Auch durch die Neger, deren Dörfer die Reisenden berührten, wurden ihnen mancherlei Erquickungen geboten. Die schwarzen Frauen brachten ihnen Reis, Mehl, Milch und Hühner und waren erfreut, wenn sie als Bezahlung dafür Salzstückchen erhielten. Endlich kam man nach Mali, nachdem man vorher Karssechu (Sego am Niger) passirt hatte. Der König dieses Ortes bewirthete die Angekommenen sehr kärglich und sandte Ebn-Batuta nichts als etwas Brod, einen getrockneten Fisch und etwas saure Milch. Nur nachdem ihm der Reisende wegen seines Geizes Vorwürfe gemacht hatte, ward die Verpflegung etwas besser. Sonst stand der erwähnte König allgemein wegen seiner uneigennützigen Gerechtigkeitsliebe in gutem Rufe. Man konnte in seinem Reiche mit völliger Sicherheit reisen und selbst der Nachlaß eines Gestorbenen ward geschützt. Von Mali aus gelangte Ebn-Batuta nach Timbuktu. Diese Stadt war damals von Mali abhängig und ward durch einen von dort eingesetzten Vicekönig regiert. In einem Kahne setzte er auf dem Niger seinen Zug ostwärts fort und kam nach Kakaw, dann nach Tekedda. Von letzterer Stadt berichtet er, daß sie aus rothem Stein erbaut sei und reiche Erzadern sich in ihrer Nähe befänden, von denen das Trinkwasser einen eigenthümlichen Geschmack und eine dunkle Färbung erhielte.

Derjenige Gewährsmann, dessen Mittheilungen lange Zeit hindurch die Hauptquelle für die Kenntniß des Sudan bildeten, war Alhasan Ebn Muhamed Alwazzas Alfasi, gewöhnlich unter dem Namen Leo Africanus bekannt. In Granada muthmaßlich ums Jahr 1488 geboren, verließ er diese Stadt, als die Mauren von der Pyrenäischen Halbinsel vertrieben wurden, und zog mit seinen Eltern nach Fez, von welchem Orte er den Beinamen Alfasi erhielt. Bei der hohen Bildung, welche die Mauren jenes Gebietes damals besaßen, ward er sorgfältig erzogen und in den Wissenschaften unterrichtet. Als kaum sechzehnjähriger Jüngling begleitete er seinen Oheim auf einer Gesandtschaftsreise, welche derselbe im Auftrage seines Herrschers nach Timbuktu machte, nach letztgenannter Stadt. Hier erfreute er sich einer sehr freundlichen Aufnahme und ward besonders wegen der zierlichen Gedichte gefeiert, die er verfertigte. Er durchzog später, theils in eigenen Geschäften, theils von Wißbegierde getrieben, oder als fürstlicher Abgeordneter den größten Theil Nordafrikas und einen Theil

des südwestlichen Asien. Bei einer seiner Wüstenreisen ward die Karawane, welcher er sich angeschlossen, in der Ebene von Arauan durch den Berberfürsten von Zanhaga angehalten und ihr der Durchgangszoll abverlangt. Für jede Kameelladung mußte ein Stück Tuch, etwa einen Dukaten an Werth, erlegt werden. Der Fürst war von einer bewaffneten Schaar von 500 Mann begleitet, welche auf Kameelen ritten. Danach nöthigte der Häuptling aber die Reisegesellschaft, ihm nach seinem einige zwanzig Meilen entfernten Lager zu folgen, und hier bewirthete er sie gastfrei auf die anständigste Weise einige Tage lang, sodaß ihm der Schmaus weit mehr kostete, als was er an Zoll erhalten hatte.

Leo Africanus hatte bei seinen Zügen funfzehn verschiedene Königreiche im Lande der Neger besucht und giebt ihre Lage, von Westen anfangend, in folgender Weise an: Walata, Djeune, Melle, Timbuktu, Gago, Guber, Agades, Kano, Kasena, Zegzeg, Zanfara, Wangara, Bornu, Gaoga und Nuba. „In dieser Reihenfolge — sagt er — werden sie von den Kaufleuten, die von Walata nach Kairo reisen, häufig durchzogen; die meisten von ihnen liegen am Niger. Früher waren alle selbständig, jetzt sind die meisten dem König von Timbuktu unterthan, andere dem König von Gaoga."

Als der weitgereiste Mann auf einer seiner Fahrten von Aegypten nach Fez zu Schiff zurückkehren wollte, ward er bei der Insel Dscherba von christlichen Fahrzeugen zum Gefangenen gemacht und wegen seiner besondern Gelehrsamkeit dem Papste Leo X. geschenkt. Von diesem ward er sehr gütig behandelt, und da er sich dazu entschloß, die christliche Religion anzunehmen, versah der heilige Vater selbst bei ihm Pathenstelle und verlieh ihm, dem Gebrauche gemäß, seinen eigenen Namen: Johannes Leo. Er hatte die Ergebnisse seiner Reise ursprünglich in einem ausführlichern, arabisch geschriebenen Werke niedergelegt, sobald er aber des Italienischen hinreichend mächtig geworden war, übertrug er es in diese Sprache und erhielt davon den Beinamen „der Afrikaner".

Lange Zeiten vergingen, kein Europäer wagte es, in das Innere Afrikas einzudringen. Die Schilderungen von den Schrecknissen der Wüste, vom feindlichen Klima, gefährlichen Thieren und gewaltthätigen Menschen hielten Jeden zurück. Die größte Aufmerksamkeit war theils auf die großen Entdeckungen gerichtet, welche an der Ostküste die Länder am obern Nil bekannter machten, theils auf die Fortschritte der Portugiesen an der Westküste und dem Golf von Guinea. Hier waren es hauptsächlich die Stadt Timbuktu und der Niger, welche man als Ziele festhielt. Die Richtung und der Verlauf des letztern war lange ein unerklärbares Räthsel. Entweder, glaubte man, fließe er ununterbrochen nach Osten und ergieße sich dort in den Nil, wie es Herodot angenommen hatte, oder sein Wasser ströme in den Tsad und verdunste hier. Wieder andere hielten den Kongo für den Unterlauf des Niger. So ward auch das Wenige, was von Timbuktu durch Erzählungen der Eingebornen bekannt geworden war, in der Phantasie vergrößert und ausgeschmückt. Man malte sich den Ort als eine Stadt der Paläste, in welcher die Hausgeräthe, statt aus Thon, von purem Gold seien. Besonders ward die Reiselust durch Mungo Park's zwar unglücklich

endende, aber allgemeines Aufsehen erregende Unternehmungen auf den Westen Afrikas gelenkt. Wir übergehen hier alle jene Versuche (mit einziger Ausnahme der zweiten Reise Clapperton's), die von Westen und Osten her unternommen wurden, und beschränken uns nur auf eine kurze Angabe derjenigen Expeditionen, die von Norden aus durch Fessan einzudringen versuchten. Wir halten dieselben als die Basis fest, auf welcher es Dr. Vogel unternahm, weiter zu bauen.

Der erste Europäer, welcher als wissenschaftlicher Reisender nach Mursuk gelangte, war Friedrich Hornemann, und die Persönlichkeit dieses unternehmenden Mannes bietet ebensowol an und für sich viel Interessantes, als sie andererseits auch zu Vergleichungen mit unserm Dr. Vogel auffordert.

Hornemann war der Sohn eines Geistlichen in Hildesheim und ward 1766 in dem Städtchen Alfeld geboren, in welchem damals sein Vater als Prediger angestellt war. Nicht lange danach ward der Vater nach Hildesheim selbst versetzt und Friedrich Hornemann besuchte die Schulen jener Stadt. Im Jahre 1785 verließ er das Gymnasium dieses Ortes. Schon als Knabe zeichnete er sich durch unbezähmbare Reiselust aus. Alle Freizeit verwendete er darauf, die Umgebung seines Wohnorts zu durchforschen. Er kannte ringsum jede Berghöhe, jedes Waldthal und wanderte die einsamsten Pfade am liebsten allein, da Gesellschaft ihm nur störend war. Seine Mitschüler setzte er, da er vorzugsweise Reiselektüre liebte, schon als Tertianer durch begeisterte Erzählungen von fremden Ländern, abenteuerlichen Thiergestalten in denselben und sonderbaren Völkern in Erstaunen. Ja eines Tages lud er seine Mutter und Schwester ein, ihm zu folgen, und führte beide im Walde nach einer Zweighütte, die er sich ganz nach dem Vorbild der nordamerikanischen Indianer gebaut hatte. Daselbst bewirthete er sie auch auf rein indianische Art.

Auf der Universität Göttingen ward er wegen seiner Vorliebe für Naturwissenschaften ein Lieblingsschüler des berühmten Professor Blumenbach. Im Jahre 1788 hatte sich die Afrikanische Gesellschaft in London gegründet, und die Mittheilungen, welche dieselbe in den Jahren 1790—92 herausgab, übten den mächtigsten Reiz auf den jungen reiselustigen Mann aus. Er faßte den Entschluß, sich der Erforschung des unbekannten Erdtheils zu widmen, und ließ sich selbst dadurch nicht irre machen, daß die genannte Gesellschaft ihm weiter keine Aussichten als die nothdürftigste Unterstützung eröffnen konnte. Im Anfange des Jahres 1797 begab er sich nach London, im Juli nach Paris. Hier ward der unternehmende Mann wegen des Planes, den er auszuführen gedachte, mit allgemeiner Theilnahme begrüßt, und Lalande stellte ihn dem Nationalinstitut als einen Forscher vor, von dem man sich die wichtigsten Aufschlüsse über das Innere Afrikas zu versprechen hätte. Das Interessanteste aber, was Hornemann in Paris fand, war ein türkischer Kaufmann, dessen vertrautere Bekanntschaft er machte. Dieser erklärte ihm entschieden, es sei für einen Christen, der nach dem Sudan vordringen wolle, der einzig mögliche Weg der, daß er über Tripoli und Mursuk reise; und da Hornemann's Instruktionen ihn nöthigten, zunächst nach Kairo zu gehen, so gab er ihm Empfehlungsschreiben an dortige angesehene Kaufleute

mit. Andere Empfehlungsſchreiben erhielt er von Lalande und Thullis und verließ Anfang September Paris, um ſich über Marſeille nach Alexandrien einzuſchiffen. Ohne ſich in letzterer Stadt länger aufzuhalten, reiſte er nach Kairo. Mit der großen Pilgerkarawane, die jährlich, von Mekka zurückkehrend, nach dem Weſten zieht, wollte er nach Feſſan zu gelangen ſuchen und war deshalb zu



Die Oaſe Siwah (Ammon).

einem zehnmonatlichen Aufenthalte in dieſer Stadt genöthigt. Dieſe lange Muße benutzte er zur Vervollkommnung in der arabiſchen Sprache und zu anderweitigen Vorbereitungen. Währenddem landeten die Franzoſen unter Napoleon, und Hornemann fürchtete ſehr, daß dadurch die Ausführung ſeines Unternehmens unmöglich gemacht werden möchte, da er ja im Auftrage der feindlichen Engländer reiſte. Zu ſeiner Freude nahmen ſich aber Berthollet und

Monge seinerseits war man und empfahlen ihn Napoleon aufs wärmste. Hornemann hatte sich Sprache, Tracht und Sitten der Orientalen so anzueignen gesucht, daß er beabsichtigte, als muhamedanischer Kaufmann zu reisen. Den eigentlichen Zweck seines Unternehmens bemühte er sich durchaus geheim zu halten, und selbst seine Begleiter sollten darüber in Unwissenheit bleiben. Aus demselben Grunde hatte er auch den Konsul in Tripoli gebeten, sich nie nach ihm zu erkundigen, um dadurch nicht die Aufmerksamkeit der Fessaner rege zu machen und ihren Verdacht zu seinem Nachtheil zu erwecken. Freilich war jene Rolle nicht so leicht durchzuführen, da er verschiedene wissenschaftliche Instrumente mit sich führte und Beobachtungen anstellen wollte. Einen wahren Schatz hatte er an seinem Diener gefunden. Dieser, ein geborner Deutscher, war vor längern Jahren zum Sklaven gemacht und gezwungen worden Muhamedaner zu werden, sprach ebenso geläufig Arabisch wie Türkisch und hatte bereits mehrfache Reisen nach dem Innern gemacht.

Am 5. September brach die Pilgerkarawane von Kairo nach Westen auf und ward während der ersten vier Tage vielfach durch räuberische Beduinenschaaren beunruhigt, die sie umschwärmten. Am vierten Tage betrat man die Wüste, gelangte nach Mogara und Biljoradek und erstieg am neunten Tage ein Gebirgsland, dessen Plateau von einem unabsehbar breiten und langen Salzlager bedeckt war. Erst am elften Tage kam man wieder zu menschlichen Wohnungen. Am meisten hatten die Reisenden durch den heftigen Nordwind auszustehen, der ihnen den groben Kiessand mit größerer Heftigkeit ins Gesicht warf, als es ein Schloßenwetter gethan haben würde. Stellenweise traf man auf ansehnliche Massen von versteinertem Holz. In der Oase Siwah (Ammon, s. die Abbild. auf S. 9) machte man eine längere Rast und Hornemann benutzte die Zeit dazu, um über die physische Beschaffenheit, die Bewohner, deren Sprache, Regierungsweise, die Ruinen, Katakomben der Umgebung u. s. w. Untersuchungen anzustellen. Unvorsichtiger Weise hatte sein Diener den Argwohn der Siwaher erregt, da er den französischen Paß hatte sehen lassen. Als am 29. September die Karawane abreiste, ward sie von einer Schaar fanatischer Bewohner jener Oase verfolgt, die Hornemann's Tod forderten, da er ein Christ sei, und er hatte es nur seiner genauen Kenntniß des Koran, seiner Fähigkeit, geläufig Arabisch zu sprechen und zu schreiben, und der Gewandtheit seines Dieners zu verdanken, daß man sich beruhigte.

Nach einem sehr anstrengenden Marsche erreichte man Augila, wo man sich eine längere Ruhe gönnte. Von hier aus sandte man einen Boten nach der Grenze von Fessan voraus, der untersuchen mußte, ob die Brunnen in gutem Zustande befindlich seien, und erst nachdem man davon versichert war, brach man am 27. Oktober auf. Der Weg war besonders während der ersten Tage beschwerlich, da sich weder Wasser noch ein Hälmchen Gras für die Kameele fand. Am dritten Tage ward der Anfang der Moria-je-Kette erreicht. Erst am siebenten Tage konnte man wieder im Schatten von Bäumen ruhen und am folgenden erblickte man die Höhen des Schwarzen Harudsch. (S. S. 4.) Hornemann entfernte sich von der Karawane, um dieselben zu besteigen. Er hielt damals die schwarzen

Felsen für Basalt, neuerdings sind sie als eisenhaltiger Sandstein erkannt worden. Mit Mühe und Noth fand Hornemann seine Reisegenossen wieder auf, die er währenddem aus dem Gesicht verloren hatte. Abermals geht der Zug fünf Tage lang durch flache, traurige Thäler, in denen ein einzelner dürftiger Baum zu einem Ereigniß wird, und man kommt dann zu den Kalkfelsen des Weißen Harudsch. Am sechzehnten Tage nach der Abreise von Augila langt die Karawane in Temissa an und erfährt daselbst, daß sie einer großen Gefahr entgangen sei. Eine bedeutende Schaar räuberischer Araber hatte sich nämlich versammelt gehabt, in der Absicht, sie zu überfallen. Da ihr Erscheinen sich aber verzögert hatte, waren die Räuber zu der Meinung gelangt, die Karawane sei bei der Eroberung Kairos durch die Franzosen an der Fortsetzung ihrer Reise gehindert worden. Die Räuber hatten sich deshalb anderweitigen Unternehmungen zugewendet.

Am 17. November 1799 kam Hornemann in Mursuk an als der erste Europäer, der Mittheilungen über diese Stadt veröffentlichte. Von hier aus sandte er den ersten Brief an die Afrikanische Gesellschaft, welcher Nachrichten aus Fessan enthielt. Anfänglich beabsichtigte er sofort nach Tripoli zurückzugehen, um dort die erforderlichen Schritte zu seinem weitern Fortkommen zu versuchen, ward aber vom Fieber ergriffen und büßte seinen treuen Diener durch den Tod ein. Kaum genesen, macht er sich endlich langsam auf den Weg nach Tripoli, allenthalben mit größter Umsicht untersuchend, beobachtend und von Pilgern, mit denen er zusammentrifft, Erkundigungen über die Länder im Süden und die Straßen nach denselben einziehend. In Tripoli gelingt es ihm, den Sultan so für sich zu gewinnen, daß dieser ihn in seinen besondern Schutz nimmt und ihm ein Schreiben einhändigt, in welchem er ihn als seinen Diener Jedem dringend empfiehlt. Zum zweiten Mal macht er sich am 1. Dezember 1799 nach Mursuk auf den Weg, wo er am 20. Januar 1800 wohlbehalten ankommt. Zwei Kameele tragen seine Vorräthe, die in allerlei kleinen Waaren bestehen. Seine Reisebibliothek wird nur durch den Koran und einige andere heilige Bücher gebildet. In der Hauptstadt von Fessan ist er zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalt genöthigt und er macht die interessante Bekanntschaft eines Scherifs von Bornu, mit dem er nach letzterem Lande zu reisen gedenkt. Zwei weitere Briefe, die er von hier absendete, enthalten mancherlei Nachrichten über die Tibu, Tuarik, über Timbuktu, den Sudan und Bornu. Ein dritter Brief ging verloren. Sein letztes Schreiben datirt vom 6. April 1800. Den 7. April reiste er in frischer Gesundheit und fröhlichen Muthes ab und sprach aus, daß er bis zum September in Bornu zu bleiben gedächte, um dann mit der großen Karawane weiter zu ziehen.

Die spätere Expedition unter Oudney, Denham ꝛc. erfuhr durch Erzählungen der fessanischen Kaufleute Salah und Benderachmani über sein weiteres Schicksal Folgendes: Er sei, sagte man, als muhamedanischer Kaufmann nach Nyffe gereist, hätte dort aber einen Anfall von der Ruhr bekommen und wäre nach sechstägigem Krankenlager daran gestorben. Seine Papiere habe ein gelehrter Mann Jussuf Felata an sich genommen. Der Negerpöbel habe diesen

aber als einen Zauberer betrachtet, ihn beschuldigt, daß er Umgang mit bösen Geistern pflege, und ihn deshalb in seinem Hause sammt allem Besitzthum verbrannt. Auf diese Weise sei Alles verloren gegangen.

In Tripoli war es den Engländern gelungen, durch die Bemühungen des Konsuls Warrington ein sehr freundschaftliches Verhältniß mit dem Pascha daselbst anzuknüpfen. Sie hatten die Wichtigkeit der Straße über Fessan nach dem Sudan ins Auge gefaßt, und dem Pascha seinerseits lag daran, in der mächtigen seefahrenden Nation eine kräftige Stütze bei seinen Bestrebungen, sich von der Pforte unabhängig zu machen, zu finden.

Im Jahre 1819 ging deshalb Joseph Ritchie, Sekretär der Gesandtschaft, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, von Tripoli aus im Auftrage der englischen Regierung nach dem Süden. Ihn begleitete der Marineleutnant G. Francis Lyon. Sie reisten von Tripoli aus in Gesellschaft des Sultans von Fessan, Mukni, der dem Pascha von Tripoli tributpflichtig war. Anstatt aber den Europäern hülfreich zu ihrem bequemern Fortkommen zu sein, legte er denselben verrätherischer Weise in seiner Hauptstadt Mursuk alle möglichen Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg. Ritchie erkrankte an dem ungesunden Orte an einem Gallenfieber, und da Mukni verboten hatte, ihm beizustehen, starb er. Sein Gefährte Lyon, der gleichzeitig an einem Ruhranfall litt, erholte sich aber glücklicher Weise wieder und veröffentlichte bei seiner Rückkehr nach England die Ergebnisse der Reise, sowie alles Das, was er durch Erkundigungen über die südlichen Länder erfahren. Trotz des ungünstigen Ausgangs dieses Unternehmens war man doch durch die erhaltenen Nachrichten nicht abgeschreckt worden, sondern rüstete schon 1821 einen neuen Reisezug aus, an dessen Spitze der Naturforscher Dr. Walter Oudney stand. Ihn begleiteten der Major Dixon Denham und Leutnant Hugh Clapperton; außerdem der Schiffszimmermann Hillmann und ein englischer Diener Symkins, der außer drei europäischen Sprachen auch fertig Arabisch sprach. Warrington nahm die Reisenden in herzlichster Weise auf, der Pascha unterstützte ihr Vorhaben und nach Beendigung aller Vorbereitungen brachen sie im März 1822 nach Mursuk auf. Clapperton und Oudney reisten über Beniolid voraus, Denham, der später aufgebrochen war, traf sie kurz vor dem Anfang der eigentlichen Sahara. In Sokna erfreuten sie sich einer theilnehmenden Freundlichkeit von Seiten der Einwohner. Besonders erregte die europäische Kleidung, welche die Reisenden beibehalten hatten, die Neugierde der Frauen, und letztere interessirten sich so für die Hosentaschen der Fremden, daß sie ihre Hände versuchsweise in dieselben steckten, mitunter drei bis vier gleichzeitig. Zwischen Sokna und Mursuk hatte die Karawane sehr vom Wüstenwind auszustehen, der ihnen den Sand in die Augen warf, so daß ihre Thiere wild wurden und nicht vorwärts wollten. Auch während der Nacht wüthete der Sturm fort, riß wiederholt die Zeltpflöcke um und bedeckte zollhoch die Schlafenden mit Sand. Als man sich am 8. April Mursuk näherte, ritt ihr israelitischer Diener voraus. Die Einwohner der Stadt hielten denselben für den angekündigten englischen Konsul und erwiesen ihm

zur großen Beluſtigung der ſpäter Ankommenden die gebräuchlichen Ehrenbezeigungen, während ſonſt Juden allgemein verächtlich behandelt werden.

Der jetzige Sultan von Feſſan, Muſtapha, Mukni's Nachfolger, begegnete den Engländern zwar freundlich, machte ihnen aber allerlei Schwierigkeiten in Bezug auf ihr weiteres Vordringen. Ohne eine Begleitung von mindeſtens 200 Bewaffneten, erklärte er ihnen, könne man nicht durch die Wüſte reiſen; es ſei aber nicht möglich, vor dem nächſten Frühjahr eine ſolche Schaar zuſammen zu bringen; außerdem bedürfe es auch noch dazu der ausdrücklichen Erlaubniß des Paſchas in Tripoli. Ein Kaufmann, Bu Khalum aus Murſuk, der ein Feind Muſtapha's war, nahm ſich ihrer an, reiſte mit Denham nach Tripoli, und wirkte beim Paſcha jene Erlaubniß aus. Freilich gelang es erſt letztern zu energiſchen Schritten zu bewegen, als Denham bereits mit einem franzöſiſchen Schiffe bis Marſeille gereiſt war, um ſich in England über den Paſcha zu beſchweren. Am 17. September befand ſich Denham mit Bu Khalum wieder in der Wüſte und war mit einem Theil der Mannſchaft verſehen. Ein anderer Trupp ſtieß in Sokna zu ihnen.

Am 30. Oktober zog Denham mit Bu Khalum in Murſuk auf pomphafte Weiſe ein, ſodaß ihnen die halbe Bewohnerſchaft entgegenſtrömte. Bu Khalum ſaß auf einem weißen tuneſiſchen Roſſe. Sein Sattel war vergoldet und die Satteldecke aus purpurnem Sammt mit Gold verbrämt. Er ſelbſt war in mehrere Kleider aus den ſchwerſten Seidenſtoffen gehüllt und dieſe mit Goldſtickereien, Treſſen und vergoldeten Knöpfen geſchmückt. Oudney war ſchon vor ſeiner Abreiſe in England leidend geweſen und Denham traf ihn an einer Bruſtkrankheit darnieder liegend. Clapperton hatte das Fieber. Während dieſer Reiſe Denham's hatten die beiden Zurückgebliebenen einen Ausflug nach den Natronſeen und nach der Tuarikſtadt Rhat unternommen und bei dieſer Gelegenheit die Ruinen von Dſcherma (Germa), der Hauptſtadt des alten Garamantenreichs, beſucht. Der Verſuch, die ſogenannte Geiſterburg oder das Teufelsſchloß bei Rhat, eine wildzerklüftete Berggruppe, zu beſteigen, war verunglückt, da tiefe Klüfte ihnen das Weitergehen verwehrten. Kurz nach ihrer Rückkehr nach Murſuk waren die beiden Freunde von jenen Krankheiten niedergeworfen worden, an denen ſie Denham noch leidend fand. Um ſo bald als möglich von dem ungeſunden Murſuk wegzukommen, ſuchte man die Abreiſe, ſo viel als ſich thun ließ, zu beſchleunigen. Clapperton und Oudney gingen ſchon am 19. November nach Gerthrun voraus, zehn Tage ſpäter folgte ihnen die übrige Karawane, durch Bu Khalum und ſeine 200 wohlbewaffneten Araber begleitet. Eine anſehnliche Schaar feſſaniſcher Kaufleute hatte ſich mit ihren Sklaven und Sklavinnen angeſchloſſen. Man traf die Vorausgegangenen ſehr krank, und Hillmann, der Zimmermann, war vom Fieber ſo heftig ergriffen worden, daß er kaum im Stande war, ſich auf dem Kameele zu halten. Einen äußerſt entmuthigenden Eindruck machte auf die Kranken die Menge der Gebeine und Leichname, welche ſie auf der ganzen folgenden Wüſtenſtrecke trafen und die meiſtens umgekommene Sklaven eines Transportes vom vorigen Jahre waren, in

welchem der Sultan einen Kriegszug nach Süden gemacht hatte. Man gelangte nach Bilma und machte daselbst die Bekanntschaft des Sultans der Tibu. Denham schildert denselben als höchst unreinlich und geistig beschränkt. Sein Hemd und Turban, ehedem weiß, waren schwarz von Schmutz, ähnlich sein Körper, und Denham begriff es sehr wohl, daß der Sultan ihn um ein Stückchen Seife bat. Selbst die Spieldosen, Uhren und andere Gegenstände europäischer Erfindung regten die schwerfälligen Tibu wenig auf; am meisten Eindruck schien noch ein rother Burnus zu machen, den der Sultan zum Geschenk erhielt.

Aus den Dörfern des Tibulandes, an denen man vorüberkam, eilten der Karawane die Einwohner entgegen, warfen sich grüßend auf die Knie und sangen tanzend vor ihnen Loblieder. Die Araber vergalten jene Gastfreundschaft, auf ihre Uebermacht sich stützend, freilich sehr schlecht. Eine Partie von ihnen machte einen Streifzug in die Umgegend und nahm den Hirten zweiundzwanzig Reitkameele weg, um die unterwegs gefallenen zu ersetzen.

Nachdem man am Brunnen Agadem vorbeigekommen war, begegnete man mitten in der Wüste Tintuma zwei Kurieren, die auf dem Wege von Bornu nach Mursuk begriffen waren und diesen weiten Weg in dreißig Tagen zurückzulegen gedachten. Ihr ganzes Gepäck bestand nur aus einem Sack mit gedörrtem Getreide, zwei Schläuchen Wasser, einem kleinen Kupfergefäß und einer hölzernen Schale, höchstens noch aus einigen Streifen getrockneten Fleisches. Kochen sie auf ihren Rastplätzen ja, so benutzen sie als Feuerungsmaterial den gedörrten Kameelmist, den sie in einem unter dem Schwanz des Thieres aufgehangenen Beutel unterwegs gesammelt haben.

Am Brunnen Bire Kaschiferi begrüßte sie Mina Tahr, d. h. der schwarze Vogel, Häuptling der dort wohnenden Gunda-Tibu, welcher von den durchziehenden Karawanen einen Zoll zu erheben pflegte. Er lud die Reisenden ein, ihm nach einem Brunnen zu folgen, der zwei Meilen südlich von der Straße gelegen sei und den Lagerplatz jener Tibuhorde bildete. Die Speisen, welche ihnen der Häuptling bot, waren zwar sehr schlecht, desto schöner aber die zwei Reitkameele, die er Bu Khalum als Geschenk gab und von denen das eine bis zur Höhe des Höckers neun Fuß maß. Die meisten Tibu hatten ihr Gesicht mit Narben verziert, der Häuptling selbst zeichnete sich durch zwei halbmondförmige Narben aus, die sich über und unter den Augen befanden und als Schmuck der Tapferkeit galten. Denham zeigte ihm eine Uhr, bemerkte aber, daß die lebhafte Freude, welche der Tibu äußerte, nicht durch das Uhrwerk hervorgerufen wurde, sondern durch die blanke Innenseite der Gehäuses, welche ihm sein Gesicht wiederspiegelte. Denham schenkte ihm deshalb einen Spiegel, und nun kannte die Seligkeit des schwarzen Burschen keine Grenzen. Er führte zur allgemeinen Belustigung die tollsten Freudensprünge aus.

Die Araber hatten bei ihrem Zuge nicht blos die Beschützung der Reisenden im Auge; es lag ihnen vornehmlich daran, Beute zu machen und mit Raub und Sklaven bereichert in ihre Heimat zurückzukehren. Sowie sie sich den fruchtbarern Gegenden näherten, hatte ein Streiftrupp seitwärts Spuren einer Schafherde

entdeckt, und die ganze gierige Schaar eilte nach der Stelle, wo man das Lager der Nomaden ausgekundſchaftet. Letztere waren, die Gefahr ahnend, ſchleunigſt aufgebrochen und hatten ſich geflüchtet. Dies benutzten die Räuber aber wiederum als einen Vorwand, ein Recht auf deren Habe zu beanſpruchen. Es ſei das Geſetz der Wüſte, ſchrieen ſie, daß die Hirten den durchkommenden Reiſenden beiſtehen müßten. Die Schurken hätten ihnen ihre Hülfe und ihren Beiſtand entziehen wollen und ſeien deshalb der ſtrengſten Strafe ſchuldig. Sie jagten ihrer Spur nach, trafen ſie endlich und hatten bereits die ganzen Herden in Beſitz genommen, ja ſelbſt den fußfällig flehenden Weibern und Mädchen ſämmtliche Kleider vom Leibe geriſſen, als Bu Khalum dazukam und, durch die Vorwürfe der Engländer beſchämt, die Zurückerſtattung befahl. Zehn fette Schafe und einen Ochſen nahm man jedoch als eine Entſchädigung für dieſe eigenthümliche Rechtspflege in Anſpruch. Zwei Tage vor dieſem Zwiſchenfall hatte Bu Khalum einen Tibu als reitenden Boten an den Scheikh von Bornu abgefertigt, um officiell die Ankunft zu melden. Beim Weiterziehen fand man den Armen halbverſchmachtet an einem Baume feſtgebunden, wo er ſeit vierundzwanzig Stunden ohne Speiſe und Trank geblieben war. Eine Räuberſchaar der Wandala-Tibu hatte ihn aufgefangen, völlig ausgeplündert und dem Hungertode preisgegeben. Die anwohnenden Traita-Tibu hatten die entwendeten Briefe den Räubern wieder abgejagt und ſchickten ſie Bu Khalum zurück. Der Bote erholte ſich ſchnell und ſetzte ſeinen Weg bald darauf fort. Beim Brunnen Mittimi erreichte die Karawane am 3. Februar üppigen Wald und genoß den langentbehrten Schatten der Bäume. Beſonders ſchön und kräftig waren hier die Mimoſen und Akazien entwickelt (ſ. Abbild. S. 17), die man bisher nur in dürftigen, kümmerlichen Exemplaren zu Geſicht bekommen hatte. Von der ſchirmartig ausgebreiteten weiten Krone derſelben hingen dichte Maſſen von Schlinggewächſen herab, und zierliche Antilopen, ſowie kräftige Büffel zogen ſich vor der ankommenden Karawane in das Dickicht zurück, das die Waſſertümpel in der Nähe des Tſad umgab. Man traf hier auch den Fennek (Canis Cerda), eine ſonderbare, durch helle Färbung und lange Ohren ausgezeichnete Fuchsart. (Siehe einen ſolchen auf der Abbildung links im Vordergrunde unter dem Asklepiasbuſche.) Am intereſſanteſten war für Denham, als leidenſchaftlichen Jäger, die Menge Waſſervögel, welche, gänzlich ohne Furcht vor den Menſchen, auf dem Waſſer ihr Spiel trieben und ihn ganz nahe kommen ließen. Lange ſaß er am Ufer und ſchaute dem harmloſen Treiben der Thiere zu, ehe er es wagte, ihren Frieden durch einen Schuß zu ſtören. Er hatte ſelbſt nicht darauf geachtet, daß ſein Pferd, des Harrens müde, davongelaufen war und im Lager durch ſeine Ankunft große Beſorgniß um das Schickſal des Reiters erregt hatte. Am 11. Februar wurde der Reiſezug durch zwei Beamte des el Kanemi begrüßt, welche zum Willkommen achtzehn Ochſen überbrachten und die Angekommenen nach Kuka einluden. Man mußte den in den Tſad ſich ergießenden Komadugu Waube paſſiren. Pferde und Kameele ſchwammen hindurch; die Menſchen gelangten in Kähnen hinüber, die auf die roheſte Weiſe aus Planken zuſammengeſetzt, mit Stricken zuſammengebunden und deren Fugen nothdürftig mit Stroh verſtopft waren.

Der Empfang, welcher den Ankömmlingen zu Theil ward, war ein wirklich großartiger. Bu Khalum und seine Araber hatten sich aufs beste herausgeputzt, die Engländer ihre Staatsuniform angelegt. Man ritt eben aus einem dichten Walde heraus, als man mehrere Tausend bewaffnete Reiter in musterhafter Parade vor sich aufmarschirt sah. Offiziere sprengten, Befehle gebend, vor der Fronte auf und ab. Sobald die Fremden erschienen, erhoben Alle ein lautes Bewillkommnungsgeschrei und die ganze Schlachtordnung setzte sich gegen sie in einer Weise in Bewegung, daß sie eine Zeit lang wirklich in Ungewißheit geriethen, ob es nur auf eine großartige Begrüßung oder auf ihre Vernichtung abgesehen sei.



Panzerreiter und Bogenschütz aus Bornu.

Von den Flügeln sowol als von der Mitte lösten sich kleine Abtheilungen los und sprengten so dicht an die Karawane heran, daß sie fast mit den Thieren derselben zusammenprallten. Währenddem schritt die ganze Linie vorwärts, schwenkte, die Speere kriegerisch schwingend und laut rufend, links und rechts vor und hatte alsbald die ganze Karawane vollständig umzingelt. Man merkte es deutlich, daß die Neger den Fremden ihre kriegerische Ueberlegenheit zeigen wollten. Das Gedränge ward so stark, daß Bu Khalum zornig zu fluchen begann, obschon er einsah, daß sich gegen eine solche Uebermacht gar nichts anfangen ließ. Sowie der in bunte Seide gekleidete Führer der Neger heranritt, um ihn zu begrüßen, zogen sich seine Leute in größter Ordnung zurück. Besonders zeichnete sich eine starke, auserlesene



Mimosenwald am Tsad.

Schaar, die sogenannten Neger des Scheikhs, durch ihre stattlichen Rüstungen aus. (S. Abbild. S. 16.) Sie trugen Panzerhemden, aus Eisenringen gearbeitet, die vom Halse bis zu den Knien reichten und hinten offen waren, manche hatten metallene Helme, andere Turbane; ebenso waren die Köpfe der Pferde durch Eisenbleche geschützt. Die zehn Fuß langen Lanzen hatten Eisenspitzen von drei Fuß Länge.

Sowie man am Thore der Stadt anlangte, machte die ganze Schaar Halt. Nur Bu Khalum, die Engländer und zwölf Araber durften eintreten, die Uebrigen wurden veranlaßt, draußen zu warten. Bis zur Wohnung des Scheikhs war ein Spalier von Reitern gebildet, die drei Mann hoch standen, und die übrige noch freie Straße füllten Fußsoldaten. Bu Khalum ward zuerst eingelassen, eine halbe Stunde nachher durften die vier Engländer eintreten. Man führte sie einzeln die Treppe hinauf, und vor der Thür des Audienzzimmers geboten ihnen Wachen mit gekreuzten Speeren still zu stehen. Als sie endlich eingelassen wurden, fanden sie den Scheikh in eine blaue Sudantobe gekleidet, rings von Pistolen und Flinten und bewaffneten Negern umgeben. Der Scheikh war ein Mann von etwa 25 Jahren und angenehmen Gesichtszügen. Nachdem er sich bei Oudney nach dem Zweck ihrer Reise erkundigt, wies er ihnen die Hütten an, die für sie erbaut worden waren, und forderte sie auf, ihn wieder zu besuchen, sobald sie sich von der Reise etwas erholt haben würden. Am folgenden Tag überreichten sie dem Scheikh ihre Geschenke: eine Doppelflinte mit allem Zubehör, ein paar schöne Pistolen, zwei Stück feines Tuch, eines roth, das andere blau, außerdem Porzellangeschirr und Gewürze. Die Geschenke wurden auf einen Teppich niedergelegt und die Engländer, daneben im Sande niedergekauert, erklärten dem Scheikh den Gebrauch der Gewehrschlösser, der Schraubenzieher und des Pulvermaßes an der Pulverflasche. Sehr erfreut war er, als man ihm versicherte, der König von England habe von ihm gehört, und er meinte gegen seinen Kanzler: dies käme daher, daß er die Baghirmi geschlagen habe. Die Reisenden wurden gastfrei auf die reichlichste Weise versorgt. Sie erhielten Ochsen, Weizen, Reis, Lederbüchsen voll Butter, Töpfe voll frischen Honig, Schüsseln mit gekochtem Fleisch und Gerstenmehl, das mit Fett zubereitet war, sowie ganze Kameelladungen Fische.

Der Scheikh war zwar dem Namen nach dem Sultan von Bornu, der in Neu-Birni am Tsad residirte, untergeordnet, in Wirklichkeit aber Diktator mit unumschränkter Gewalt. Durch die Fellata, welche von Westen her vordrangen, war letzterem sein Reich bereits gänzlich entrissen worden, als der muthige Scheikh den Feind angriff und in die Flucht schlug. Vierzig Schlachten kämpfte er als Sieger, vorzüglich unterstützt durch die treuen Speerträger aus Kanem, und vertrieb nicht nur die Fellata aus den Grenzen des Reichs, sondern erhob Bornu zu einem der mächtigsten Staaten des Sudan. Außer diesen Feinden machten ihm auch die südöstlich wohnenden Baghirmi viel zu schaffen. Diese hatten sich mit dem Sultan von Wadaï im Osten verbündet, wurden aber trotzdem geschlagen und ihre Hauptstadt Kernuk, sowie andere Orte ihres Reiches verbrannt und zerstört. Zur Zeit als die Reisenden in Kuka ankamen, rüsteten die Baghirmi von neuem zum Kriege und überschritten in feindlicher Absicht den

Schari, als sie auf die Kunde von der Ankunft der mit Flinten bewaffneten 200 Araber sich eiligst zurückzogen. Dies steigerte den Uebermuth der Araber bis zum Unerträglichen. Sie ergingen sich, auf ihre herzlich schlechten Feuergewehre verweisend, über die mit Pfeilen und Speeren kämpfenden Schwarzen in den verächtlichsten Aeußerungen und erregten dadurch den Unmuth des Scheikhs und der Seinen in solchem Grade, daß dieser ihren Raubgelüsten ein Ziel anwies, an welchem sie gebührende Züchtigung erhalten konnten. Ihr bisheriger Führer Bu Khalum war den unmenschlichen Sklavenjagden und den damit verbundenen Menschenschlächtereien von Herzen abgeneigt und wünschte sehnlichst durch reellere Handelsunternehmungen einen zwar bescheidenern, aber ruhigern Gewinn zu erzielen. Dadurch gerieth er mit den Häuptlingen der Araber in Feindschaft. Sie schrieen ungestüm nach einem Raubzug und er mußte sich schließlich mißmuthig ihrem Verlangen fügen, da er die Ungnade seines heimischen Herrschers fürchtete, dem aus einem solchen Unternehmen ein bedeutender Gewinn erwachsen mußte.

Den Engländern traute der Scheikh als erfahrener Politiker wenig Gutes zu. Er konnte sich lange nicht überzeugen, daß der eigentliche Zweck ihrer Reise nur darin bestehen sollte, daß sie den Tsad-See besahen und einige Vogelbälge, Thierhäute und werthlose Mineralien sammelten; vielmehr fürchtete er, daß die Engländer nur eine Kundschaft ausgesandt hätten, um das Reich vorläufig kennen zu lernen und ihm dann dasselbe Schicksal zu bereiten, was Indien, wie er erfahren, zu Theil geworden war. Er legte ihnen deshalb unter dem Schein zärtlicher Fürsorge alle möglichen Hindernisse in den Weg, nähere Erkundigungen im Lande durch Reisen einzuziehen, und entfernte sogar alle gut unterrichteten Personen aus ihrer Nähe, durch welche sie etwa mittelbar weitere Aufschlüsse hätten erhalten können. Dagegen ließ er durch den Zimmermann Hillmann zu den zwei Kanonenläufen, welche er früher als Geschenk erhalten hatte, Laffetten anfertigen, Kartätschenbüchsen machen und einige seiner Neger in der Handhabung und Bedienung der Geschütze unterweisen. Clapperton wurde veranlaßt, mehrere Raketen steigen zu lassen, um den anwesenden Gesandten eines feindlichen Stammes der Schua heilsamen Respekt vor ihm und seinen Verbündeten einzuflößen, und begierig lauschte er den Erzählungen des Majors Denham, wenn dieser ihm schilderte, wie bei der europäischen Art Krieg zu führen in die Mauern einer belagerten Stadt durch gewichtige Kanonenkugeln Bresche geschossen würde und dann das Fußvolk im Sturm durch die Lücke eindringe. Denham's leutseligem Wesen gelang es endlich die abergläubischen Befürchtungen vor Bezauberungen zu beseitigen, die er selbst unvorsichtiger Weise dadurch erregt hatte, daß er Abbildungen von Personen aus Lyon's Werk vorgezeigt. Die Vornehmen baten ihn unaufhörlich dringend, sie doch ja nicht a b z u s c h r e i b e n. Eine Spieldose wurde schließlich das Mittel, das Mißtrauen zu beseitigen und ein sehr freundschaftliches Verhältniß mit dem Scheikh herzustellen. Dieser lauschte entzückt den lieblichen Weisen des Instruments, und die Art, wie er sich dabei benahm, bezeugte seine höhere Bildung. Er war weit entfernt von den rohen Aeußerungen des Erstaunens, die Denham von den meisten Andern bei ähnlichen Gelegenheiten gehört hatte, ja als einer der Anwesen-

den beim Schweizer Kuhreigen, den die Dose spielte, durch einen lauten Ausruf den Genuß des Scheikhs störte, erhielt er von letzterem einen so kräftigen Schlag als Zurechtweisung, daß alle Uebrigen zitterten.

Um den unerquicklichen Zänkereien mit den Arabern zu entfliehen, unternahm Bu Khalum einen Ausflug nach Neu-Birni und machte dem Sultan Ibrahim daselbst seine Aufwartung. Die Engländer begleiteten ihn, nahmen aber aus Mißverständniß keine Geschenke für den Sultan mit, während der Fessaner mit reichen Gaben erschien. Spaßhaft war der Gegensatz, welchen der Hofstaat des Scheinkönigs im Vergleich zu der kriegerisch kräftigen Umgebung des Scheikhs el Kanemi bildete. Der Sultan suchte die Würde seiner Person und seines Gefolges durch unmäßige Dicke des Leibes und Größe des Turbans herzustellen.

Bald darauf kehrten die Reisenden nach Kuka zurück. Nachdem Denham an den Ufern des wildreichen Tsad-See einen mehrtägigen Jagdausflug gemacht hatte, ersuchte er den Scheikh um seine Zustimmung, eine Reise nach dem Süden machen zu dürfen. Die Araber waren währenddem durch des Scheikhs Intriguen in zwei Lager gespalten worden. Der eine Häuptling zog mit hundert Mann nach der Nordseite des Tsad, die Andern, denen Bu Khalum wider Willen als Führer dienen mußte, beabsichtigten einen Raubzug gegen die Völkerschaften im Süden. El Kanemi gab denselben zwar 2000 bornuesische Lanzenreiter mit, stellte dieselben aber unter den Befehl seines Vertrauten Barka Gana. Der Scheikh verweigerte dann officiell dem Major Denham die Erlaubniß, sich diesem Zuge anschließen zu dürfen; als aber Denham trotzdem insgeheim aufgebrochen war und der vorausgegangenen Expedition folgte, ließ er ihn durch einen zuverlässigen Mann begleiten und empfahl ihn dem besondern Schutze Barka Gana's.

Die Araber waren anfänglich der Meinung gewesen, daß sie einen Ueberfall der benachbarten wehrlosen Heidenvölker unternehmen könnten, um dabei auf bequeme Weise reiche Beute an Sklaven zu machen. El Kanemi aber wollte ihnen für ihre Anmaßungen eine derbe Lektion geben lassen und sandte sie deshalb zunächst nach Mora, der Hauptstadt im Mandaralande, südwestlich vom Tsad. Der Weg führte über das Gebirge, und auf weite Strecken hin kam man durch prächtigen Wald. Das Unterholz desselben bestand zwar zum großen Theil aus Dornensträuchern und stachelsamigen Gräsern, die Bäume erreichten aber meistens ansehnliche Größe und Dicke, und üppige Schlingpflanzen bildeten Bogengehänge über die schattigen Wege. Der Vortrab des Heeres jagte einen Panther auf und im Gebüsch traf man die halbaufgefressene Leiche eines Negers. Einige Reiter machten sofort Jagd auf das Raubthier. (Hierzu siehe das Tonbild.) Ein Wurfspeer durchbohrte den Hinterschenkel desselben, ein dicht an ihn herangerittener Krieger verwundete es in die Schulter. Da stürzte das gereizte Thier mit wüthendem Geheul auf seinen Angreifer los und würde ihn zerfleischt haben, wenn nicht glücklicher Weise die Kugel eines Arabers seinen Kopf durchbohrt hätte.

Der Fürst von Mandara, ein Muhamedaner, war mit Bornu sehr befreundet. Der Sultan von Bornu hatte eine seiner Töchter vor kurzem zur Frau genommen und beide Staaten waren eng verbündet. Die näher wohnenden heidnischen Völker



Pantherjagd im Mandara-Gebirge.

Zu Vogel's Reisen. S. 20.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

sandten dem Sultan von Mandara reiche Geschenke, als sie vom Nahen des Kriegerheeres Kunde erhielten, und derselbe erklärte, es sei gänzlich unthunlich, sie zu bekriegen; es bliebe weiter nichts übrig als ein Angriff auf die Grenzorte der südwestlich wohnenden Fellata. Dieser Plan konnte wenig Begeisterung hervorrufen, denn einmal waren die Fellata kriegerisch und in den Waffen geübt, dann aber durften sie eigentlich, als Muhamedaner, nicht zu Sklaven gemacht werden.

Der Sultan von Mandara begleitete den bereits 3000 Mann starken Heereszug mit seinen eigenen Kriegern, aber nicht um thatkräftig ihnen beizustehen, sondern nur um zuzusehen, wie die Araber mit den Fellata fertig würden. Im Falle die erstern siegten, hätte man die Beute mit ihnen getheilt, bei einer etwaigen Niederlage aber war man selbst gesichert.

In seinem Palaste zu Mora empfing der Sultan mit himmelblau gefärbtem Barte die Ankommenden in feierlicher Vorstellung. Denham aber erregte allgemeinen Abscheu, als man erfuhr, er sei ein Ungläubiger. Anfänglich schlug man ihm geradezu die Erlaubniß ab, einen Ausflug nach den nächsten Bergen machen zu dürfen, und als er endlich nach vielfachen Verspottungen gehen durfte, wurden ihm sechs Mann mit großen Keulen mitgegeben, die ihm weniger zum Schutz als zur Beaufsichtigung dienten. Er war auch noch gar nicht weit von der Hauptstadt entfernt, als Trompetenstöße ertönten und seine Wache ihn sofort zur Umkehr nöthigte. Endlich, am 25. April, rückte man zu dem verhängnißvollen Unternehmen gegen die Fellata aus. Der Sultan von Mandara ritt voran auf einem schönen isabellfarbenen Hengste mit röthlichen Flecken, ihm folgten seine sechs Lieblingsdiener, dann seine dreißig Söhne. Für jeden der letztern hatten Reitknechte sechs andere Pferde in Bereitschaft, für den Sultan selbst deren zwölf. Die Mannschaften Barka Gana's trugen rothe Burnusse über ihre Stahlpanzer. Das Ganze machte einen imposanten, prächtigen Eindruck.

Zwei Städte der Fellata wurden überfallen und, da die Bewohner eiligst flohen, eingeäschert. Man kam an eine dritte, Musfia genannt, die sich in einer geschützten Lage zwischen zwei Hügeln befand und außerdem noch mit Palissaden und einem tiefen Hohlweg geschützt war. Dahinter standen die Schützen der Feinde und begrüßten mit vergifteten Pfeilen die Angreifenden. Trotz dieser festen Stellung stürmten die Araber mit großer Tapferkeit vorwärts, wurden aber von ihren Verbündeten im Stich gelassen und die Mehrzahl von ihnen auf der wilden Flucht erschlagen. Denham selbst ward von den nachsetzenden Fellata verwundet und ausgeplündert und kam halbtodt und völlig nackt bei dem Rest der Araber wieder an. Bu Khalum war gefallen. In Mora wurden die Flüchtigen von dem dortigen Sultan höchst schnöde behandelt und ihnen alle Hülfe verweigert. Der ganze Feldzug hatte sechs Tage gewährt. Der Scheikh, erstaunt über des Majors wunderbare Rettung, verpflegte ihn in Kuka wohlwollend und meinte: er müsse von Allah zu großen Dingen bestimmt sein, da ihn derselbe aus solchen Gefahren errettet habe.

Nachdem sich Denham hinreichend erholt, auch durch einen nach Tripoli abgehenden Kurier, welcher Bu Khalum's Tod dem Sultan meldete, Nachrichten nach England geschickt, begleitete er den Scheikh auf einem Kriegszuge nach Westen,

der gegen die heidnischen Munga gerichtet war. Diese wollten zwar den Sultan von Bornu als Herrn anerkennen, nicht aber den Scheikh, und da sie selbst 12,000 Bogenschützen ins Feld zu stellen vermochten, so zog el Kanemi ein bedeutendes Heer zusammen und vereinigte 5000 Schua und Bornuesen mit 9000 Mann treuergebener Kanembu. Diesmal reisten auch Oudney und Clapperton mit Denham. Sie wohnten einer Musterung bei, welche der Scheikh über sein Heer hielt. Bei letzterem war auch der Sultan mit seinem Hofstaat eingetroffen. Der Scheikh selbst trug zwei weiße, buntdurchwirkte Toben von Musselin, darüber einen weißen Burnus und als Turban einen Kaschmirschal. Ueber seine Schulter hing der Säbel, den ihm nach seiner Ausdrucksweise „der englische Sultan" geschenkt hatte. Ihn umgaben seine bornuesischen Reiter und die Araber, und vor ihm marschirten die Kanembu-Speerträger auf, deren Anführer scharlachfarbene, mit Gold besetzte Burnusse trugen. Auf ein gegebenes Zeichen rückten die Schaaren in Abtheilungen von 800 — 1000 Mann mit lautem Feldgeschrei vor. Sie waren nur mit einem Gürtel aus Ziegen- oder Schaffell angethan und hatten einige schmale Tuchstreifen um den Kopf gewickelt, die unter der Nase über das Gesicht gingen. (Siehe nebenstehende Abbildung.) Ihren Hauptschutz bildete ein großer Schild, fast von der Gestalt eines gothischen Fensters. Dieser war aus Stücken des leichten, aber festen Holzes vom Fogobaume gearbeitet und mit Riemen zusammengebunden. Unter diesen Schilden schliefen sie auch im Lager und schützten sich gut mit denselben gegen die feindlichen Pfeile. Außer dem Speere hatten sie am linken Arme einen Dolch, der durch einen Ring so festgehalten ward, daß der Griff der Hand zugekehrt war.

Sowie sich die Schaaren der Kanembu dem Scheikh näherten, beschleunigten sie ihre Schritte, schlugen mit den Lanzen gegen die Schilde und marschirten an ihm vorüber. Der Scheikh sprengte zum Zeichen seines Wohlgefallens in eine Abtheilung hinein, Alle drängten sich um ihn herum, küßten ihm die Steigbügel und gaben deutlich zu erkennen, wie sehr sie sich durch diese Auszeichnung geehrt fühlten.

Glücklicher Weise endigte der Feldzug ziemlich schnell ohne größere Gewaltthaten. Der Ruf von des Scheikhs Macht hatte den Munga Furcht eingeflößt und sie zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zurückgeführt. Malem Fanami, ihr Anführer, sah sich von den Seinigen im Stich gelassen und gezwungen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Er kam in dürftiger Kleidung und unbedeckten Hauptes ins Lager und kniete vor dem Scheikh nieder, gewärtig, daß dieser sein Todesurtheil aussprechen würde. Statt dessen begnadigte ihn derselbe, ließ ihm acht schöne Toben über einander anziehen und sein Haupt als Zeichen großer Ehre mit Turbanen so dick umwickeln, daß es einem Scheffelmaß glich. So machte sich el Kanemi durch kluge Mäßigung das ganze Volk der Munga zu seinen besten Freunden und sicherte sich durch sie eine treue Schutzwehr gegen die Fellata im Westen.

Nach Kuka zurückgekehrt, traf der Scheikh Vorrichtungen, um den schon länger beabsichtigten Feldzug gegen die Baghirmi und den Sultan von Wadaï auszuführen. Letzterer beanspruchte insbesondere die östlich am Tsad liegenden Gebiete von Kanem. Zwei Heere sollten gleichzeitig aufbrechen, eins nach Südosten und das zweite östlich an den Tsad, also gerade nach Gegenden, nach

denen Denham längſt eine Reiſe gewünſcht hatte. Der Scheikh ſetzte bei dieſem neuen Unternehmen ſeine Hauptſhoffnung auf die Kanonen mit ihren Kartätſchen, ſowie auf 200 Flinten, die freilich zum größten Theile unbrauchbar waren.

Die lange Regenzeit wurde zunächſt abgewartet. Bei eintretendem beſſern Wetter begleiteten Oudney und Clapperton eine Karawane, welche nach Weſten in



Kanembu-Häuptling und Fußvolk.

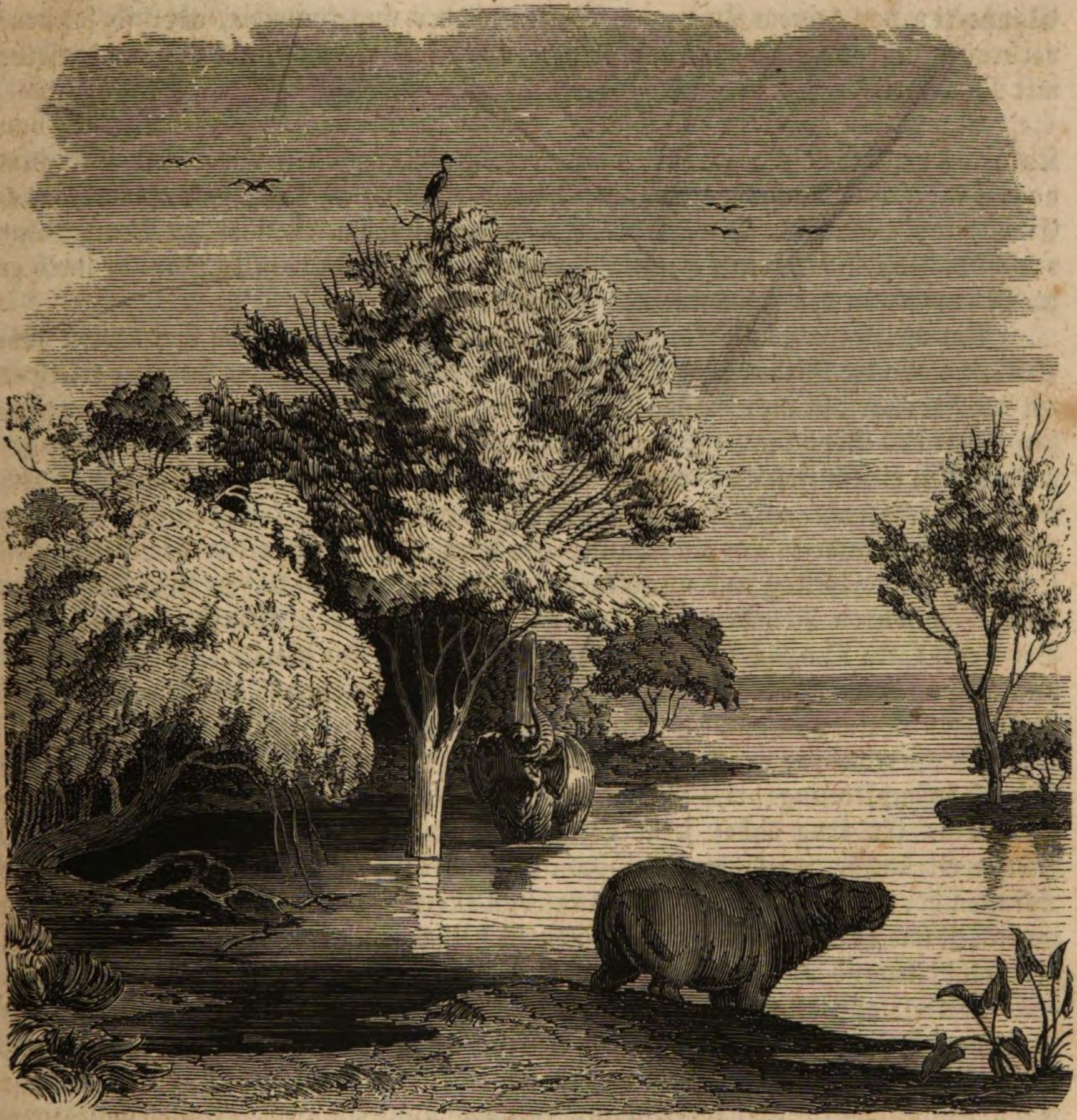
das Reich der Fellata zog, trotzdem daß der erſtere ſehr an ſeinem alten Bruſtübel litt. Kaum waren dieſelben eine Woche abgereiſt, als zur Verſtärkung der Geſellſchaft ein junger kräftiger Offizier Namens Toole von Malta aus eintraf und Geld, Kleider und mancherlei zu Geſchenken ſich eignende Gegenſtände mitbrachte. Toole ſchloß ſich an Denham an und beide richteten ihr Augenmerk auf den Oſten. Mehrere Male hatten hier die Baghirmi Einfälle in das Gebiet des

Scheikhs gemacht; der letztere hatte vorsichtig gezögert, gegen sie loszuschlagen, weil Gerüchte von einem Angriff gesprochen, der durch die westlichen Fellata und durch den Sultan von Tripoli vorbereitet würde. Als er sich durch Kundschafter von dem Ungrund dieser Befürchtungen überzeugt, wendete er sein Augenmerk auf die Baghirmi. Aber eben als er gegen sie ziehen wollte, erfuhr er, sie hätten sich schleunigst über den Scharifluß zurückbegeben, da die Bewohner von Maffatai und Kusseri, zwei Grenzstädten im Südosten, einen unerwarteten Handstreich gegen sie ausgeführt. Die Baghirmi aus Gulghi hatten nämlich ein Arbeiterdorf auf feindlichem Gebiete am gegenüberliegenden Ufer des Schari erbaut und von diesem aus die Bodenerzeugnisse in Kähnen nach ihrem Lande geführt. Lange hatten die Bornuesen diesen Uebergriffen ruhig zugesehen, plötzlich überfielen die Bewohner der genannten zwei Städte zur Nachtzeit den Baghirmi-Ort, hieben die Männer nieder und machten Weiber und Kinder zu Sklaven. Die Getreidevorräthe steckten sie in Brand. Die erschreckten Baghirmi verließen in Folge dessen das ganze Gebiet um Logone, das sie bisher gebrandschatzt, und die Bewohner des letztern schickten eiligst eine Gesandtschaft an den Scheikh von Bornu, um diesem ihre Ergebenheit zu erklären.

Diesen günstigen Moment benutzte Denham, um sofort mit seinem Genossen eine Reise nach Logone zu unternehmen. Sie durchzogen dabei das sumpfige, reichbewachsene Gebiet des untern Schari und hatten Gelegenheit, sowol die üppigen Waldungen daselbst kennen zu lernen, als auch mit den dickhäutigen Bewohnern desselben, den zahlreichen Elephanten und Flußpferden, sowie mit den unzähligen Stechfliegen und Mücken vielfache Bekanntschaft zu machen. In Logone selbst konnten sie sich nur sehr kurze Zeit aufhalten und mußten die angetretene Fahrt zu Boot weiter den Schari hinauf plötzlich abbrechen, da Nachrichten von dem schleunigen Vorrücken der Baghirmi eintrafen. Schon auf der Hinreise nach Logone war Toole von dem Sumpffieber befallen worden, und da ein Abwarten seiner Genesung unmöglich ward, so starb der bedauernswürdige junge Mann auf dem Rückwege an dieser Krankheit am 26. Februar zu Ngala (Angala). In Ngornu (Angornu), welches Denham am 2. März erreichte, mußte auch er zehn Tage lang am Fieber darnieder liegen und erfuhr währenddem, daß Oudney gestorben sei. — Am 28. März kam es zwischen dem Scheikh und den Baghirmi bei Ngala zu einer Schlacht, in welcher die Baghirmi mit Hülfe der Kanonen völlig geschlagen wurden und seitdem Bornu nicht mehr belästigten.

So sehr nun aber der Scheikh zu Gunsten Denham's gestimmt war, da er dessen Kartätschen den Sieg größtentheils verdankte, so war er doch entschieden gegen eine Reise östlich durch Wadaï, da er sie für unausführbar hielt. Er rieth, die Engländer möchten lieber versuchen, von Aegypten her weiter zu gehen, wenn sie den Drang, fremde Länder zu sehen, nicht mäßigen könnten.

Ende Mai kam neue Verstärkung aus England an. Tyrwhitt, der schon früher erwartet und dessen Stelle damals durch Toole ersetzt worden war, traf ein und brachte außer neuen Geldmitteln für die Expedition auch schöne Geschenke für den Scheikh mit.



An der Mündung des Schari.

Unglücklicher als der Kriegszug gegen die Baghirmi fielen die Unternehmungen aus, welche Barka Gana gegen feindliche Häuptlinge am Ostende des Tsad auszuführen versuchte und bei denen Denham ihn begleitete. Der eine jener Fürsten hatte sich so gut verschanzt und mit so auserlesenen Kriegern umgeben, daß ein Angriff auf ihn gar nicht möglich war. Der zweite dagegen lockte die beutelustigen Krieger des Scheikhs in ein sumpfiges Gebiet, in welchem sie theils versanken, theils von den mit den Oertlichkeiten genau bekannten Feinden niedergestochen wurden. Barka Gana selbst erhielt eine starke Wunde in den Rücken mit einem Speer, welcher vier Toben und das eiserne Panzerhemde durchbohrt hatte. Am 17. Juni kehrte Denham nach Kuka zurück und fand hier seinen Freund

Clapperton von seinem Zuge nach Westen wieder angekommen, aber so sonnenverbrannt und abgemagert, daß er ihn nicht eher erkannte, als bis ihn derselbe mit Namen rief.

Clapperton war am 14. Dezember 1823 in Gemeinschaft mit Oudney von Kuka aus nach Westen gezogen. Man verfolgte zunächst den Weg über Katagum nach Kano. Die Nächte waren zum Theil so empfindlich kalt, daß einmal, nach Clapperton's Bericht, Eis gefror. Durch den schnellen Wechsel der Temperatur verschlimmerte sich Oudney's Zustand mehr und mehr, und am 10. Januar starb er zu Murmur in den Armen seines Freundes.

Am 20. Januar kam Clapperton in Kano an. Nachdem ihm hier Boten vom Sultan Bello die Erlaubniß gebracht, daß er denselben besuchen dürfe, verließ er am 23. Februar den ungesunden Ort. Er ließ seinen Diener Jakob und einen großen Theil des Gepäckes in Kano zurück und machte sich mit seinem Führer Muhamed Djolli, einem Fellata, auf den Weg. Der größte Theil des Landes, durch welchen die Straße nach Sokoto führt, zeigte ein sehr fruchtbares Aussehen und war stellenweis gut angebaut. Die Bewohner begegneten den Reisenden freundlich und gefällig, und nur die Furcht vor räuberischen Ueberfällen der in dem Reiche hausenden Rebellen und das Fieber machten den Marsch unangenehm. Bei dem Orte Quoli kam ihnen ein Trupp von 150 Reitern mit Trommeln und Trompeten entgegen, der vom Sultan Bello ausgeschickt worden war, sie zu begleiten und einzuführen.

Clapperton zog „als Diener des Königs von England", wie er in des Scheikhs Empfehlungsbrief an den Sultan Bello bezeichnet worden war, in Sokoto ein. Er trug dabei seine goldbesetzte Leutnantsuniform, weiße Hosen, seidene Strümpfe, türkische Pantoffeln und auf dem Haupte einen Turban. Die Straßen der Stadt waren dicht gedrängt voll Menschen, und ein Bote erschien, um ihn im Namen des Sultans willkommen zu heißen, der augenblicklich sich nicht in der Stadt befand und erst am Abend in derselben eintraf. Den 17. März Morgens hatte Clapperton bei ihm Audienz. Er fand in ihm einen kräftigen Mann iu seinen besten Jahren von edlem Ansehn und mittlerer Größe. Ein kurzer, starkgekräuselter schwarzer Bart umgab seinen hübschen kleinen Mund. Die Nase war griechisch geformt, seine Stirne ausdrucksvoll und seine großen Augen voll Feuer.

Nachdem der Sultan Clapperton über sein persönliches Befinden und seine letzten Reiseerlebnisse befragt, erkundigte er sich nach Religion und Sitten der Engländer. Er sah die letztern mit ziemlich mißtrauischen Augen an und ward in seinem Argwohn besonders durch die Einflüsterungen der anwesenden Araber bestärkt, welche ihrerseits Nachtheile dadurch zu erhalten fürchteten, wenn die Engländer unmittelbar mit Haussa in Verbindung kämen. So erkundigte sich Bello genau nach dem Verhalten, welches die Engländer in dem Kampfe zwischen den Griechen und den Türken beobachtet hatten, ferner nach ihrem Auftreten Algier gegenüber und endlich als kitzlichstem Punkt nach ihrem Benehmen in Ostindien. Er schien durch Clapperton's Antworten so ziemlich beruhigt zu sein, gab demselben auch Auskunft über den Lauf des Niger und die Länder im Westen, versprach

ferner, eine ausreichende Geſandtſchaft abgehen zu laſſen, um die Engländer in Empfang zu nehmen, ſobald dieſe an der Weſtküſte landen würden, hinderte aber durchaus Clapperton's Weiterdringen in die weſtlichen und ſüdlichen Länder.

Der Reiſende übergab dem Sultan im Namen des Königs von England reiche Geſchenke. Beſonderes Intereſſe hatte Bello an dem hierbei befindlichen Kompaß, da dieſer ihn zu jeder Zeit darüber belehrte, wo er Oſten zu finden habe, um beim Gebet ſein Geſicht dorthin zu richten.

Clapperton mußte ſeinen Beſuch häufig wiederholen und der Sultan fragte ihn wißbegierig über die verſchiedenartigſten Dinge Europas, ja er wünſchte ſchließlich ſehr lebhaft, daß ſich ein engliſcher Geſandter und ein Arzt in Sokoto niederlaſſen möchten, um ſeine Unterthanen in den Künſten und den Kenntniſſen der Europäer zu unterrichten. Da er aber fortwährend erklärte, daß wegen des Kriegszuſtandes, in welchem ſich das Land zur Zeit befand, ein Vordringen nach Weſten hin unmöglich ſei, ſo war Clapperton ihm noch ſehr dankbar, daß er ihm wenigſtens keine Hinderniſſe in den Weg legte, um nach Bornu zurückgehen zu können. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß er jedesmal heftiger am Fieber zu leiden hatte, ſobald er gezwungen war, längere Zeit an einem Orte zu verweilen, und daß es während der Aufregungen und durch den fortwährenden Ortswechſel auf der Reiſe erträglicher wurde. Er erhielt vom Sultan ein eigenhändiges Schreiben an den König von England, in welchem derſelbe ſeine freundſchaftliche Geſinnung gegen die Engländer ausſprach. Die Provinzen, durch welche die Rückreiſe ging, befanden ſich im Aufſtande gegen die Fürſten und die Wanderung durch dieſelben war deshalb von Gefahren bedroht. Nach einer mühſeligen Reiſe traf Clapperton am 22. Mai in Kano ein und fand ſeinen Diener Jakob bei leidlichem Wohlſein. Am 3. Juni verließen Beide dieſen Ort und rückten wegen der übergroßen Hitze nur langſam weiter. Nachdem Clapperton Sockwa und Girkwa berührt, traf er am 10. Juni mit dem Beginn der Regenzeit in Murmur ein. Zu ſeiner großen Entrüſtung fand er, daß man die von ihm umhegte und geſchützte Grabſtätte ſeines Freundes Oudney nicht geachtet, ſondern faſt bis zur Unkenntlichkeit zerſtört hatte. Ein Arabertrupp hatte die Lehmmauer niedergeriſſen und dann auf dem Grabe ein Feuer angezündet. Clapperton war ſo erzürnt über dieſen Anblick, daß er den Vorſteher des Ortes, deſſen beſonderem Schutz er das Grab empfohlen, eigenhändig durchprügelte und ihm einſchärfte, ſofort die Mauer wieder herſtellen zu laſſen, was dieſer denn auch in demüthiger Unterwürfigkeit zu thun verſprach.

Nachdem der Reiſende Katagum paſſirt hatte, traf er bei Sanſan auf einen Eilboten, den ihm der Major Denham mit Geſchenken für den Sultan Bello ſendete. Unter den letztern befand ſich ein prachtvoller Ehrenſäbel. Clapperton begleitete den Boten bis Katagum und trug Sorge, daß derſelbe von hier aus ſofort an den Sultan ſicher weiter ging; dann ſetzte er ſeine Reiſe nach Kuka fort, in welcher Stadt er am 2. Juli eintraf. Er fand nur Hillmann anweſend, der eben einen verdeckten Karren für die Frauen des Scheikhs zimmerte; Denham war noch auf ſeinem Ausfluge nach dem öſtlichen Tſad. Die Reiſe nach Sokoto hatte ſieben Monate erfordert; ſie war die erſte, welche ein Europäer in dieſen Gegenden un=

ternommen hatte. Durch sie lernte man das große Reich des Sultans Bello kennen und erhielt sichere Nachrichten von dem eigentlichen Verlauf des Niger.

Denham und Clapperton bereiteten sich zur Heimreise nach Europa vor. Tyrwhitt sollte als Konsul in Kuka zurückbleiben. Der Scheikh sorgte für die beiden Scheidenden mit freundschaftlichster Aufmerksamkeit und übergab ihnen reiche Geschenke für den König von England. Nach herzlichem Abschied und dringend eingeladen, baldigst wieder zu kommen, wurden die Engländer entlassen. Sie versuchten zwar nördlich noch zum Schluß den Tsad zu umgehen, kehrten aber bald wieder um, wegen der zahllosen Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten. Die lange Wüstenreise war reich an den gewöhnlichen Mühseligkeiten, Gefahren und Schreckensbildern dieser Tour. Zusammenbrechende Kameele, denen hungrige Sklaven noch im letzten Todeszucken den Dolch ins Herz stießen und die Stücken Fleisch warm vom Leibe rissen, um sie roh zu verschlingen, Kinder, die kaum auf allen Vieren noch weiter konnten, aber mit der Peitsche vorwärts getrieben werden mußten, wenn sie nicht zum gewissen Tode liegen bleiben sollten, Skelette und halbverweste Leichen, über welche die Reitthiere stolperten: all dergleichen mußte erst noch einmal erlebt werden, ehe man die fruchtbeladenen Dattelpalmen Fessans begrüßen konnte.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Mursuk setzten die Reisenden ihren Weg nach Tripoli fort und kamen in dieser Stadt am 21. Januar 1825 wohlbehalten an. Der Pascha ließ sie durch seine Beamten feierlich einholen und betheiligte sich persönlich an einem Balle, welchen die in Tripoli sich aufhaltenden Engländer und Spanier gaben, um die glückliche Rückkehr Denham's und Clapperton's zu feiern. Hillmann ward mit dem Gepäck und den Thieren zur See nach England gesandt, Denham und Clapperton dagegen reisten über die Alpen nach England, wo sie am 1. Juni glücklich eintrafen.

Clapperton war ganz begeistert von den Aussichten, welche ihm Sultan Bello in Bezug auf Handelsverbindungen Englands mit dem Sudan von der Westküste her eröffnet hatte. Er nahm sich kaum Zeit zu den mündlichen Berichten über seine Reise, als er auch sofort bereit war, wieder nach jenem Lande zurückzukehren, in welchem des Sultans Boten versprochenermaßen seiner harren sollten. Am 22. Juni erhielt er die Ernennung zum Kapitän und Kommandeur und bereits am 27. August 1825 ging er in Portsmouth auf der königlichen Schaluppe Brazen unter Segel. Ihn begleitete sein später so berühmt gewordener Diener Richard Lander aus Cornwall, ein Mann, der sich durch seine Treuherzigkeit und stete Heiterkeit auszeichnete, der Einzige, welcher nachmals von der ganzen Expedition zurückkehrte. Dazu kamen der Seeoffizier Pearce, der Schiffschirurg Dr. Morrison und der Chirurg Dickson, der sich durch einen längern Aufenthalt in Westindien bereits mit dem Tropenklima vertraut gemacht hatte. Man langte am 26. Oktober im Meerbusen von Benin an. Dickson wünschte von hier aus den Weg nach Sokoto allein zu versuchen. Er ging mit dem früher

erwähnten Diener Columbus und einem Portugiesen Dr. Susa nach Dahome und von dort aus nach Jaouri. Hier verschwinden alle weitern Nachrichten über ihn. Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. In Whida und in Benin wußte kein Mensch etwas von den verheißenen Boten des Sultans Bello; die Orte Funda und Racka, welche ebenfalls als Punkte des Zusammentreffens bezeichnet worden waren, kannte man nicht einmal dem Namen nach. Ein englischer Kaufmann, Houtson, der mit den Küstengebieten vertraut war, rieth der Expedition, von Badagry aus vorzudringen, und erbot sich, sie bis zu den Grenzen von Jarriba zu begleiten, ja auf Clapperton's Zureden versprach er, sie bis Katunga (Ejeo), der Hauptstadt von Jarriba, zu bringen.

Man landete deshalb in Badagry am 24. November und trat mit der Bewilligung des Landesfürsten am 7. Dezember 1825 die Reise nach dem Innern an. Zunächst fuhr man in Kähnen auf dem Gazi bis nach Puka stromauf und ging dann zu Lande nach Akalu. Ein Negerhäuptling, welcher sich ihnen hier feindlich entgegenstellte und die Weiterreise verbieten wollte, ward durch ein Glas Grog nachgiebig gestimmt, so daß man unangefochten nach Sado, Bidji und Labu gelangte. Leider litten die Reisenden sehr am Fieber, und selbst Clapperton war oft so schwach, daß er sich in einer Hängematte weiter schaffen lassen mußte. In Djanna, einer ansehnlichen Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, nahm man sie mit großer Freude auf. Kurz nach der Abreise von diesem Orte starb aber schon Morrison's Diener Dawson, in Engwa erlag Pearce den zerstörenden Einwirkungen des Fiebers und an demselben Tage Morrison zu Djanna, wo man ihn hatte zurücklassen müssen. Clapperton ließ sich nichtsdestoweniger schwerkrank weiter tragen und erholte sich um ein Merkliches, sobald man in Afura das höhere Gebiet des Kanggebirges betrat. Auf beschwerlichen Pfaden überstieg man das letztere, indem man dabei Duffu, Chadu, Matoni und Erawa berührte, und kam am 13. Januar glücklich nach Cheki, dem höchsten Punkt des Gebirges. Nachdem die Karawane zahlreiche Orte am jenseitigen Abhange passirt, gelangte sie nach Katunga und fand bei dem Herrscher daselbst gute Aufnahme. In eigenthümliche Schwierigkeiten ward Clapperton in Wawa, einem Orte östlich von Katunga, verwickelt. Eine außerordentlich dicke und deshalb nach den Landesvorstellungen außerordentlich schöne Wittwe interessirte sich in so hohem Grade für die angekommenen Fremdlinge, daß sie zunächst Richard Lander als Mann begehrte und, als dieser ein solches Glück verschmähte, Clapperton ihre Reichthümer vorzählte und ihn zur Heirath aufforderte. Er widerstand zwar der Versuchung, hatte aber viel Aufenthalt und Umstände dadurch. Als er nämlich in Bussa, demselben Orte, in dessen Nähe Mungo Park umgekommen war, über den Niger setzen wollte, wartete er vergeblich auf sein Gepäck und erfuhr zu seinem Aerger: jene Wittwe sei ihm mit der bestimmten Erklärung nachgereist, sie werde ihn als ihren Mann wieder zurückbringen, und deshalb hätte der Fürst von Wawa, politische Intriguen befürchtend, vorläufig Beschlag auf Clapperton's Gepäck legen lassen, bis er sich von dessen friedfertiger Gesinnung überzeugt habe. Clapperton sah sich gezwungen, persönlich nach Wawa umzukehren und sich über die wahre Sachlage

zu erklären. Eine zweite schwarze Schöne, die Tochter eines Häuptlings, die ihm ihre Neigung zugewendet hatte und ihn stark betrunken besuchte, rührte er durch seine abschlägige Antwort, sowie durch die Erklärung, daß er keinen Branntwein trinke, zu heißen Thränen.

Bei Wondjerke, d. i. des Königs Fähre, unweit des Dorfes Comi, setzte Clapperton über den Niger, der hier 600 Schritt breit ist. Er verließ damit das Land Borgu und traf in Nyffe ein, wohin zu gelangen er bei seiner ersten Reise vergebens gestrebt hatte. Nachdem er dieses Reich durchzogen, kam er unter zahllosen Mühseligkeiten der verschiedensten Art, zu denen sich auch noch bei ihm eine Entzündung der Milz gesellte, in Kano an. Hier fand er leider die früher so angenehmen Verhältnisse sehr zu seinem Nachtheil verändert. Er traf den Sultan Bello mitten im Krieg gegen seine in Empörung wider ihn begriffenen Provinzen, welche nur Herrschern aus ihrem eigenen Gebiet gehorchen wollten. Ebenso war ein blutiger Kampf entstanden zwischen Haussa und Bornu, und der sonst so freundliche Bello belegte die Waffen, die Clapperton als Geschenk für den Scheikh von Bornu mit sich führte, mit Beschlag, verweigerte durchaus jede Reise nach dem Lande des letztern und wollte den Reisenden sogar glauben machen: der Scheikh habe ihn brieflich aufgefordert, den Engländer zu tödten, wenn er wiederkäme. Bello war durchaus von dem Glauben befangen, Clapperton sei ein Spion, und die Engländer beabsichtigten nichts Anderes, als Haussa in ähnlicher Weise erst auszukundschaften und dann in Besitz zu nehmen, wie sie es mit Ostindien gethan. Clapperton war durch seine Krankheit außerordentlich reizbar geworden und dies riß ihn zu ungewöhnlicher und unkluger Heftigkeit hin, durch welche er alle seine frühern Freunde unter den Eingebornen von sich verscheuchte und sogar von seinen eigenen Dienern verlassen ward. Auf einem Jagdausfluge, den er in das Land der Zegzeg unternahm, zog er sich ein schweres Fieber zu, weil er während des Anstandes, von Müdigkeit überwältigt, auf dem nassen Boden liegend eingeschlafen war, und starb an den Folgen dieser Erkältung am 13. April 1826 in dem Armen seines treuen Richard, dem er es überließ, die Mission als der einzige Ueberlebende zu Ende zu führen.

Vom Sultan Bello freundlich unterstützt, versuchte Lander nach Jakoba südlich vorzudringen, um von hier aus nach Funda zu gehen und dann auf dem Niger stromabwärts bis zum Meere zu fahren. So hoffte er das Geheimniß zu lösen, das noch immer über dem Unterlauf dieses Stromes, sowie über dem Benue (Tsadda) lag. Vom Fieber befallen und zum Widerstande unfähig gemacht, ward er in Dunrora durch Reiter aus Zegzeg genöthigt, diesen nach Saria (Soso), der Hauptstadt des letztgenannten Landes, zu folgen, und so war sein Plan für diesmal vernichtet. Er kehrte nach vielen anderweitigen Abenteuern und Gefahren auf demselben Wege zurück, den die Expedition ein Jahr vorher eingeschlagen hatte.

Ziemlich zwanzig Jahre verſtrichen, ohne daß ein Europäer es wieder gewagt hätte, in den Sudan vorzudringen. Erſt in den Jahren 1845 und 1846 unternahm der Engländer James Richardſon eine Reiſe über Tripoli nach Murſuk und Rhat, der Hauptſtadt im Lande der nördlichen Asgar-Tuarik. Er hatte bei derſelben weniger die wiſſenſchaftliche Erforſchung im Auge, ſondern ſich die Aufgabe geſtellt, alle jene Verhältniſſe genauer zu beobachten, welche ſich auf den Sklavenhandel in dieſen Gegenden beziehen. Er war von Tripoli aus trotz des Abrathens ſeiner Freunde und ſelbſt des Paſchas nur mit Unterſtützung einiger Kaufleute von Gadames, die er in Tripoli kennen lernte, weiter gereiſt. Es gelang ihm in freundſchaftliche Beziehungen zu den Einwohnern in Murſuk und Rhat zu treten, und er hegte die Hoffnung, daß es gelingen könnte, einen entſcheidenden Schritt im Kampfe gegen den Handel mit Schwarzen, dieſe Krankheit des Menſchengeſchlechts, vorwärts zu thun, wenn man mit den hier und beſonders auch im Herzen Afrikas wohnenden Fürſten von Seiten der engliſchen Regierung Verträge zu Stande brächte. Während ſeines Aufenthalts in Feſſan ging keine Karawane nach dem Sudan, und er ſah ſich genöthigt, nach neunmonatlichem vergeblichen Warten nach Europa zurückzukehren. Er ſprach ſich in ſeinem Vaterlande lebhaft für ſeinen Plan aus und fand auch Theilnahme dafür, obſchon durchaus nicht in dem Grade, wie ſie die Expedition während ihres ſpätern Verlaufs erregte. Im Sommer 1849 erhielten ſeine Vorſchläge die Zuſtimmung der Regierung. Außerordentlich intereſſirte ſich der berühmte Geograph Dr. Auguſt Petermann für dieſe Gelegenheit, nähere Nachrichten über den ſo wenig bekannten Erdtheil zu erhalten. Da aber Richardſon nicht der Mann zu ſein ſchien, der außer dem ausgeſprochenen Zwecke auch fähig wäre, den manchfachen Forderungen zu entſprechen, welche die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaft an eine derartige Expedition ſtellen mochten, ſo ward durch theilnehmende Vermittelung des Ritters Bunſen, der ſich damals als preußiſcher Geſandter am britiſchen Hofe befand, die Bewilligung erhalten, daß Richardſon ein junger deutſcher Gelehrter als Naturforſcher zur Begleitung mitgegeben würde. Die Wahl fiel auf



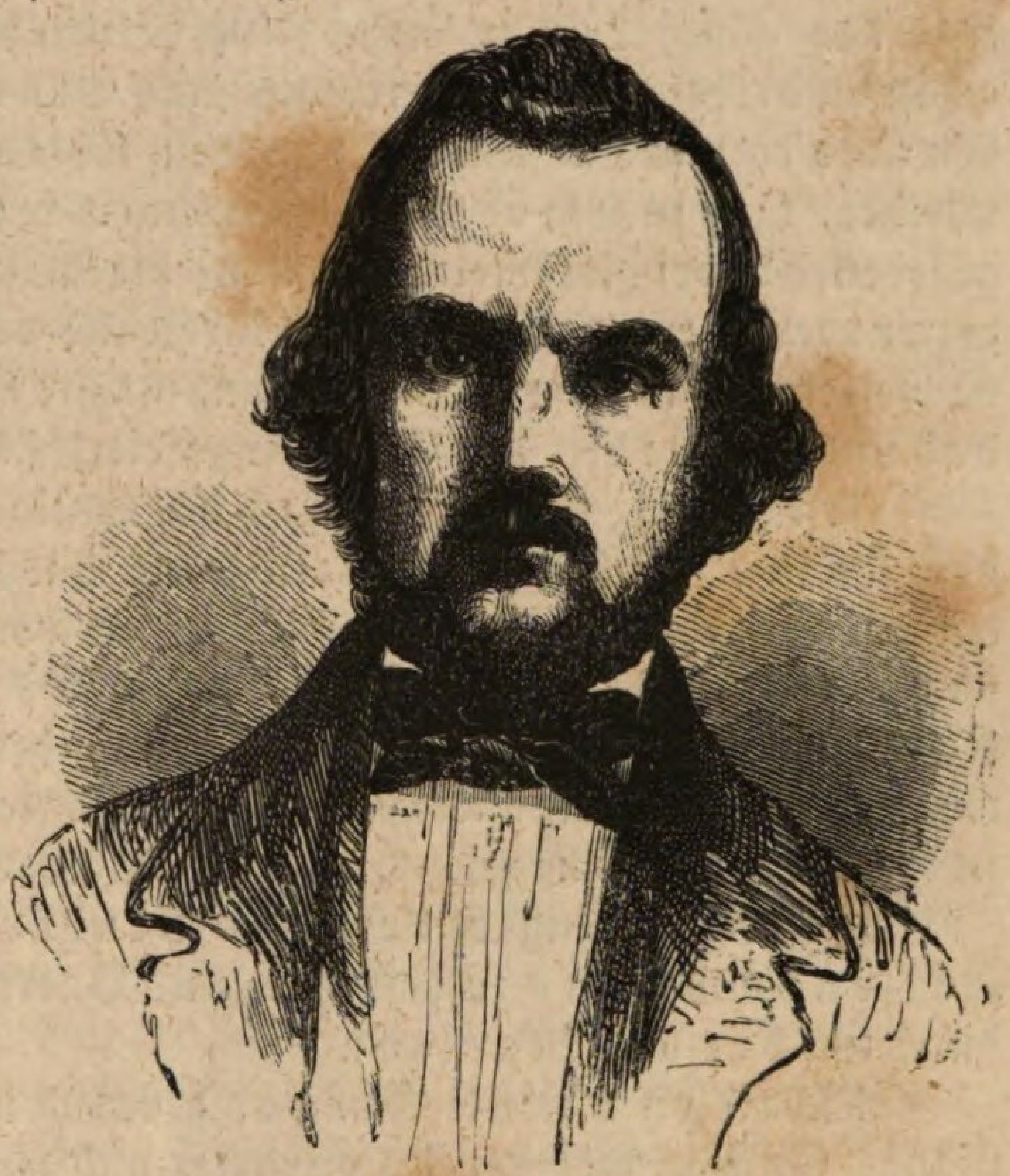
James Richardſon.

Dr. Adolph Overweg, einen gebornen Hamburger, der sich damals in Berlin aufhielt. Overweg war am 24. Juli 1822 in der alten Hansestadt geboren und hatte im dreizehnten Jahre das Johanneum daselbst besucht. In seinem einundzwanzigsten Jahre ging er auf die Universität Bonn, studirte dort zwei Jahre und besuchte dann seiner weitern Studien wegen Berlin. Nach Verlauf eines Jahres machte er daselbst sein Examen und erwarb sich den Doctortitel. Um seine Studien fortzusetzen, blieb er auch dann noch in Berlin und war eben im Begriff, ein Braunkohlenwerk bearbeiten zu lassen, das er entdeckt zu haben glaubte und von dem er sich reichen Vortheil versprach, als ihm das erwähnte Anerbieten gemacht wurde. Er war sofort für das Unternehmen höchst begeistert und gedachte besonders als Geolog reiche Ausbeute dabei zu finden. Er hatte sich früher durch Turnen und weite Fußreisen an körperliche Anstrengungen gewöhnt und erfreute sich des kräftigsten Wohlbefindens, so daß er den Anstrengungen einer solchen Reise recht wohl gewachsen zu sein glaubte.

Durch Vermittelung der Berliner geographischen Gesellschaft, an welche man sich von London aus wegen des Naturforschers gewendet hatte, wurden vorläufig 1000 Thaler zur Bestreitung der Reisekosten für letztern angewiesen. Zur großen Freude Overweg's bewarb sich jetzt auch noch ein Dritter um Theilnahme an dem Zuge, nämlich sein Freund und Landsmann Dr. Heinrich Barth, der die Kosten aus eigenen Mitteln decken wollte. Letztgenannter Gelehrter war bereits als tüchtiger Historiker, Archäolog und Sprachenkenner bekannt und hatte sich besonders auch durch eine wissenschaftliche Reise an der Nordküste Afrikas, deren Resultate er veröffentlichte, einen Namen erworben. So sehr man in England die außerordentliche Zweckmäßigkeit einer solchen Verstärkung der Expedition anerkennen mußte, so schwierig war man andererseits im Anweisen der Mittel zu dieser Reise. Für Overweg und Barth wurden auf die Strecke bis Fessan nur 100 Pfund Sterling (700 Thlr.) und eben so viel für den Weg bis Bornu bewilligt, eine für die Schwierigkeiten einer Wüstenreise geringe Summe. Später bewilligte zwar die Geographische Gesellschaft aus ihren eigenen Mitteln eine Beihülfe von 1000 Thalern zur Unterstützung der beiden Deutschen. Se. Majestät der König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., wies andere 1000 Thaler dazu an, die Physikalische Gesellschaft in Königsberg steuerte 700 Thaler bei, und weitere 300 Thaler wurden durch Privatleute zusammengeschossen, so daß die Summe auf 3000 Thaler anwuchs. Ehe dies Kapital aber zusammen kam, waren die Reisenden bereits genöthigt gewesen aufzubrechen. Da eine geraume Zeit hindurch Nachrichten von ihrem Aufenthalte fehlten, wußte man nicht, wohin man das Geld senden sollte, und benutzte einen Theil davon zur Ausrüstung des später abgehenden Dr. Vogel. In England hatte man den beiden Deutschen auf den Fall, daß sie von Richardson getrennt im Osten auf eigene Hand weitere Forschungen anstellen würden, fernere Zuschüsse in Aussicht gestellt.

Mitte November 1849 reisten Dr. Barth und Overweg von Berlin ab, gingen zunächst nach London, nach kurzem Aufenthalte daselbst über Paris nach Marseille und schifften sich hier nach Afrika ein. Das Dampfschiff brachte sie

zunächst nach Tunis. Ueber Susa, Sfax und Dscherbi gelangten sie theils zu Lande, theils in einem Boote nach Tripoli, ihrem Sammelplatze. Richardson besorgte die weitern Vorbereitungen für die lange Wüstenreise, Barth und Overweg unternahmen währenddem einen Ausflug durch das Ghuriangebirge, dessen Verlauf sie von Westen nach Osten bis zum Ufer des Meeres verfolgten. Die Abreise der Reisenden nach dem Innern ward mehrere Wochen dadurch verzögert, daß man auf einige in Malta aufgegebene nothwendige Gegenstände warten mußte. Der umfangreichste derselben war ein flaches leichtes Boot, welches zum Befahren des Tsad-Sees dienen sollte. Als es ankam, sägte man es in vier Stücke, die sich auf Kameelen transportiren ließen.


Dr. Adolph Overweg.

Ende März 1850 zogen die drei Europäer mit ihrer Begleitung der großen bereits vorangegangenen Karawane nach. Man schlug nicht den gewöhnlichen Karawanenweg ein, dem die frühere Expedition unter Oudney und Clapperton gefolgt war, sondern einen westlicher gelegenen Pfad, überschritt den Höhenzug der Ghurians und hielt sich südwestlich nach Misda. Südlich von diesem in einem fruchtbaren Wadi gelegenen Orte ging der Zug über die steinige Hochebene, welche unter dem Namen Hammada bekannt ist. Am neununddreißigsten Tage nach der Abreise von Tripoli zog man in Mursuk ein.

Richardson erachtete es für die weitere Fortsetzung der Reise als Nothwendigkeit, daß man sich unter den ausdrücklichen Schutz der Tuarikhäuptlinge in Rhat stelle und diese veranlasse, die Reisenden von Mursuk abzuholen. Ein dahin lautender Contrakt ward mit dem Häuptling Hatitah abgeschlossen, demselben, der früher schon Oudney und Clapperton beschützt und mit dem Richardson bereits auf seiner ersten Reise Freundschaft geschlossen hatte.

Man zog von Mursuk aus westlich nach Rhat. Nicht weit von dieser Stadt war es, daß Barth bei einem Versuche, die unter dem Namen der „Geisterburg“ berüchtigte Gebirgsgruppe zu besteigen, sich verirrte und fast verschmachtet wäre. Am 25. Juli verließ die Karawane Rhat und drang nach Süden vor. Abwechselnd ging der Pfad über wild zerrissene kahle Gebirge, dann über spiegelnde Granitflächen oder durch losen Sand, bis man in das Land Asben oder Air eintrat und hier bereits die Einflüsse des Südens, sowol in Bezug auf die Witterung,

als auch auf Pflanzenwelt und Volksleben, hervortreten sah. Nachdem auf diesem Marsche die Reisenden lange genug durch schreckende Gerüchte von einem Ueberfall, den die Asgar-Tuarik gegen sie beabsichtigten, geängstigt worden waren, hielt eine große Schaar dieses Raubgesindels sie endlich an, drohte eine Zeit lang damit, die Christen zu tödten und sich in ihren Nachlaß von Rechtswegen zu theilen, ließ sie aber endlich doch gegen Erlegung eines hohen Lösegeldes weiter ziehen. Eine gewisse Genugthuung gewährte es den Europäern später zu erfahren, daß ihre Peiniger für diese Plünderung von dem Sultan von Agades gezüchtigt worden seien.

Kaum der Gefahr durch Menschen entronnen, schüttete ein Gewitterguß solche Wassermassen als Gruß aus dem Sudan auf die Ankömmlinge herab, daß bald das ganze Thal in einen Fluß verwandelt wurde, welcher die Karawane zu ersäufen drohte. Endlich erreichte man Tintelluſt, die Residenz des Sultans En-Nur, ward anfänglich von dem letztern zwar kalt empfangen und karg bewirthet, fand in ihm aber schließlich einen rechtschaffenen Mann, der sein einmal gegebenes Wort auch hielt. Während die Reisenden zu einem längern Aufenthalte gezwungen waren, um die Salzkarawane von Bilma zu erwarten, mit welcher sie weiter nach Süden reisen wollten, machte Dr. Barth einen Abstecher nach Agades und wohnte hier den Einsetzungsfeierlichkeiten eines neuen Sultans bei.

Erst Anfang November brach der Sultan En-Nur von Tintelluſt auf. Sobald sich in Tin-Teggana die erwartete Salzkarawane eingestellt, wanderte man am 12. Dezember weiter zur südlichen Hammada und kam durch Nasamat nach Tadschelel, einem Dorfe, welches dem Sultan En-Nur gehörte. Hier trennten sich die drei Europäer von einander, um auf verschiedenen Wegen das weite, so wenig bekannte Gebiet zu durchziehen und sich endlich in Kuka wieder zu treffen, — vorausgesetzt, daß man das Leben behielte!

Richardson ging östlich über Sinder, Barth hielt sich südwestlich, um Katsena und Kano zu besuchen, und Overweg ging auf einem Umwege westlich durch Gober und Mariadi.

Richardson erreichte Sinder glücklich und fand den gastfreundlichsten Empfang. Er war hier bereits erwartet und ein eigenes Haus für ihn eingerichtet worden, da der Scheikh von Bornu, durch Briefe von Mursuk aus über das Unternehmen unterrichtet, wegen Richardson's Aufnahme in Sinder die nöthigen Anstalten hatte treffen lassen. Der Reisende ward zu einem vierwöchentlichen Aufenthalte genöthigt, da er gerade zu einer Zeit eintraf, als der Herrscher von Sinder mit einer Rasia beschäftigt war. Es ward ihm währenddem reichliche Verpflegung zu Theil und seinen Erkundigungen über Land und Leute nichts in den Weg gelegt.

Als Richardson dem Sultan Ibrahim von Sinder seinen Besuch machte, fand er in ihm einen Neger von etwa 50 Jahren, umgeben von afrikanischem Pomp. Von 300 Frauen besaß derselbe 100 Söhne und 50 Töchter. Weiber und Töchter wurden aber nicht nach orientalischer Art unter engem Verschluß gehalten, sondern durften sich ungehindert und frei bewegen. Auf seiner Wüstenreise hatte sich Richardson in arabische Tracht gekleidet, bei seiner officiellen Visite erschien er aber in Gala als Gentleman mit einziger Hinweglassung des europäi-

schen Hutes, den er durch einen Feß ersetzt hatte. Er traf den Sultan in einer dunklen, aus dicken Lehmwänden gebildeten Behausung, umgeben von 50 Kriegern und einigen Statthaltern der Nachbarorte, welche alle mit untergeschlagenen Beinen am Boden saßen. Die Eingebornen begrüßten den Sultan, indem sie sich Staub auf die Köpfe warfen und dabei ausriefen: „Lang lebe der Sultan! Allah gebe ihm seinen Segen!" Richardson übergab seine Geschenke und der Sultan war höchst heiter gelaunt und zu Scherzen gestimmt.

Der Sultan unternahm, wie gesagt, während Richardson's Anwesenheit eine Menschenjagd, um sich aus drückenden Geldverlegenheiten zu helfen. Wohin dieselbe gerichtet sein sollte, wußte Niemand früher, als bis man auszog, aber es war bekannt, daß sich der Fürst durchaus nicht scheuen würde, einen Einfall selbst in das Gebiet von Bornu zu unternehmen, obschon er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zum Scheikh in Kuka stand. Er pflegte bei einer solchen Gelegenheit sich zu entschuldigen, daß er nur Diejenigen überfallen habe, welche im Geheimen Heiden seien, und schließlich besänftigte er alle fernern Bedenken damit, daß er dem Scheikh den fünften Theil der Beute zukommen ließ.

Am Morgen des 1. Februar kehrte der Sultan von seinem Raubzuge zurück. Voran kam eine Abtheilung erbeutete Gefangene. Ein Trupp nackter Knaben bildete die Spitze; dieselben waren so heiter, als sei Alles in bester Ordnung und nichts weiter vorgefallen. Ihnen folgten Mütter mit Säuglingen an der Brust, junge, kaum erwachsene Mädchen, Greise mit krummen Knien und weißem Wollhaar, alte Weiber, zu wahren Skeletten abgezehrt und sich nur mühsam an langen Stöcken forthelfend. Sorgsamer verwahrt waren die gefangenen jungen Männer. Man hatte sie mit Ketten am Halse zusammengebunden. Erst am Nachmittag erschien der Sultan selbst mit seiner Umgebung. Einige Reiter sprengten voraus und zeigten ihre Geschicklichkeit in der Behandlung der Pferde. Rings um den Herrscher war eine Schaar von 50 Trommlern, die einen großartigen Lärm verführten. Der Anzug der Krieger war ganz willkürlich, ohne irgend welche Uebereinstimmung. Einer trug einen Messinghelm und ein langes emporstehendes Horn an demselben, der andere einen Turban, manche hatten Panzer aus wattirtem Zeuge angelegt, um gegen die vergifteten Pfeile geschützt zu sein. Der Raubzug hatte mindestens 600 Sklaven eingebracht, welche großentheils im Lande selbst verkauft, theils nach dem Niger hin transportirt und dort gegen Erzeugnisse amerikanischer Industrie nach Amerika verhandelt werden.

Der Scheikh von Bornu hatte Richardson einen Sklaven zu seiner Bedienung gesendet. Ohne daß Richardson etwas davon ahnte, hatte sich dieser Sklave heimlich dem Raubzuge angeschlossen und auch den eigenen freien Diener des Reisenden mit dazu verleitet. Erst am Abend nach der Rückkehr erfuhr Richardson den Vorgang, indem er sie mit ihrer Beute antraf, die in einem Weibe mit einem Kinde und einem jungen Manne bestand. Richardson drängte sich die Ansicht auf, daß der Sklaverei in Afrika wahrscheinlich nicht anders ein Ende gemacht werden könne, als durch Eroberung des ganzen Gebietes seitens einer europäischen Macht.

Auf einem herzlich schlechten Pferde, welches ihm der Sultan von Sinder ge-

schenkt hatte, setzte Richardson am 8. Februar seine Reise in der Richtung nach Kuka zu fort. Im Dorfe Dedegi, welches die Karawane, der er sich angeschlossen hatte, durchzog, flohen die Einwohner erschreckt nach allen Seiten. Sie fürchteten einen Ueberfall, Plünderung und Gefangenschaft. Bei andern Gelegenheiten hatte sich Richardson ganz im Gegentheil über die zu große Zudringlichkeit der Leute zu beklagen gehabt. Ueber Damergu kam er weiter in das Gebiet von Manga und zog am 14. Februar in Gurai, der Hauptstadt dieses Landes, indem er auf diese Weise sich nördlich gewendet und der Sahara genähert hatte, ein. Die Stadt liegt von der gewöhnlichen Sudanstraße seitab; deshalb war Richardson den Leuten daselbst eine ungewöhnliche Erscheinung und er selbst sammt seiner Kleidung erregte ihr höchstes Interesse. Als er den Fürsten des Ortes besuchte und demselben durch Geschenke huldigte, mußte er sich eine bis ins Einzelnste gehende Untersuchung gefallen lassen. Man zog ihm sogar Stiefel und Strümpfe aus und gerieth höchlichst in Erstaunen, als man die weiße Färbung seiner Füße entdeckte. Trotz dieser Abgelegenheit des Ortes war der Sultan doch ziemlich gut über die politischen Verhältnisse Europas und des Orients unterrichtet, erkundigte sich nach dem Verhalten Englands zur Türkei u. s. w. Der Fürst von Gurai war bei dieser Audienz von 2—300 Personen umgeben und wahrhaft fürstlich gekleidet. Er trug einen weiten Mantel aus purpurrother Seide und einen schwarzen, mit Besatz geschmückten Burnus, dazu auf dem Haupte einen sehr schönen Turban von ägyptischer Form. Der ganze Empfang machte auf Richardson, trotz der erwähnten Neugier der Leute, einen angenehmern Eindruck als jener in Sinder. Es fielen hier jene erniedrigenden Scenen des Niederwerfens und Staubaufstreuens weg und nirgends zeigten sich dem Auge Spuren von martervollen Hinrichtungen.

Sehr große Verehrung zeigte der Sultan, ein Neger von etwa 50 Jahren, für die Arzneien, welche Richardson bei sich führte; am liebsten hätte er von jeder etwas gehabt, um dadurch auch gegen jede Sorte von Krankheiten geschützt zu sein. Dabei beobachtete er aber die Vorsicht und ließ die Medizinen erst von dem Dolmetscher der Reihe nach kosten. Er bezeigte sich übrigens dankbar für die erhaltenen Geschenke und schickte Richardson Ochsen und Pferde als Gegengabe. Besonders lieb war Richardson ein von ihm erhaltenes Kameel. Der Ritt auf dem Pferde von Sinder aus hatte ihn sehr angestrengt, an das Reiten auf dem Kameel dagegen war er gewöhnt. Er fühlte sich unwohl und erreichte in sehr hinfälligem Zustande Anfang März Ngurutua, das noch sechs Tagereisen von Kuka entfernt ist. Es drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß das Klima des Sudan für ihn tödtlich sei; gern wäre er sofort nach Tripoli zurückgekehrt, aber von hier aus ging keine Karawanenstraße, war kein Führer nach Fessan aufzutreiben. Sein Zustand verschlimmerte sich und in der Nacht vom 3. zum 4. März 1851 verschied er. Die Einwohner von Ngurutua begruben den Entschlafenen unter einem großen Baume und schützten sein Grab durch eine Umhegung vor Entweihung.

Der zweite Reisende der Expedition, Dr. Barth, hatte nach der erwähnten Trennung bei Tagelel sich nach Katsena gewendet und dann Kano erreicht. In dieser durch ihren Handel höchst wichtigen Stadt verweilte er ziemlich einen

Monat lang, bis Anfang März, und brach am 5. dieses Monats auf, um zur verabredeten Zeit in Kuka eintreffen zu können. Unterwegs erhielt er Kunde von dem Tode seines Gefährten Richardson und eilte so schnell als möglich nach dem Orte, wo derselbe verschieden war. Dort fand er das Grab mit einer Dornenhecke wohl verwahrt. Am 2. April 1851 erreichte Dr. Barth Kuka und stellte sich dem Scheikh als Gesandter Englands vor. Seine Gaben wurden freundlich aufgenommen und ihm die von Europa angekommenen Briefschaften übergeben. Er fand hier Richardson's hinterlassene Sachen. Leider hatte er mehrfache Schwierigkeiten, um in ihren vollen Besitz zu gelangen. Overweg und Barth waren dem Sultan nur als ganz nebensächliche, nichts bedeutende Untergebene Richardson's geschildert worden, und solchen glaubte er unbesorgt Mancherlei vorenthalten zu dürfen, bis er und sein Wesir allmälig eine andere Ansicht von Barth erlangten und dieser durch sein festes Auftreten die unverkümmerte Zurückerstattung aller Sachen erlangte.



Dr. Heinrich Barth.

Die Geldverhältnisse der Reisenden waren von der drückendsten Art. Die manchfachen Erpressungen, denen sie ausgesetzt gewesen waren, hatten ihre ohnehin nicht bedeutenden Mittel aufs äußerste erschöpft. Richardson hatte bei seinem Tode ansehnliche Schulden hinterlassen, seine Dienerschaft hatte den Lohn noch nicht ausgezahlt erhalten, und Barth war ehrenhalber genöthigt, die Forderungen derselben zu befriedigen. Seine eigenen Mittel waren aber gänzlich unzureichend. Da half ihm der Wesir von Bornu durch 100 Dollars, welche er ihm lieh, aus der größten Verlegenheit des Augenblicks, so daß er sich mit Richardson's Dienern wenigstens zum Theil abfinden konnte.

Dr. Overweg traf erst am 7. Mai in Kuka ein. Er hatte sich bei der Trennung westlich gehalten und die unabhängigen heidnischen Länder von Gober und Mariadi besucht, die zwischen dem Wüstengebiete der Tuariks und dem Fellata-Staate Haussa liegen. Unter diesen Völkerschaften, welche mit ihren Nachbarn in ewiger Fehde leben, fand Overweg eine freundliche Aufnahme und verlebte bei ihnen zwei angenehme Monate, begleitete sie auf ihren Jagden und stärkte sich an der dort gesunden, erfrischenden Luft. Anfänglich erregte zwar Overweg's weiße Hautfarbe allgemeines Entsetzen, allmälig gewöhnten sich aber selbst die Frauen und Kinder an dieselbe und er ward als Arzt vielfach in Anspruch genommen. Hier

war es ihm bei geruhigerem Aufenthalte auch möglich, auf die Krankheiten der Leidenden genauer einzugehen und die Arzneien denselben besser anzupassen, als dieses bei der frühern Wüstenreise thunlich gewesen war. Bei dieser hatte sich der gern heiter gelaunte junge Mann auf eine drollige Art zu helfen gesucht, um mit den oft so lästigen zahlreichen Hülfesuchenden möglichst schnell fertig zu werden. Häufig verstand er ja deren Sprache gar nicht, die Verhältnisse der Umgebung und die Eile der Reise machten eine nähere Untersuchung rein unmöglich, zudem waren auch die Krankheiten gewöhnlich nicht ernsterer Art. Overweg hatte deshalb die Einrichtung getroffen, daß jeden Tag der Woche eine bestimmte Medizin an die Reihe kam, die er sich des Morgens zurecht legte. Während des einen Tages bekamen alle Ankommenden Rhabarber, am folgenden Senna, am dritten eine bestimmte Pillensorte u. s. w., lauter Arzneien, mit denen er zwar nicht gerade viel helfen, aber auch schwerlich erheblichen Schaden anrichten konnte. In Mariadi und Gober war ihm, wie gesagt, Zeit vergönnt, etwas gründlicher zu verfahren, damit nicht Der, welcher bereits an Dysenterie litt, noch Senna oder englisches Salz dazu bekam. Da er sich mit den Eingebornen in ihrer Landessprache unterhalten konnte, erfuhr er von ihnen viel Interessantes über ihr Land und über die Geschichte des Sudan, ebenso theilte er den Wißbegierigen Mancherlei über die Verhältnisse und Sitten Europas mit. Am unbegreiflichsten erschien es den Einwohnern, daß man in Europa nur eine einzige Frau heirathe, während bei ihnen Vielweiberei Regel ist.

In Sinder erfuhr Overweg Richardson's Tod und eilte auf einem etwas südlichern Wege als dem, welchen der Engländer gezogen, nach Kuka, wo er seinen Freund Barth am 7. Mai traf.

Beide Reisende machten Kuka zum Ausgangspunkte für ihre folgenden Ausflüge. Hier fanden sie jederzeit gastfreies Unterkommen und Unterstützung, hier erreichten sie die Briefe und Sendungen von Europa. Von hier aus meldete Dr. Barth den Tod Richardson's, sandte dessen sorgsam geführte Tagebücher und Notizen nach London, sprach in dem begleitenden Schreiben den Wunsch aus, daß die durch den Tod gerissene Lücke von einem kräftigen Manne, der wo möglich Astronom sei, ausgefüllt werden möchte, und regte dadurch den ersten Gedanken zur Berufung Dr. Eduard Vogel's an.

Barth setzte sich als nächstes Ziel das im Südwesten gelegene Reich Adamaua und zunächst dessen Hauptstadt Jola. Overweg unternahm dagegen währenddem die Beschiffung und Erforschung des Tsad-Sees. Leider war es ihm nicht gut möglich, seine Tagebücher mit der wünschenswerthen Ausführlichkeit zu führen, so daß von den Expeditionen des Reisenden nur bruchstückweise Bemerkungen bekannt geworden sind. Barth überschritt bei seinem Vordringen nach Jola den Benue, diesen früher als Tsadda bekannt gewordenen größten östlichen Nebenfluß des Niger, und trug sich eine Zeit lang trotz des Fiebers, das ihm kaum Kräfte ließ, um auf dem Pferde sitzen zu können, mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen möge, von Jola aus nach Südost weiter zu gehen, so das ganze unbekannte Innere des Erdtheils zu durchschneiden und den Indischen Ocean zu erreichen. Vielleicht wäre ihm dieser großartige Plan auch gelungen, wenn nicht der Herr-

scher von Bornu seine Reise nach Jola zu politischen Zwecken benutzt hätte, von denen Barth nichts ahnte. Es war nämlich zwischen Bornu und dem Herrscher von Adamaua, der dem Sultan von Sokoto unterthan ist, Streit über einen Landstrich an der Grenze beider Reiche. Der Scheikh von Kuka sandte nun gemeinschaftlich mit Barth einen seiner Offiziere nach Jola und ließ durch diesen Briefe überreichen, in welchen die Zurückgabe jener Ländereien verlangt ward. Unglücklicher Weise hatte der Scheikh auf Barth's Persönlichkeit als Gesandter der Engländer hingewiesen und dieselbe zu einer Drohung benutzt, um seinen Forderungen größern Nachdruck zu geben. Er erreichte hierdurch seinen Zweck durchaus nicht, vernichtete aber völlig das freundschaftliche Verhältniß, das Barth bei der Ankunft vorsichtig angeknüpft hatte. Man verweigerte jetzt hartnäckig jede Erlaubniß zu einem weitern Vordringen und verlangte die sofortige Umkehr. Ende Mai 1851 war Dr. Barth von Kuka aufgebrochen und Ende Juli traf er daselbst bereits wieder mit seinem Gefährten zusammen.

Fortwährend schwebte den beiden Reisenden der ferne Indische Ocean als das letzte Ziel ihres Strebens im Geiste vor. Sie ergriffen deshalb eine am 25. November 1851 sich darbietende Gelegenheit und schlossen sich einem Zuge des Wesirs Hadschi Beschir an, dessen Zweck sie zwar höchlichst mißbilligten, den sie aber nicht hindern konnten. Es ward ihnen hierdurch möglich gemacht, ein gutes Stück nach Süden vorzudringen und dabei ein Urtheil über die Ausführbarkeit einer größern Reise in dieser Richtung zu gewinnen. Der Wesir unternahm nämlich einen Raubzug in die südlich von Kuka gelegenen Landschaften der Mußgo, eines heidnischen Volksstammes. Er hatte zu diesem Zwecke eine Armee von 10,000 Reitern und einer gleichen Anzahl Fußvolk versammelt und drang mit derselben raubend und plündernd bis zum Serbewel oder Arre, einem starken Nebenflusse des Schari, vor, dessen tiefes Wasser endlich Halt gebot.

Mit 5000 Sklaven und 1000 erbeuteten Rindern kehrte das Heer zurück. Barth hatte die Gelegenheit benutzt, um dem Wesir die eindringendsten Vorstellungen über die verderblichen Wirkungen solcher Sklavenjagden zu machen und im Gegensatze dazu die Vortheile eines geregelten Handels, sowie einer sorgsamern Bodenkultur hervorzuheben. Leider sind aber dergleichen Raubzüge viel zu sehr mit den Gewohnheiten der Herrscher und des Volkes verwachsen, als daß sie sich durch Vorstellungen allein so schnell beseitigen ließen. Bei diesem Zuge war es den beiden Europäern aber auch klar geworden, daß es unmöglich sei, durch die Länder der mißhandelten Völkerschaften weiter vorwärts zu dringen, da letztere jeden von Bornu ankommenden Fremden als Todfeind ansehen müssen.

Nachdem Dr. Barth so vergebens versucht hatte, nach Südwesten und nach Süden weiter zu dringen, unternahm er es, in der Richtung nach Südost vorwärts zu gehen. Es kam ihm hierbei das freundschaftliche Verhältniß, welches zwischen dem Herrscher von Bornu und dem Sultan von Baghirmi stattfand, sehr erwünscht, und durch Empfehlungsbriefe von ersterem hoffte er eine gute Aufnahme zu finden. Schon an der Grenze traf er aber bedeutende Schwierigkeiten, da die Eingebornen von dem eindringenden Europäer Uebles für ihr Land fürchteten.

Nachdem er doch endlich bis Masena, der Residenz des Sultans, gelangt war, ward es ihm verwehrt, weiter zu gehen, ja er hatte sogar nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, um wieder nach Kuka zurück zu dürfen.

Währenddem hatte sein Gefährte Dr. Overweg am 24. April 1852 eine Reise nach Südwest unternommen, um wo möglich hier in das Reich der Fellata einzudringen. Vor letzterem warnte ihn aber der Scheikh, es sei denn, daß es ihm gelänge, sich schon vor Ueberschreitung der Grenze des Schutzes jenes Volkes zu versichern. Overweg durchzog die Grenzlande Gudscheba, Baber und der als Menschenfresser verschrienen Kerrikerri. In Fika brachte sein Erscheinen die Bevölkerung in solchen Aufruhr, daß er es nicht für gerathen hielt, sein Leben durch ein forcirtes Weitergehen unnützer Weise aufs Spiel zu setzen. Er kehrte deshalb nach Kuka zurück und traf daselbst am 22. Mai wieder ein. Am 24. Juni langten hier endlich auch die sehnlichst erwarteten Sendungen von Europa an. Außer Geldern und Waaren waren Vollmachten für die Ueberlebenden beigelegt. Lord Palmerston hatte die Summe von 800 Pf. St. zu den frühern Geldern hinzugefügt und für 65 Pf. St. Metallwaaren, Nadeln, Messer, Scheeren, Rasirmesser, Uhren, Kompasse u. dgl. gesendet. Am 20. August war es erst Dr. Barth möglich geworden, sich aus der halben Gefangenschaft, in welcher er zu Masena gehalten wurde, zu befreien und in Kuka einzutreffen. Er fand Overweg körperlich sehr herabgekommen, abgemagert, ohne Eßlust und durch die Anstrengungen ununterbrochener Reisen, sowie durch die zerrüttenden Wirkungen des fiebererzeugenden Klimas geschwächt. Um den verderblichen Einflüssen, welche die am 15. Juni beginnende Regenzeit in Kuka ausübt, zu entgehen, hatte er einen Ausflug an den Komadugu gemacht und sich dadurch auch etwas erholt. Als er aber nach Kuka zurückkehrte und bei seinen Streifzügen in der Umgebung von Maduari am Ufer des Tsad sich in durchnäßten Kleidern eine abermalige Erkältung zuzog, befiel ihn das gelbe Fieber. Am 27. September Morgens 4 Uhr starb er zu Maduari. Barth begrub den Armen dessen Wunsche gemäß an seinem Lieblingsplätzchen, jener Stelle am Tsad-Ufer nämlich, wo das Boot ruhte, mit dem er als der erste Europäer den Tsad-See befahren. Selbst von den Eingebornen wurde der unglückliche junge Mann lebhaft bedauert, da er sich durch sein liebenswürdiges Betragen allgemeines Wohlwollen erworben hatte.

Dr. Barth stand nun gänzlich allein und nur auf sich angewiesen. Er meldete den Tod seines Gefährten seinen Freunden und Gönnern in London, theilte aber in demselben Schreiben seinen Entschluß mit, auf eigene Gefahr hin den großen Zug über Sokoto nach Timbuktu versuchen zu wollen. Dieser Brief erreichte England gerade am Morgen des Tages, an welchem der neuerwählte Gefährte der Expedition, Dr. Vogel, sich nach Afrika einschiffen wollte.

Wir hielten diesen kurzen Ueberblick über die vorhergegangenen Unternehmungen in Innerafrika für erforderlich, um die Bedeutung des letztgenannten jungen und muthvollen Reisenden in entsprechender Weise auffassen zu können, und verweilen nun in Nachstehendem ausschließlich bei dessen Geschick, da wir dieses Buch vorzugsweise ihm als einem uns so nahe stehenden Landsmanne gewidmet haben.



Dr. Eduard Vogel.

Die allgemeine Theilnahme verfolgt jedes Unternehmen, welches neue Aufschlüsse über das Innere des benachbarten Erdtheils Afrika zu geben verspricht. Eben so lebhaft aber, wie die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf die Ergebnisse jener Entdeckungsreisen gerichtet ist, eben so lebhaft interessirt sie sich auch für die Personen jener kühnen Männer, die mit wahrem Heldenmuthe ihr Leben aufs Spiel setzen, um den geheimnißvollen Schleier zu lüften. Es sieht ja Derjenige, welcher die Berichte der Wanderer liest, jene Länder und Völker zunächst nur durch die Augen dieser Gewährsmänner, und es erscheinen ihm ja die Anga-

ben derselben in demselben Grade zuverlässiger, je mehr ihm ihre Persönlichkeit selbst Vertrauen einzuflößen im Stande ist. Zugleich bedünken aber auch Den, welchen selbst Wissensdurst durchglüht und der gar zu gern die Träume seiner Jugend, die ihn zu Freund Robinson Crusoë auf die fernen Inseln versetzten, in irgend einer, wenn auch bescheidenen Weise verwirklichen möchte, ihn bedünken jene Reisenden Bevorzugte des Schicksals, die freilich auch oft genug, ähnlich den Führern im Kriegsgetümmel, das tödtliche Geschoß feindlicher Mächte zuerst dahinrafft. Leicht kommt der Nichtunterrichtete dazu, Demjenigen, den der Ruf einer mächtigen Regierung als den Auserwählten bezeichnet, den sie mit Instrumenten und Geldmitteln reichlich ausstattet, für ein besonderes Glückskind zu halten, und dies um so mehr, wenn derselbe von so jugendlichem Alter ist, als es Dr. Eduard Vogel zu der Zeit war, als ihm der ehrenvolle Auftrag zu Theil ward, sich den vorangegangenen Gefährten anzuschließen. Leicht läßt man dabei außer Acht, daß gerade hierin der Fingerzeig liegt: man habe es mit einer außergewöhnlichen Persönlichkeit zu thun, die sich durch die geeigneten Anlagen und durch den beharrlichsten Fleiß die erforderlichen Fähigkeiten erworben, welche im Stande waren, die Aufmerksamkeit so hoher Behörden auf sich zu lenken.

Es gewährt uns einen wirklichen Genuß, dem Leser, welcher sich aus den angeführten Gründen für die Persönlichkeit unsers Reisenden interessirt, dessen früheres Leben in wenigen Umrissen zu zeichnen. Dasselbe bietet ein wahres Musterbild eines deutschen Jünglings, der ausschließlich der Wissenschaft lebt.

Eduard Vogel ward am 7. März 1829 zu Krefeld geboren. In dieser Stadt war zu jener Zeit sein Vater, der um das deutsche Schulwesen so hoch verdiente und allgemein gefeierte Dr. K. Vogel, Rektor der höhern Stadtschule. Eduard war ein Kind von zartem Körperbau, ein Kind der Sorge, und nur einer so treuen, aufmerksamen Pflege, wie sie ihm die liebende Mutter in aufopfernder Weise zu Theil werden ließ, war es nächst Gottes Hülfe zu verdanken, daß er den zahlreichen Gefahren entging, welche das früheste Alter der Kindheit bedrohen. Der Vater ward nach Leipzig versetzt, um als Direktor den Bürgerschulen daselbst vorzustehen, und Eduard ward bereits im Alter von fünf Jahren ein Schüler der durch ihre eigenthümliche Unterrichtsweise berühmt gewordenen Elementarklasse jener Anstalt. Während der folgenden Jahre besuchte er die untern sechs Klassen der genannten Bürgerschule und dann ein Jahr die städtische Realschule. Es zeigte sich bei ihm auf glänzende Weise, wie heilbringend eine Unterrichtsmethode wirkt, welche den Schüler nicht zum mechanischen Werkzeug herabdrückt, die nicht ausschließlich nur sein Gedächtniß in Anspruch nimmt und ihn mit einem beschwerenden Ballast von unverstandenem Scheinwissen ausfüllt, sondern die gleichzeitig den ganzen jungen Menschen berücksichtigt und vor Allem die Selbstthätigkeit zu wecken und in das geregelte Gleichmaß zu leiten sucht. Als Eduard 1841 die Thomasschule besuchte, um sich auf dieser zu seinen akademischen Studien vorzubereiten, traten seine Lieblingsneigungen bereits klar und deutlich ausgesprochen hervor. Seine schon auf der Realschule sich geltend machende Liebe zu den mathematischen Wissenschaften fand hier geeignete Nahrung und er verfolgte mit angestreng=

tem Eifer Alles, was sich hierauf bezog. Außerdem beschäftigte er sich aber leidenschaftlich gern während seiner Mußestunden mit praktischer Himmelskunde und mit Botanik, und es war schwer zu entscheiden, ob er mehr den freundlichen Blumen oder den lieben Sternen den Vorzug gebe. Hatte er seine Schularbeiten vollendet, Griechisch, Latein oder Französisch getrieben, so eilte er hinaus auf Entdeckungen eines neuen Gewächses, begrüßte jubelnd den Fund, bestimmte das ihm unbekannte Pflänzchen, bereitete es sorgsam für seine Sammlung und ordnete sauber die letztere. Und wenn die Schatten der Nacht Feld und Wald deckten und vor dem spähenden Auge des jungen Botanikers verbargen, dann hob er seine Augen empor zum funkelnden Himmel und beobachtete sorgsam die hellen Gestirne. Daß er dabei seine eigentlichen Arbeiten als Schüler nicht vernachlässigte, davon sprechen seine rühmlichen Zeugnisse und die Prämien, welche ihm als Zeichen besonderer Zufriedenheit von seinen Lehrern zu Theil wurden.

Kaum 18 Jahre alt, hatte er bereits die Reife zur Universität erlangt, als ihn ein bösartiges Nervenfieber ergriff und auf ein langwieriges Krankenlager warf. Ein halbes Jahr später, Ostern 1848, war es ihm vergönnt, die Universität Leipzig zu besuchen, um sich hier ausschließlich dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften zu widmen.

Mit größter Gewissenhaftigkeit besuchte er regelmäßig während der Vormittagsstunden die Collegien und verfügte über die freie Nachmittagszeit nach einem wohlgeordneten Plane. Zweimal während der Woche unternahm er botanische Ausgänge, oft bis zu ziemlich weiten Entfernungen. Bei denselben gewöhnte er sich, mit heiterm Sinne Hitze und Kälte, Hunger und Durst zu ertragen, ohne sich dadurch aus der guten Laune bringen zu lassen, und nicht selten, wenn er des Abends ermüdet zurückkehrte und der wolkenlose Himmel sich für Beobachtungen der Sterne günstig zeigte, überwand er die Ermattung und eilte zur Warte, wo sein verehrter Freund, Professor Dr. d'Arrest, seiner harrte.

Er huldigte der richtigen Ansicht, daß nur ein gesunder und frischer Körper ein geeignetes Werkzeug für einen thätigen, strebenden Geist sei, und daß die Pflege des erstern durch geeignete Uebungen ebenso heilige Pflicht sei, als das Studium für den letztern. Deshalb verwendete er die übrigen freien Nachmittage dazu, sich auf dem Turnplatz Kraft und Gewandtheit zu erwerben, und zeichnete sich hierbei besonders durch Geschicklichkeit im Springen aus. Das Schwimmen, das er schon in früher Jugend erlernt hatte, setzte er tüchtig fort und übte sich eine Zeit hindurch gleich eifrig auf dem Fechtboden. Dabei war er ein heiterer und gern gesehener Gesellschafter, an dem man nur tadelte, daß er sich Abends nicht selten möglichst unbemerkt hinwegstahl, sobald er bemerkte, daß der Himmel sich aufhellte und für Beobachtungen günstig zu werden versprach.

Durch solchen rastlosen Fleiß, der dem ermüdeten Körper nur wenige Stunden Schlaf gönnte und während der ganzen Zeit mit geregelter Thätigkeit das vorgesteckte Ziel verfolgte, erwarb sich Eduard Vogel das Wohlwollen seiner Lehrer in hohem Grade. Der genannte Professor Dr. d'Arrest empfahl ihn deshalb, als sich Eduard 1851 nach Berlin begab, den Akademikern Professor Encke und Pro-

fessor K. Ritter auf so warme Weise, daß sich beide Herren des strebsamen Jünglings in wahrhaft väterlicher Art annahmen. Während ihn der berühmte Astronom praktisch im Beobachten und Berechnen der Gestirne übte und ihm die Schlüssel zur Sternwarte anvertraute, ihn häufig in seinem Studirstübchen besuchte und seine Arbeiten nachsah und prüfte, lehrte ihn der große Geograph die Erscheinungen der Welt von bestimmten Gesichtspunkten aus beherrschend zusammenfassen, mit prüfendem Geiste die Menge der Einzelnheiten ordnen und ihnen eine höhere Bedeutung verleihen, indem er ihn unterwies, dieselben als Theile zu einem Ganzen zu gestalten. Kein Wunder war es, daß durch das begeisternde Wort eines solchen Lehrers der Erdkunde Vogel's Lust am Reisen täglich genährt und gemehrt ward und er seinem Wanderdrange zunächst durch zahlreiche Ausflüge zu genügen suchte.

Unter den von gleichem Streben beseelten Männern, mit welchen er in Berlin in ein vertrauteres Verhältniß trat, werden uns besonders Luther (jetzt Direktor der Sternwarte zu Bilk am Rhein), Rümker aus Altona (jetzt in England) und Sieveking aus Hamburg genannt. Ebenso suchte er den belehrenden Umgang gebildeter Männer höhern Alters und schloß sich vorzugsweise dem liebenswürdigen Zeune, der seitdem verstorben ist, näher an. In Berlin veröffentlichte er auch zuerst einzelne seiner wissenschaftlichen astronomischen Arbeiten und ließ dieselben in den Schumacher'schen „Astronomischen Jahrbüchern" erscheinen. Diese lenkten zunächst die Aufmerksamkeit der Londoner Astronomen auf ihn und wurden in Gemeinschaft mit Professor Enke's Empfehlung Veranlassung, ihn trotz seines jugendlichen Alters von 22 Jahren nach der Hauptstadt Englands zu berufen.

Eduard Vogel hatte während der Herbstferien 1851 von Leipzig aus eine Reise ins Riesengebirge unternommen und widmete sich auf derselben ganz seiner Lieblingsbeschäftigung mit den Pflanzen, zu der die schöne Voralpenflor dieses Gebirges ihm die reichlichste Gelegenheit bot. Währenddem gelangte von dem berühmten Planetenentdecker Hind eine Einladung an ihn, an der Sternwarte des Herrn Bishop in Regentspark die Stelle eines Assistenten zu übernehmen, mit welcher vorläufig ein Jahresgehalt von 800 Thalern verbunden war. Jubelnd nahm er das ehrenvolle Anerbieten, das ganz seinen längstgehegten Wünschen entsprach, an und kehrte nur auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um sich daselbst von seinen Freunden und hohen Gönnern, zu denen auch Alexander von Humboldt zählte, zu verabschieden. Mit wenigen, aber guten Empfehlungen kam er in London an und suchte sich mit allen Kräften sofort in seiner neuen Stellung heimisch zu machen. Seinen regen Feuereifer, seiner umsichtigen Anstelligkeit, mit Natürlichkeit und Bescheidenheit gepaart, gelang es auch bald, sich die Zufriedenheit der angesehenen Männer zu erwerben, mit denen ihn seine Stellung in nähere Berührung brachte. Zu diesen gehörte außer dem genannten Astronomen Hind auch der treffliche Herr Bishop, ein Mann, der zur Förderung der astronomischen Wissenschaft jährlich mehrere Tausend Thaler auf die uneigennützigste Weise opferte.

Zugleich erlangte Vogel durch sein anspruchsloses, fast kindliches Wesen Zu=

tritt zu mehreren achtbaren englischen Familien, ein Vortheil, der bekanntlich einem Fremden selten verstattet wird. So rühmt Vogel hauptsächlich die Güte und Freundlichkeit, mit welcher er in dem Hause des Mr. Burton in London aufgenommen wurde. Sehr warm ward er auch von Seiten des Ritters Bunsen unterstützt, der sich damals als preußischer Gesandter am Hofe von St. James befand und dem er durch einen Freund des väterlichen Hauses warm empfohlen worden war.

Durch seine außergewöhnlichen Kenntnisse und seinen nie rastenden Fleiß, mit welchem er auch hier fortfuhr, als Astronom weiter zu arbeiten, und durch die von ihm veröffentlichten Arbeiten in diesem Gebiete, durch welche er sich den Ruf eines besonders zuverlässigen astronomischen Rechners erwarb, zog er bald die Aufmerksamkeit der englischen Gelehrten in einem solchen Grade auf sich, daß er bereits im Januar des Jahres 1852 mit seltener Stimmeneinheit zum Mitglied der Königlichen Astronomischen Gesellschaft gewählt ward, trotz seines jugendlichen Alters von kaum 22 Jahren.

Vogel fühlte sich in London ganz heimisch. Hauptsächlich um seine Kenntniß der englischen Sprache möglichst zu fördern, besuchte er häufig das Theater und liebte den Umgang gebildeter Engländer. Doch auch mit deutschen Gelehrten, die sich in England aufhielten, kam er bald in vertraute Verhältnisse und knüpfte ein inniges Freundschaftsband mit dem bekannten Reisenden und Botaniker Berthold Seemann, sowie mit dem berühmten Königl. Geographen Dr. August Petermann. Durch Beide ward er in die Königl. Geographische Gesellschaft eingeführt und hier seine Aufmerksamkeit auf die großen Entdeckungsreisen der Gegenwart hingelenkt. Hierdurch erhielt seine alte Reiselust neue Nahrung und er kannte keinen lebhaftern Wunsch als den, daß ihm das Glück zu Theil werden möge, einer größern Entdeckungsexpedition als Astronom und Botaniker beigegeben zu werden. Trotzdem daß er sich in einer behaglichen, zugleich ehrenvollen und sorgenlosen Stellung befand, war er doch jederzeit bereit, dieselbe aufzugeben und sich unverzagt allen jenen Gefahren auszusetzen, welche dem Reisenden in unwirthlichen Ländern durch ungewohntes Klima, Anstrengungen und feindliche Menschen drohen, sobald es galt, der Wissenschaft zu dienen und dadurch ein Werkzeug zu sein, welches zum Wohle des Fortschrittes des gesammten Geisteslebens wirkt. So sprach es Vogel offen aus, daß er stets zu einer solchen Reise bereit sein würde — „sei es auch nach dem Nordpol oder Südpol, nach Afrika oder Neu-Guinea, an irgend einen Ort, wo es noch etwas Interessantes zu thun gäbe". So war er auch sehr nahe daran, den Kapitän Inglefield auf seiner Polarreise im Herbst 1852 zu begleiten, aber zum Glück für die Geographie Centralafrika's zerschlug sich dieses Projekt.

Die größte Aufmerksamkeit der Geographischen Gesellschaft wie der gebildeten Welt überhaupt war zu dieser Zeit auf die von Richardson, Barth und Overweg unternommene Expedition nach dem Sudan gerichtet, die Ende 1849 begonnen und damals bereits drei Jahre lang gewährt hatte. Der Chef derselben, James Richardson, war zwar schon nach einem Jahre erlegen, aber seine

beiden deutschen Begleiter hatten nichtsdestoweniger ihre Unternehmungen unverzagt fortgesetzt. Die Nachrichten von Dem, was die beiden rastlosen Männer bis Ende August 1852 unternommen und ausgeführt hatten, erreichten London um die Weihnachtszeit desselben Jahres. Auf das so klein und bescheiden angefangene Unternehmen war im Anfang von Seiten der englischen Regierung kein besonderes Gewicht gelegt worden, und deshalb hatte man keine großartigen Fonds dazu angewiesen. Unter Anderm waren auch die Instrumente für die verschiedenen wissenschaftlichen Beobachtungen der Expedition etwas karg zuertheilt, und dieselben hatten natürlich durch die dreijährigen Kreuz- und Querzüge arg gelitten. Auch war das Flottmachen des Unternehmens so schleunig betrieben worden, daß zu den Vorbereitungen, wie sie solche Reisen erfordern, wenn der Zweck derselben in seinem ganzen Umfange erreicht werden soll, durchaus keine Zeit dagewesen und die nöthige Ausbildung und Uebung in einigen Beziehungen, wie z. B. für astronomische Beobachtungen, fehlte.

Die genannten Reisenden hatten sich zwar von Anfang an riesige Aufgaben gestellt, aber ihre Freunde in Europa zweifelten sehr, ob es selbst dem heroischen Muthe, welchen dieselben besaßen, gelingen würde, jenes Heer von Hindernissen zu überwältigen, das sich dem Fremden in jenen Ländern entgegenstellt. Einige Male sprach sich selbst in den Briefen der Reisenden der leise Wunsch um Verstärkung und Nachsendung von Gefährten aus. So schrieb Dr. Barth am 13. Juli 1852: „Was sind zweier Menschen Arbeiten für diese weite und beschwerliche unbekannte Welt!"

Die oben angedeuteten Mängel wurden im Laufe der Zeit immer fühlbarer, je mehr die Bedeutung des Unternehmens sich steigerte, und es erschien der Geographischen Gesellschaft von größter Wichtigkeit, einen tüchtigen Astronomen von Profession, ausgerüstet mit einem Assortiment der erforderlichen Instrumente, jenen beiden Reisenden nachzusenden. Zu einer solchen Sendung erschien nun E. Vogel als der geeignetste Mann, und die von Dr. Petermann Ende Januar 1853 an ihn gestellte Anfrage: ob er sich wol dazu entschließen könne, die Stelle des verstorbenen Richardson bei der afrikanischen Expedition zu ersetzen, ward von demselben mit einem begeisterten freudigen „Ja!" erwiedert. Er brannte vor Verlangen, den beiden kühnen Landsleuten Barth und Overweg nachzueilen, ihnen neue Hülfsmittel zu überbringen und mit ihnen vereint das angefangene große Werk fortzusetzen. Er sagte um so freudiger dem ehrenvollen Antrage zu, da er der Einwilligung seiner Eltern, die längst schon auf einen solchen Entschluß vorbereitet waren, versichert sein konnte, und erklärte, er würde spätestens in acht Tagen bereit sein, dahin abzugehen, wenn er das Glück hätte, den Auftrag dazu zu erhalten.

Ein ausführliches Schreiben wurde nun von Dr. Petermann unter dem Datum des 11. Januar 1853 an Ritter Bunsen gerichtet, denjenigen Mann, der allein es vermochte, den Vorschlag und Plan zu Vogel's Reise bei der englischen Regierung zu befürworten und deren Genehmigung durchzusetzen. In der That erkannte Ritter Bunsen mit dem ihm eigenen Scharfblick die Wichtigkeit des vor-

gelegten Planes und lieh demselben seine angelegentliche Betheiligung und mächtige Fürsprache. Zuvörderst wurde Dr. Vogel mit einigen der ersten Gelehrten Englands zusammen gebracht, um deren Urtheil über seine Befähigung zu erlangen. Dasselbe fiel ohne Ausnahme aufs allergünstigste aus; besonders äußerten sich Admiral W. H. Smyth, Colonel Sabine, Sir William J. Hooker schriftlich darüber, und in einem dieser Schreiben heißt es unter Anderm: „daß es schwer sein würde, in ganz England einen Mann von seinem Alter zu finden, der so viele Fähigkeiten eines tüchtigen Reisenden besäße als Dr. E. Vogel."

Auf diese Weise unterstützt, wurde eine Eingabe an Lord John Russell, den damaligen Minister des Auswärtigen, gemacht und von diesem erleuchteten Manne das Gesuch in seinem ganzen Umfange genehmigt.

Unterm 1. Februar 1853 schrieb Vogel von London aus an seinen Vater:

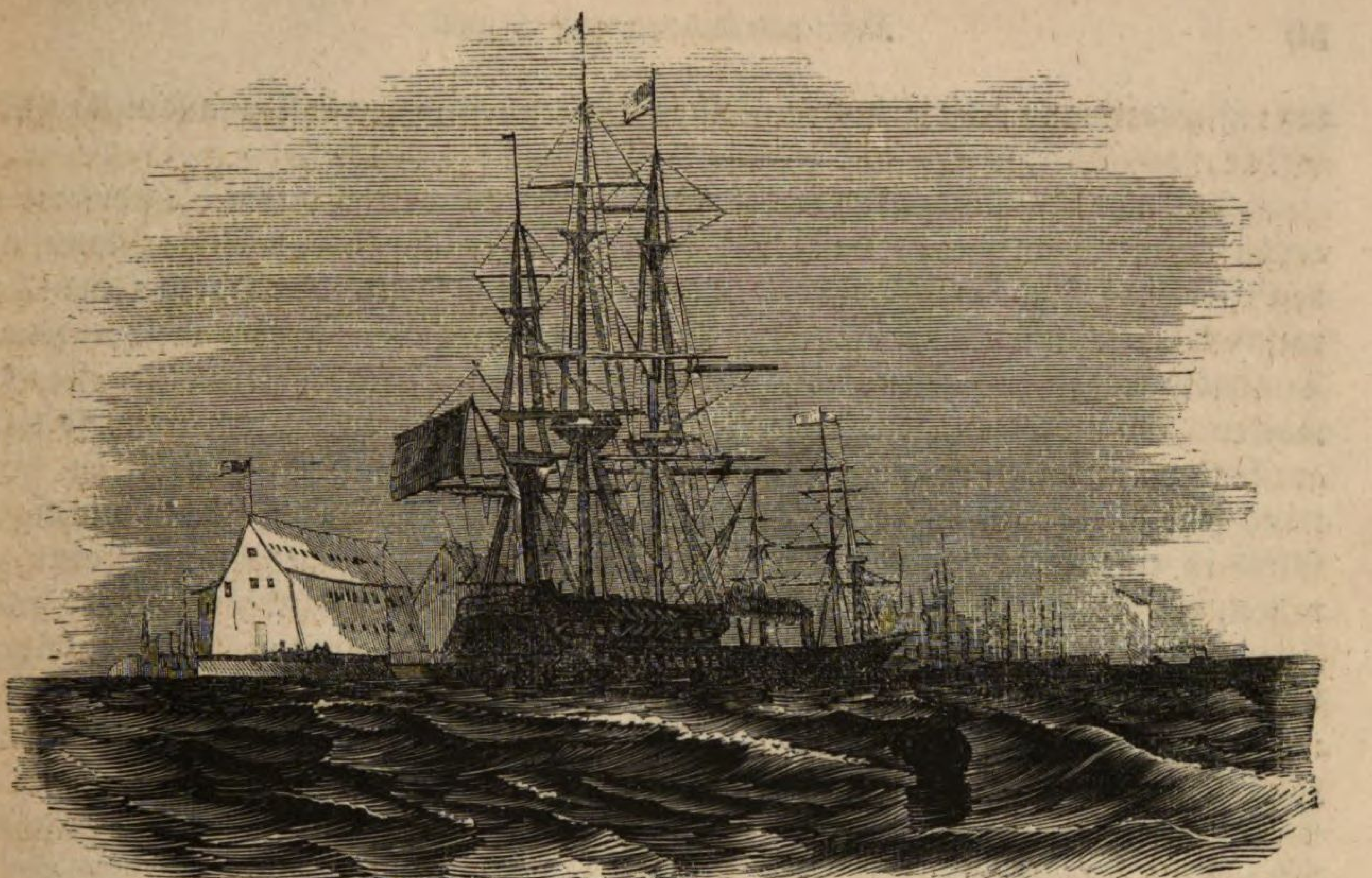
„Am 15. Februar verlasse ich England, um im Auftrage und Dienste der englischen Regierung eine große Entdeckungsreise nach dem Innern Afrikas anzutreten. Du wirst vielleicht, betroffen durch das Plötzliche meines Entschlusses, denken, daß ich diesen Plan Dir absichtlich verschwieg; ich wußte aber in der That noch vor vierzehn Tagen nicht das Geringste davon und wurde erst am 17. Januar vom Ritter Bunsen mit der Nachricht überrascht, daß man beabsichtige, mich den beiden Reisenden Barth und Overweg nachzuschicken, um genaue astronomische Ortsbestimmungen festzustellen, magnetische und meteorologische Beobachtungen zu machen und außerdem den Vegetationsverhältnissen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Jetzt hilft kein Abrathen mehr, ich bin schon gebunden und werde in etwa vierzehn Tagen in Begleitung von zwei Sappeurs, die man mir zur Unterstützung mitgiebt, mit dem englischen Packetboot nach Malta abgehen. Dort hat der Gouverneur Befehl, mir ein Schiff zur Disposition zu stellen, welches mich nach Tripoli bringen soll. Von da aus gehe ich mit den nöthigen Dienern — ich nehme noch einen Malteser und einen Araber mit — nach Mursuk und von da nach dem Tsad-See, wo ich mit den genannten beiden Reisenden zusammenzutreffen hoffe, um mit ihnen gemeinschaftlich in südöstlicher Richtung die Reise fortzusetzen. Giebt Gott seinen Segen, so suchen wir die Quellen des Nils auf, erforschen das sogenannte Mondgebirge und die neuerlichst so viel besprochenen Schneeberge und kommen, so Gott will, Ende 1855 bei Zansibar oder Mosambik wieder zum Vorschein. Lord John Russell hat sich sehr gnädig gegen mich bewiesen und mich ermahnt, nur die Kosten nicht zu scheuen und alles Nöthige reichlich mitzunehmen. Ich werde ihn vor meiner Abreise noch einmal sehen bei einem großen Diner, welches Bunsen auf Veranlassung meiner Sendung in nächster Woche zu geben gedenkt. Alles was in England irgendwie einen Namen der Wissenschaft hat, interessirt sich aufs höchste für mein Unternehmen. Obrist Sabine hat mir die magnetischen Instrumente besorgt, Sir William Hooker und R. Brown die zum Pflanzensammeln nöthigen Utensilien geliefert u. s. w. Bishop und Hind sind zwar traurig, mich fortlassen zu müssen, indeß hat mein freundschaftliches Verhältniß zu ihnen dadurch nicht im mindesten gelitten. Ich habe Sir William Hooker gebeten, die ersten drei neuen Pflanzenarten,

die ich entdecken werde, Bishopia, Bunsenia und Hindia zu nennen. Ich bitte Dich, beruhige die gute Mutter über die Gefahren der Reise. Dieselben sind keineswegs so groß, wie sie sich etwa vorstellt. Das Klima ist in allen Theilen, die ich besuchen werde, durchaus nicht ungesund, wovon Barth und Overweg, die sich darin schon über zwei Jahre gut befunden haben, das beste Zeugniß geben. Die Eingebornen sind nicht zu fürchten, denn einmal flößt selbst ihnen der Name Englands Respekt ein, und dann, wenn wir nach Gegenden kommen, wo derselbe unbekannt sein sollte, so werden sieben bis acht wohlbewaffnete Europäer sammt ihren Dienern sich auch schon allenfalls durchschlagen können. Daß selbst von oben her die Expedition nicht für sehr gefährlich gehalten wird, beweist auch der Umstand, daß man mir allein für mehr als 1500 Thaler mathematische und physikalische Instrumente mitgiebt. Außer diesen nehme ich viele Kisten voll Glasperlen, kleinen Spiegeln, Messern, Scheeren, Spieluhren und Harmonikas, nebst gewebten Stoffen aller Art mit, da jenseits Mursuk das Geld seine Geltung verliert und Waaren wie die genannten seine Stelle vertreten müssen.

Beruhigt Euch also und vertrauet Gott, unter dessen Obhut ich reise."

Jene kostbaren Instrumente waren besonders auf Veranlassung des Ministers Sir John Russell angeschafft worden, der sich in hohem Grade für das Unternehmen und für den jungen Reisenden insbesondere interessirte. Er sorgte auch dafür, daß letzterem zwei erfahrene und an das tropische Klima gewöhnte Männer aus dem königlichen Ingenieurcorps, Church und Swenny, als Gehülfen mitgegeben wurden. Als nächste Instruktion war Vogel aufgegeben worden, er solle, sobald er am Tsad-See angekommen sei, so genau und vollständig als möglich die geographische Länge und Breite, sowie die absolute Höhe dieses Sees zu ermitteln suchen; gleichzeitig solle er Mittheilungen machen über seine eigenen Beobachtungen in allgemeiner Beziehung und über seine astronomischen Beobachtungen unterwegs bis zu diesem Punkte. Mit der nächsten Karawane solle er seine gesammelten getrockneten Pflanzen schicken, desgleichen alle Sämereien, deren er habhaft werden könne; dasselbe solle er mit etwaigen zoologischen Gegenständen und mit denjenigen Sammlungen thun, welche auf Overweg's Rath von Naturerzeugnissen und Manufakturen in Bornu veranstaltet worden waren. Als Hauptzweck seiner Reise ward noch festgehalten, daß er den beiden Freunden Barth und Overweg als Genosse sich zugesellen solle, um bei den gemeinschaftlich anzustellenden Reisen vorzugsweise die astronomischen und botanischen Interessen im Auge zu behalten.

Die Freunde in London fühlten sich im Geiste glücklich bei dem Gedanken, welche Freude es den beiden wackern Männern im Innern Afrikas gewähren würde, wenn der junge, talentvolle und liebenswürdige Mann mit seinen beiden kräftigen und gewandten Begleitern und den reichen Hülfsmitteln ankommen würde, nachdem sie sich, ohne eines Europäers Antlitz erblickt zu haben, zwei Jahre hindurch zwischen räuberischen Tuariks und den gefährlichen Horden der Fellata durchgeschlagen. Vogel's Abreise sollte deshalb so sehr als möglich beschleunigt werden, um sie baldigst an dem bezeichneten Punkte zu treffen.



I.

Reise von London nach Tripoli.

Dr. Vogel's Abreise von London. — Malta. — Tunis. Ruinen von Karthago. — Tripoli. — Vorbereitungen zur Wüstenreise. — Ausflug nach Lebida und Messellata.

Am 20. Februar sollte Dr. Vogel sich im Hafen von Southampton an Bord des Postdampfschiffes „Bengal" begeben, eines der größten und schönsten der englischen Marine. Gegen Abend des 19. Februar 1853, so erzählt sein Freund A. Petermann, standen zwei Wagen vor der preußischen Gesandtschaft in Carlton-Terrace und drinnen war eine rege Geschäftigkeit und ein hastiges Treiben. Ungefähr ein Dutzend kleine, aber sehr schwere Kisten wurden eiligst in die Wagen befördert, dann stiegen zwei Personen ein, zwei andere, mit Barometern versehen, hatten schon ihren Platz. Die Wagen rollten in möglichster Schnelle dahin, damit der Reisende zur rechten Zeit bei dem Dampfwagen und später beim Dampfschiff eintreffe. Die schweren, wohlverpackten Kisten enthielten eine große Anzahl von Geschenken oder Tauschartikeln für die Bewohner Inner-Afrikas — größtentheils Eisenwaaren, die in jenem Lande so sehr gesucht und geschätzt sind.

Auf dem Bahnhofe angekommen, bis zu welchem Petermann seinen Freund begleitete, zog letzterer zwei Chronometer aus seiner Westentasche mit den Wor-

ten: „Petermann, diese beiden kleinen Längenbestimmer kosten allein 80 Pfd. St. (ca. 560 Thlr.). Die sind gut für die Quellen des Nils."

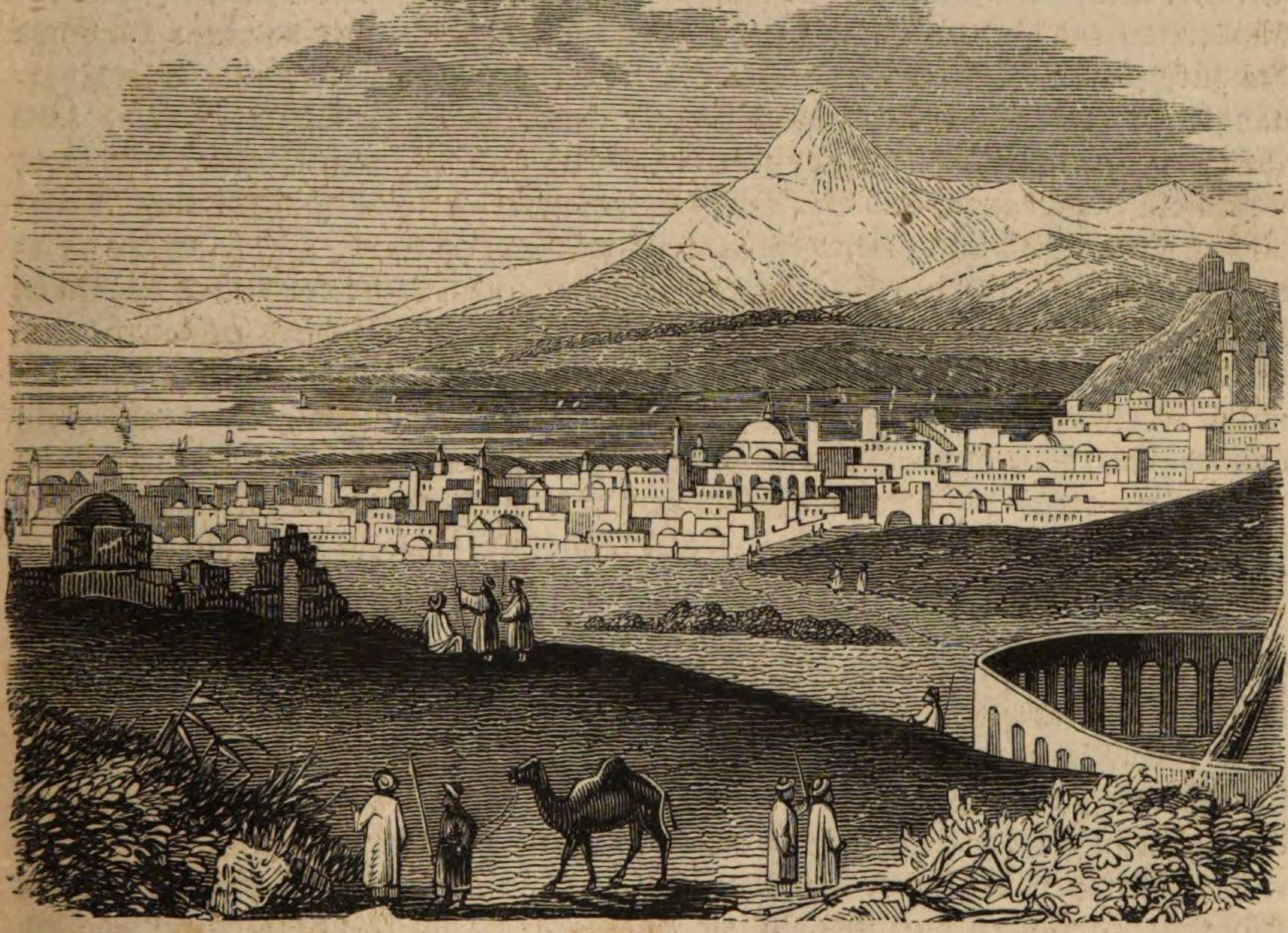
Am nächsten Morgen, ehe Dr. Vogel England verließ, traf die schmerzlich erschütternde Nachricht ein, daß Dr. Overweg, dieser blühende, kräftige Mann, an den Ufern des Tsad dem Fieber erlegen sei. Zugleich theilte Dr. Barth seinen heroischen Entschluß mit, allein eine Reise von hier aus nach dem vielberufenen Timbuktu wagen zu wollen, ohne erst auf die Ankunft des erbetenen Genossen zu warten. So niederschlagend diese Nachrichten auf der einen Seite waren, so tiefgreifend veränderten sie auf der andern Vogel's Verhältniß zur Expedition. Er stand jetzt allein, auf sich selbst verwiesen, da und trat dadurch als ein wichtiges Glied in eine Kette von Forschern, die bestimmt zu sein scheint, nicht eher zu rasten, als bis alle Geheimnisse des großen afrikanischen Festlandes offenbart sind. Die anfänglich durch die Umstände gebotene Eile war jetzt nicht mehr in demselben Grade erforderlich und die Rücksichten auf ein möglichst sicheres Vorgehen wurden überwiegend. Vogel reiste am 20. Februar mit dem genannten Schiffe von Southampton ab und kam am 24. desselben Monats auf der Höhe von Trafalgar bei Gibraltar an. Am Bord des „Bengal" schrieb er von dort aus an seine ängstlich um ihn besorgte Mutter nachstehende Zeilen, um sie zu beruhigen:

„Nur wenige flüchtige Grüße und die Nachricht, daß ich so eben nach einer überaus angenehmen Reise von nicht ganz vier Tagen in Gibraltar angekommen bin. Ich habe eben den ersten Blick auf jenen wunderbaren Kontinent geworfen, zu dessen Erforschung mich ein glückliches Schicksal ausersehen. Aengstige Dich meinetwegen ja nicht, es geht mir sehr gut und wird mir auch wol fernerhin gut gehen. Von Malta aus schreibe ich ausführlich an alle Lieben, die ich in Deutschland zurückgelassen, da ich leider keine Zeit hatte, von London aus Abschied zu nehmen. Bis dahin Allen meine herzlichsten Grüße. Dienstag hoffe ich nach Malta zu kommen, wo ich acht Tage bleiben werde."

Statt der gehofften acht Ruhetage auf jener Insel hielt sich Vogel aber nur einen einzigen Tag daselbst auf, um seine Sachen an Bord der Dampffregatte „Tiger" bringen zu lassen. Mit den Offizieren dieses Dampfers setzte er sich bald in ein angenehmes Verhältniß, da dieselben ihm mit größter Freundlichkeit entgegenkamen. Tief im Innern Afrikas vernahm er deshalb später mit schmerzlicher Theilnahme, daß das herrliche Schiff bei Odessa verunglückt sei und manchen der Braven dort das Verderben getroffen habe.

Bei Tunis machte das Schiff einen viertägigen Halt und gewährte dem Reisenden dadurch eine günstige Gelegenheit, einen, wenn auch kurzen, doch sehr interessanten Blick auf die klassische Umgebung des ansehnlichen Ortes zu werfen. Zwei Ringmauern umgeben den letztern, die innere mit sieben, die äußere mit acht Thoren versehen. Zur Seite der Stadt breitet ein Salzsee seinen glatten Spiegel aus, Hügelreihen bilden amphitheatralisch den Hintergrund. Leider verpestet gerade jenes wenig tiefe, ansehnlich große Bassin die Umgebung des Ortes mit abscheulichen Uebelgerüchen, und das Innere der Stadt, die an 200,000 Einwohner haben soll, erhält ein unbehagliches Aussehen durch die vielen, in Ruinen zerfal-

lenen Gebäude. Letztere verdanken ihr Entstehen dem sonderbaren Gebrauch, daß man ein angefangenes Haus nicht vollendet, wenn während des Bauens der Bauherr stirbt. Den größten Reiz haben für den Europäer die in der Nähe befindlichen Ruinen von Karthago. Das Thor „Karthagineh", durch welches der Weg nach denselben führt, ist das Einzige, was noch an die untergegangene Weltstadt erinnert. Zwischen grünen Feldern und Oelbaumwäldchen führt der übrigens holprige, schlechte Weg nach einer ein paar Stunden entfernten Anhöhe, auf welcher König Louis Philipp 1841 dem heiligen Ludwig eine Kapelle errichten



Tunis.

ließ. Hier war es nämlich, wo der letztgenannte allerchristlichste König 1270 mit der Hälfte seines Heeres der Pest zum Opfer fiel, als er bei seinem Kriegszuge gegen das seeräuberische Tunis sich auf der Landzunge von Karthago verschanzt hatte.

Ueberall trifft der Wanderer in der weiten Umgebung auf Spuren früherer Bauten, die sich längs des ganzen Meeresufers, ja selbst unter dem Wasser hinziehen. Bruchstücke von Porphyr, kleine Stücke von Lapislazuli, Ueberbleibsel von altem Glase und Mosaiken bedecken ringsum den Boden, wo jetzt ein Schäfer einsam seine Herde Ziegen grasen läßt und des Nachts der Schakal nach Beute späht. Dr. Vogel fand hier einige alte Münzen, die er mit andern Andenken als freundlichen Gruß an die Seinigen sandte.

Gleich den bleichen Wirbeln einer ungeheuren Schlange windet sich die alte

Wasserleitung 18 deutsche Meilen weit, vom Berge Zowan bis hierher und mündet in einer Reihe Cisternen. Sie ist das einzige Ueberbleibsel, welches an die Großartigkeit des alten Karthago erinnert. Und doch ist dieses weite Ruinenfeld nur die Stätte, auf welcher das römische Karthago stand. Die Lage des ältern tyrischen Karthago mit seiner stolzen, von mächtigen Mauern und Thürmen umgebenen Burg Byrsa, seinem schönen Tempel des Apollo, der mit Goldplatten gedeckt war, seinem Tempel des Aeskulap, zu dem 60 Stufen emporführten und in dem der Senat fremden Gesandten Audienz ertheilte, seiner Admiralitätsinsel und seinem Kriegshafen ist nur mit Mühe zu ermitteln. Siebenhunderttausend Punier hatten daselbst ihre Wohnungen, aber nachdem am Ende des furchtbaren Blutbades, welches die erobernden Römer über die Stadt verhängten, letztere von den Flammen verzehrt war, sprach der Konsul Cornelius Scipio einen feierlichen Fluch über die Stätte aus. Niemand durfte es wagen, sich daselbst anzubauen, und die spätere Koloniestadt, welche besonders unter Kaiser Augustus schnell aufblühte, entstand seitwärts der ältern. Der Fluß Bagradas, welcher sich hier ins Meer ergießt, hat, in seinem Laufe von keines Menschen Hand förder überwacht und gedämmt, sein Mündungsgebiet durch Schlamm- und Schuttansätze vielfach verändert, ja sein Bett selbst allmälig gewechselt. Das römische Karthago fiel in die Hände der Vandalen, deren Könige hier residirten, und 706 wurde es durch Hasan, Feldherrn des Khalifen Abdul Melek Ben Merwan, zerstört und der Erde gleich gemacht. Aus den Ruinen wurde vorzugsweise das neue Tunis gebaut; das alte war als bescheidenes Oertchen schon in sehr frühen Zeiten vorhanden gewesen.

Von Tunis aus setzte die Fregatte ohne irgend welche Unterbrechung ihre Fahrt nach Tripoli fort und Dr. Vogel gelangte gerade an seinem 24. Geburtstage, am 7. März 1853, vor dieser Stadt an.

Vom Meere aus gesehen gewährt Tripoli einen sehr schönen Anblick. Die meisten Minarets der Moscheen und die Kuppeln der Bäder stechen anmuthig gegen das dunkle Grün der Dattelpalmen ab, welche sich aus den Gärten der Stadt in malerischen Gruppen erheben. Im Gegensatz zu Tunis erfreut sich dieser Theil der Küste einer gesunden Luft und ein fast ewig klarer Himmel läßt den Ankommenden diesen wichtigen Punkt des Erdtheils im vortheilhaftesten hellen Lichte erscheinen. Die Stadt, einige 20,000 Einwohner zählend, liegt auf einer Landzunge, deren nächste Umgebung durch den reichen Pflanzenwuchs, den sie zeigt, die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens verräth. Festungswerke schützen den Hafen, welcher ausreichend groß ist, um eine zahlreiche Flotte von Handelsschiffen aufzunehmen, und zu jeder Jahreszeit vollständige Sicherheit gewährt. Unmittelbar an die Fruchtgärten der Stadt stößt aber die kahle, nackte Wüste, und weite Flächen aus losem Flugsand mahnen ernst an die unermeßliche Sahara.

So bildet der Ort mit seiner Umgebung ein eigenthümliches Bild. Der dunkelblaue Spiegel des Mittelmeeres fordert unwillkürlich auf zu einem Vergleich mit dem gelben Sandmeer der endlosen Wüste. Die krystallenen Fluten des erstern trugen seit Alters die Schiffe der handelskundigen Völker; das Becken des Mit-

telmeeres war die Wiege der Kultur und europäischen Bildung; in ihnen spiegelten sich die Tempel Griechenlands und die Kunstwerke Italiens. Die Sahara dagegen liegt noch heute, wie vor Jahrtausenden, unheimlich und starr als ein Sitz der Barbarei, als eine Stätte des Todes und der Verworfenheit. Die Ströme



Ueberreste der Wasserleitung des alten Karthago.

des geistigen Fortschritts, welche die Völker des Mittelmeergebietes mächtig ergriffen und Wissenschaft und Kunst, Sitte und Kultur die herrlichsten Blüten treiben, die schönsten Früchte reifen ließen, sie erreichten nicht die bleichen Sandflächen mit ihren sparsamen, dürftigen Weidegünden und ihren nomadisirenden Bewohnern. Nur bleichende Gebeine Unglücklicher, welche der Unbarmherzig-

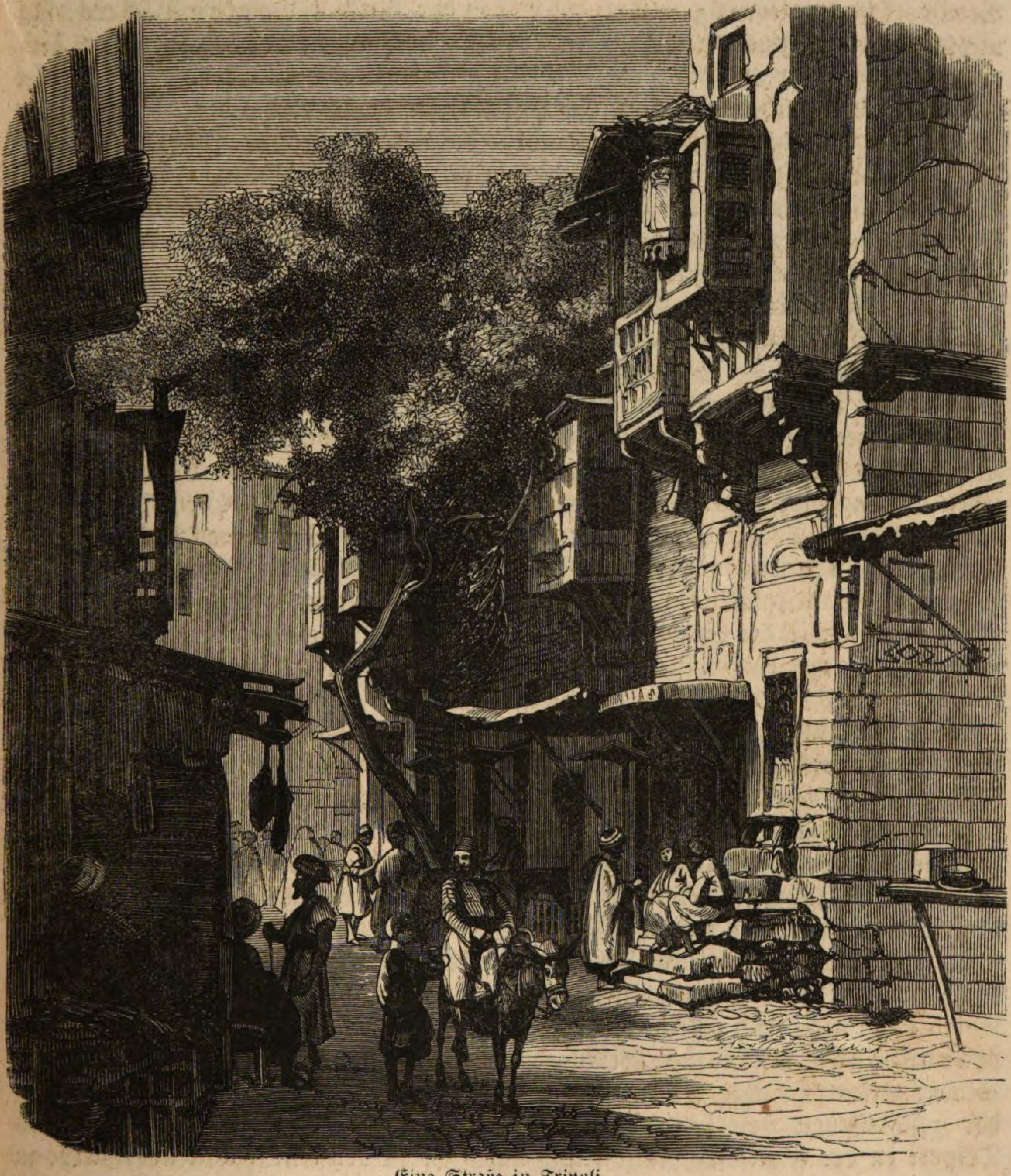
keit und Grausamkeit der Menschen oder der feindseligen Natur zum Opfer fielen, bezeichnen die sparsamen Pfade, welche die Wüste durchkreuzen. Auf dem Spiegel des Meeres zeigt der Gedankenflug des Geistes gleich dem Adler des Zeus dem Schiffer das Vorwärtsschreiten des Genius, der seinem ewigen göttlichen Ziele zueilt; über die trügerischen Sandflächen im Süden dagegen begleitet nur der widrige Geier den Reisezug und mahnt mit jedem Flügelschlag den lebensfrohen Wanderer an den Tod und an das weite Grab, in welchem die Strahlen der Sonne zu verderblichen Geschossen und die Wellen des Windes zu Todengräbern werden. Die Pfeife des mächtigen Dampfers klingt am Gestade des Meeres wie ein Jubelruf, wie ein Freudenjauchzen darüber, daß die Götter den Menschen gelehrt, die Elemente zu beherrschen und ihre Schrecken zu überwältigen — in der Wüste antwortet aber noch heute wie vor Jahrhunderten dem Schrei des Kameels nur — das nächtliche Geheul der Hyäne. Das rege Treiben am Strande, die Schaaren fleißiger Menschen, welche mit den Erzeugnissen des Gewerbfleißes und den Früchten des Feldes zum Marktplatz eilen, sprechen das beruhigende Zeugniß aus, daß Sicherheit und Ordnung hier herrschen und der eherne Mund der Geschosse in den Festungswerken die friedlichen Bewohner nicht schreckt, sondern schützt; in der Sahara dagegen waltet noch der alte Krieg Aller gegen Alle, und in jedem glänzenden Punkte, der am Horizont auftaucht, fürchtet der Reisende die Speerspitze oder den Flintenlauf eines Räubers zu sehen.

Alle jene Gefahren schreckten jedoch den jungen kühnen Reisenden nicht. Die Wüste erschien ihm zwar als ein lästiges Hemmniß, das erst nach monatelangen Anstrengungen überwunden werden konnte, jenseits derselben lag aber das Gebiet seiner Wünsche und Träume. Er fühlte sich berufen zu einem Werkzeug, die Völker des Innern mit dem gesegneten Europa zu verknüpfen.

Der englische Konsul in Tripoli, Oberst Herman, nahm den jungen Reisenden in der freundlichsten und herzlichsten Weise auf, und während des viermonatlichen Aufenthalts, zu dem Vogel hier veranlaßt wurde, steigerte sich die Fürsorge dieser liebenswürdigen Familie gegen ihn bis zu einem Grade, daß selbst im elterlichen Hause die vielerlei Bedürfnisse und Vorbereitungen, welche eine so lange und anstrengende Wüstenreise erforderte, nicht sorgsamer hätten befriedigt und berücksichtigt werden können.

Das Innere der Stadt, welche Vogel eine so geraume Zeit beherbergte, ist ansprechender, als man es sonst von afrikanischen Städten anzunehmen gewöhnt ist. Unter allen größern Ortschaften der Berberstaaten an der Nordküste hat sich gerade Tripoli am meisten europäische Civilisation angeeignet. Die Straßen sind zwar eng, aber eine strenge Polizei sorgt in angenehmer Weise für Reinlichkeit und völlige Sicherheit. Gute Karawanenherbergen und drei europäische Gasthöfe sind sowol zur Aufnahme der aus dem Innern kommenden Eingebornen, als der eintreffenden Europäer eingerichtet. Die Stadt ist mit einem hohen, von sechs Basteien beschützten Walle umgeben. Das Schloß des Paschas zeichnet sich durch seine Größe und Nettigkeit aus und hat ein ehrwürdiges Ansehen. Der Staatssaal in demselben ist höchst geschmackvoll gebaut und geschmückt. Ein schöner Thron

steht der Thür gegenüber und ist an jeder Seite mit Säulen aus schwarzem Marmor geziert. Die übrigen Zimmer, Nebengebäude und mancherlei kleinen



Eine Straße in Tripoli.

Höfe sind freilich nicht in einer Weise vertheilt, wie es der Schönheitssinn eines Europäers wünscht.

Die wichtigern öffentlichen Gebäude, unter denen sich besonders der Sklavenbazar auszeichnet, sowie die Wohnungen der Vornehmen sind aus Stein aufgeführt

und werden mitunter sogar zweimal im Jahre geweißt. Die Häuser der weniger Bemittelten sind aus Erde, kleinen Steinen und Mörtel gebaut. Alle sind nur ein Stockwerk hoch, vierseitig, mit einem Hof in der Mitte und platten Dächern, die nicht nur zum Lustwandeln, sondern auch zum Auffangen des Regenwassers dienen, das von hier aus durch Röhren nach Cisternen geleitet wird. Nur bei den Gebäuden der Reichern ist noch ein zweites Stockwerk vorhanden. Die Fenster führen nach den abgeschlossenen Höfen, und die Straßen bestehen deshalb fast ausschließlich aus kahlen Mauern, in denen nur die engen Thüröffnungen sichtbar sind. Wenn man Fenster nach der Straße zu bemerkt, hat man es gewöhnlich mit dem Gebäude eines Europäers zu thun. Das Innere der Zimmer ist bei den meisten Einheimischen gewöhnlich nur mit Matten und Kissen versehen.

Zur Nachtzeit sorgen Wächter, welche die Straßen durchziehen, für die Sicherheit, und bei Tage sind besondere Personen beauftragt, die Straßen von allem Unrath zu reinigen — eine außerordentliche Einrichtung bei einer orientalischen Stadt! Die in den öffentlichen Gebäuden lagernden Waaren der fremden Kaufleute genießen gegen eine verhältnißmäßig geringe Abgabe völlige Sicherheit. Ein Offizier des Paschas hat fortwährend am Thor des Gebäudes die Wache, zeichnet jeden ankommenden oder abgehenden Artikel auf und haftet für denselben. Von Denkmälern der Vorzeit ist ein prachtvoller Triumphbogen, zu Ehren Marc Aurel's errichtet, selbst in seinem verstümmelten und halb verschütteten Zustande mit seinen Sculpturen und Inschriften in Marmor immer noch interessant genug.

Das Geschick der Stadt und des Gebietes von Tripoli war von der frühesten Zeit her eng mit demjenigen Karthagos verknüpft. Theilhaber am Glanze desselben, litt es gleicherweise durch dessen Fall und ward längere Zeit hindurch römische Kolonie. Nachdem es beim Verfall des römischen Weltreichs lange Jahre fast verschollen war, eroberten es die eindringenden Araber im 7. Jahrhundert, vernichteten fanatisch jede Spur römischer Sitte und Kunst und führten mit dem Schwert in der Hand ihren Glauben ein. Nur kurze Zeit gelang es den Malteserrittern, unter der Regierung Karl's V. hier festen Fuß zu fassen; im Jahre 1551 wurden sie durch Sinan Pascha und Dragut Rais wieder vertrieben und seitdem blieb der Ort stets unter der Herrschaft einheimischer Fürsten. Den Seeräubereien der Tripolitaner setzte zuerst 1663 der talentvolle englische Admiral Blake durch einen Vertrag eine Grenze, und als die Piraten sich wortbrüchig nicht nach jenem Uebereinkommen richteteten, unternahm Sir John Narborough mit einem Geschwader einen wohlgelungenen Angriff auf die Stadt, zerstörte einige Festungswerke des Hafens und erzwang die Einhaltung der geschlossenen Verträge. Allmälig hat sich das Verhältniß des Paschas von Tripoli zu der englischen Nation und durch sie zu den Europäern überhaupt zu einem sehr freundschaftlichen gestaltet. Dem Namen nach ist zwar der Pascha von der hohen Pforte abhängig und sendet derselben auch einen regelmäßigen Tribut, im Grunde genommen ist er aber durchaus selbständig und führt wie seine Ahnherrn ein streng despotisches Regiment. Die Bewohnerschaft ist aus Berbern, Arabern und Türken gemischt. Unter diesen haben sich viele Juden angesiedelt und beschäf-

tigen sich vorzugsweise mit dem Handel, eine Anzahl davon auch mit Gewerben. Auch Schwarze aus dem Innern sind zahlreich theils als Sklaven, theils als Freigelassenene oder Durchreisende im Orte.

Die leicht erregbare Leidenschaftlichkeit, welche überhaupt die Völker heißer Klimate kennzeichnet, ist auch den Tripolitanern eigen, und Zänkereien endigen nicht selten mit Messerstichen. Noch schlimmer ist es, daß bei Feindschaften häufig Vergiftungsfälle vorkommen — ein Mittel, zu dem leider selbst die Regierung bei mißliebigen, aber mächtigen Personen ihre Zuflucht nimmt. Da man das Gift in den meisten Fällen dem Kaffee beizumischen pflegt, so ist es bei Todesfällen, die man jenem Verfahren zuschreiben zu müssen glaubt, zum Sprichwort geworden, daß man sagt: „Er hat seinen Kaffee getrunken!" Dr. Barth traf es nicht selten, daß Araber im Ghuriangebirge, welches er bereiste, mißtrauisch den Kaffee ausschlugen, den er ihnen anbot. Die Bewohner des genannten Gebirgszugs, der sich im Süden der Regentschaft Tripoli erhebt, wurden 1713 durch den Pascha Hamet unterworfen. Derselbe energische Fürst eroberte auch das Gebiet von Fessan, während er gleichzeitig bereitwillig gewerbthätige Fremde aufnahm und Alles that, um den Wohlstand der Stadt zu fördern. Unter seiner Regierung entstanden vorzüglich zahlreiche Manufakturen wollener Zeuge, Gerbereien von marokkanischem Leder u. s. w.

Während Dr. Vogel's längerem Aufenthalte in Tripoli, der durch die erwähnten Vorbereitungen nothwendiger Weise herbeigeführt ward, traf ein Verwandter des Sultans von Bornu, Achsen (Achmed), in dieser Stadt ein. Er kam von einer Pilgerreise nach Mekka mit seinem Gefolge zurück, und da es Dr. Vogel glückte, mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten, so ward verabredet, daß man die Reise nach Kuka gemeinschaftlich unternehmen wollte. Ward auch dadurch Vogel's Ankunft an diesem Ziele sehr verzögert, so entging er durch den Anschluß an die bedeutende Karawane dieses Herrn doch großen Gefahren, die ihn andernfalls betroffen haben würden. Er verwendete die Zeit dazu, sich im Reiten zu üben, in der Umgebung von Tripoli Probeausflüge zu unternehmen und astronomische, meteorologische und andere wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Ebenso unterrichtete er seine beiden Begleiter im Gebrauch der Instrumente, damit sie später im Stande seien, ihm hülfreich beizustehen. Am 13. März schrieb er an Ritter Bunsen über seine Beschäftigungen und seinen Aufenthalt in Tripoli Nachstehendes:

„Ich bin vom englischen Konsul, Colonel Herman, mit der größten Freundlichkeit aufgenommen worden und wohne bei ihm im Konsulat, auf dessen Dache ich meine Sternwarte aufgeschlagen habe; meine beiden Leute und meine meteorologischen und magnetischen Instrumente sind in einem bequemen Landhause, etwa eine halbe Stunde von hier, untergebracht worden. Ich werde hier noch etwa vier Wochen verweilen müssen, da viele zu meiner Ausrüstung noch nöthige Gegenstände von Malta aus verschrieben worden sind. Die Zeit meines Aufenthalts hier ist jedoch keineswegs verloren, sondern wird auf die beste Art zum Studium des Arabischen und zu Uebungen im Reiten, Schießen u. s. w. verwendet. Auch lerne ich Bälge von vierfüßigen Thieren und Vögeln präpariren, um auch der

Zoologie von einigem Nutzen sein zu können. — Meine Gesundheit, sowie die meiner Leute ist vortrefflich, ebenso die Zuversicht und der Muth, mit dem wir der Zukunft entgegengehen. Gott, der uns bis jetzt beschützt, wird uns schon weiter helfen!"

In dem erwähnten Verwandten des Sultans von Bornu lernte Dr. Vogel einen sehr gebildeten Mann kennen, der fertig Arabisch sprach und der früher schon mit Clapperton gereist war. Vogel unterhielt sich gern mit ihm und erfuhr von demselben viel Interessantes über dessen Vaterland. Eine Reise nach Zansibar, über welche er ihn befragte, hielt derselbe für sehr schwierig, weil man dabei durch das Land von Ungläubigen müsse, die keine Kleider trügen, keine Sprache sprächen und mit denen man nicht verkehren könne. Als Vogel ihn nach Timbuktu fragte, sagte er, das sei zu weit von Kuka, das habe Keiner von dort aus besucht. Er wußte bis Darfur hin sehr gut Bescheid; der See Fittri, sagte er, sei ausgetrocknet und Marschland, vor einigen Jahren sei einiges Wasser wieder an die Oberfläche getreten, aber jetzt wieder verschwunden. Auf dem Tsad-See könne man so weit fahren, daß man nichts als Himmel und Wasser sehe, und von keiner Stelle aus könne man vom Lande das jenseitige Ufer erblicken, die Inseln aber von der Südseite aus. Von diesen Inseln wären einige so groß, daß man drei Tage brauchte, um sie zu umgehen. Tangalia (wahrscheinlich „Angala" nach Dr. Barth's Meinung) kannte er gut; es sei drei Tagereisen zu Wasser und eine zu Lande von Kuka, und viel Verkehr zwischen beiden Städten.

Die Meinungen der Sachverständigen, welche Vogel in Tripoli über Barth's Plan, nach Timbuktu zu gehen, hörte, gingen sämmtlich dahin, daß ein solches Unternehmen höchst mißlich und bedenklich sei, so daß er selbst die ernstlichste Besorgniß für seinen Landsmann zu hegen begann. Das Klima von Kano ward als so ungesund geschildert, daß selbst die Araber den Ort im Sommer verlassen. Sokoto wie Timbuktu, sagte man, seien der Sitz des Auswurfs von ganz Marokko und der allerfanatischsten Araber.

„Unter diesen Umständen", schrieb deshalb Vogel in dem oben erwähnten Briefe an Ritter Bunsen, „kann ich nichts Besseres thun, als mich geraden Wegs nach Kuka zu begeben (da ich von dort aus wenigstens mit Kano Verbindungen anknüpfen kann) und dort Barth's Rückkunft abzuwarten. Sollte, was Gott verhüten wolle, derselbe nicht nach Kuka zurückkehren können, so habe ich, meinen Instruktionen nach, Vollmacht, so weit vorzudringen, wie es mir räthlich scheint, und die Expedition auf dem Wege, der mir der beste dünkt, nach England zurückzuführen (via Zansibar). Jedenfalls werde ich mich sechs bis neun Monate am Tsad-See aufhalten."

Am 14. März schrieb er in einem Briefe an den Professor d'Arrest unter Anderm Folgendes:

„Die beiden Soldaten vom Generalstab, die man mir mitgegeben, habe ich aufs beste im Gebrauch von Instrumenten aller Art eingeübt, so daß sie nicht nur das meteorologische Departement verwalten, sondern auch recht brauchbare Sonnen-Azimuthe, sowie Sonnen- und Sternenhöhen nehmen können. Meine astro-

nomischen Instrumente bestehen in zwei Chronometern von Molineux, die sehr vorzüglich gehen (keiner macht mehr als — 6″ täglich), einem Pistorischen Spiegel, einem Katen'schen Kreis, einem siebenzölligen Dolland'schen Spiegelsextanten auf Silber, von 10 zu 10 Sekunden getheilt, einem Fernrohr von zwei Zoll Oeffnung mit Stativ und künstlichem Horizonte u. s. w. Der magnetische Apparat ist vollständig — Azimuth-Kompaß, Inclinatorium und der Weber'sche Apparat zur Bestimmung der horizontalen Kraft. Ferner besitze ich außer Thermometern und Hygrometern drei vorzügliche Reisebarometer, und bin ich der Erste, der es versucht, solche durch die große Wüste zu tragen. Barth und Overweg hatten 36 Thermometer mitgenommen, aber nur ein einziges Barometer, welches natürlich schon hier als unbrauchbar zurückgelassen werden mußte. Ich hatte auch ein solches bei mir — Sir John Herschel rieth mir dasselbe so dringend an, daß ich nicht anders konnte, als solches kaufen, — und prüfte es auf einer Reise, die ich zu Pferde nach Lebida (Leptis major) und Insalata machte, wobei ich denn fand, daß bei größter Vorsicht und ganz langsamem Ritte das Instrument in einer Viertelstunde bisweilen um ganze Zolle fiel oder stieg. Es ist ja aber auch ganz dasselbe, als wenn man eine Pendeluhr in der Tasche tragen und dabei von ihr verlangen wollte, daß sie richtige Zeit zeigen solle. Ich bin fast vollkommen wohl und habe nicht im mindesten von der Hitze (41° C. im Schatten) gelitten."

Der Ort Lebida, nach welchem Vogel die eben erwähnte Versuchsreise machte, liegt gegen 15 Meilen von Tripoli nach Ostsüdost an der Küste. Der Weg dahin führt über die sogenannten fünf Ströme, d. h. Thäler, die sich vom Mesellata-Gebirge nach dem Meere hinziehen, den größten Theil des Jahres völlig trocken sind und nur während des regenreichen Winters etwas Wasser führen, das freilich nicht immer das Meer erreicht. Weite Strecken zwischen Tripoli und Lebida tragen gänzlich den Charakter der Wüste, und nur in der Nähe des letztern Ortes wird der Boden wieder fruchtbar. Der Ort war zur Zeit der Phönizierherrschaft als eine Pflanzstadt des handeltreibenden Volkes angelegt und blühte selbst noch lange unter den Römern als eine schöne Stadt. Gegenwärtig bedecken die Trümmer des zerstörten Ortes einen Flächenraum von fast einer Geviertstunde, ja an der Küste hin dehnen sie sich bis auf anderthalb Stunden aus, ein höchst anlockendes Feld für den Geschichtsforscher. Noch finden sich ungeheure Pfeiler, Mauern, Thore, mitunter aus dem schönsten Granit gearbeitet, zerbrochene Bildsäulen, Marmortafeln mit punischen, griechischen und lateinischen Inschriften, ebenso Ueberbleibsel einer großen Wasserleitung. In der Nähe der jetzigen Stadt Lebida sind Spuren von Tempeln und römischen Bädern vorhanden und etwa eine halbe Stunde davon die Reste eines Amphitheaters von bedeutendem Umfange. Dicht am Meere sind die Trümmer von alten Festungswerken sichtbar und zwischen dem Geröll und den Bruchstücken findet man nicht selten geschnittene Steine und Münzen.

Den schärfsten Gegensatz zu dem glanzvollen Bilde, welches bei dem Anblick dieser großartigen und von hoher Kultur und üppiger Pracht sprechenden Trümmer in der Seele das Geschichtskundigen aufsteigt, bildet die gegenwärtige Bewohner-

schaft der Gegend, die meistens in ärmlichen Lehmhütten wohnt und in ihrer geistigen Befangenheit nicht selten die schön geschnittene gefundene Gemme aus abergläubischer Furcht vernichtet.

Mitten durch das Ruinenfeld fließt ein vom Gebirge kommendes Gewässer, der Cinyphus der Alten, das Wadi Kaam der jetzigen Bewohner, das in der Nähe des Meeres Lagunen nnd Sümpfe bildet. Die Karthager hatten über dieselben ausgedehnte Brücken gebaut, deren Pfeilerreste noch bemerkt werden. Während die Alten großartige Deichbauten, Wasserfänge und Dämme an jenem Flüßchen aufführten, dadurch sein zeitweiliges wildes Ungestüm bändigten, Versumpfungen und Zerstörungen verhüteten, es auf ausgedehnte Kunstfelder leiteten und üppige Pflanzungen bis an seine Ufer anlegten, haben die jetzigen Bewohner jene Kunstwerke zerstört oder wenigstens zerfallen lassen, ziehen sich, die Anschwellungen des Gebirgsbaches fürchtend, von seinen Ufern ängstlich zurück; die entstehenden Versumpfungen erzeugen Fieber, diese entvölkern die Ortschaften und mit der geringer werdenden Anzahl der Einwohner nimmt auch die Ausdehnung der Fruchtwälder ab, welche die Dörfer umschatten. Als ein Ueberrest jener Fruchtdämme und zugleich als ein sprechendes Zeugniß von der Großartigkeit dieser Wasserwerke befindet sich jetzt noch etwa eine halbe Stunde von Lebida stromaufwärts eine Mauer von 975 Schritt Länge und 12 — 14 Fuß Dicke.

Nahe bei der kleinen Bucht „Wirsta Legata", unweit Lebida, haben neuerdings die Türken ein kleines schwaches Fort aufgeführt, das etwa hundert Schritt ins Geviert hat. Da es aber weiß angestrichen ist, macht es mit seinen Zinnen und kleinen Bastionen einen recht freundlichen Eindruck.

Trotzdem daß ein Vergleich der jetzigen Bewohner der Landschaft Mesellata mit den alten punischen und römischen Kolonisten sehr zum Nachtheil der erstern ausfallen muß, sind sie doch im Vergleich mit denjenigen in den übrigen Theilen der Regentschaft Tripoli als die fleißigsten und sorgsamsten Arbeiter berühmt. In der That gewähren die zahlreichen Fruchtgärten, von hohen Hecken aus stachligen Opuntien eingehegt, die Dattel- und Oelpflanzungen dem Wanderer eine angenehme Ueberraschung, wenn er aus den auf weite Flächen hin baumlosen übrigen Provinzen des Paschaliks hier ankommt. Noch ist ein Hain alter Olivenbäume vorhanden, welcher den Namem „Olivengarten der Pharaonen" (s. die Abbild. S. 61) führt, da das Volk seine erste Anlage jenen alten Herrschern Aegyptens zuschreibt. Das auf Kalkfelsen gelegene Schloß Mesellata, bis in dessen Nähe Vogel seinen Ausflug ausdehnte, ist ganz aus Quadern alter Ruinen erbaut. Das dabei gelegene Dorf Kustabat besteht aus 3 — 400 Steinhütten. Die genannte Feste ist wahrscheinlich ein Werk der Spanier. Sie ist in Form eines Dreiecks aufgeführt und mit mehreren Bastionen versehen. In den Dörfern dieses ganzen Gebietes besteht die Einwohnerschaft zur Hälfte aus Arabern und zur Hälfte aus Juden, welche letzern von den erstern vielfache Bedrückungen dulden müssen.

Am 15. April schrieb Vogel an seinen Freund Dr. Petermann:

„Ich bin, wie Sie aus der Ueberschrift (Tripoli) sehen, immer noch hier und erwarte sehnlichst die Ankunft eines Schiffes, welches mir verschiedene, zu



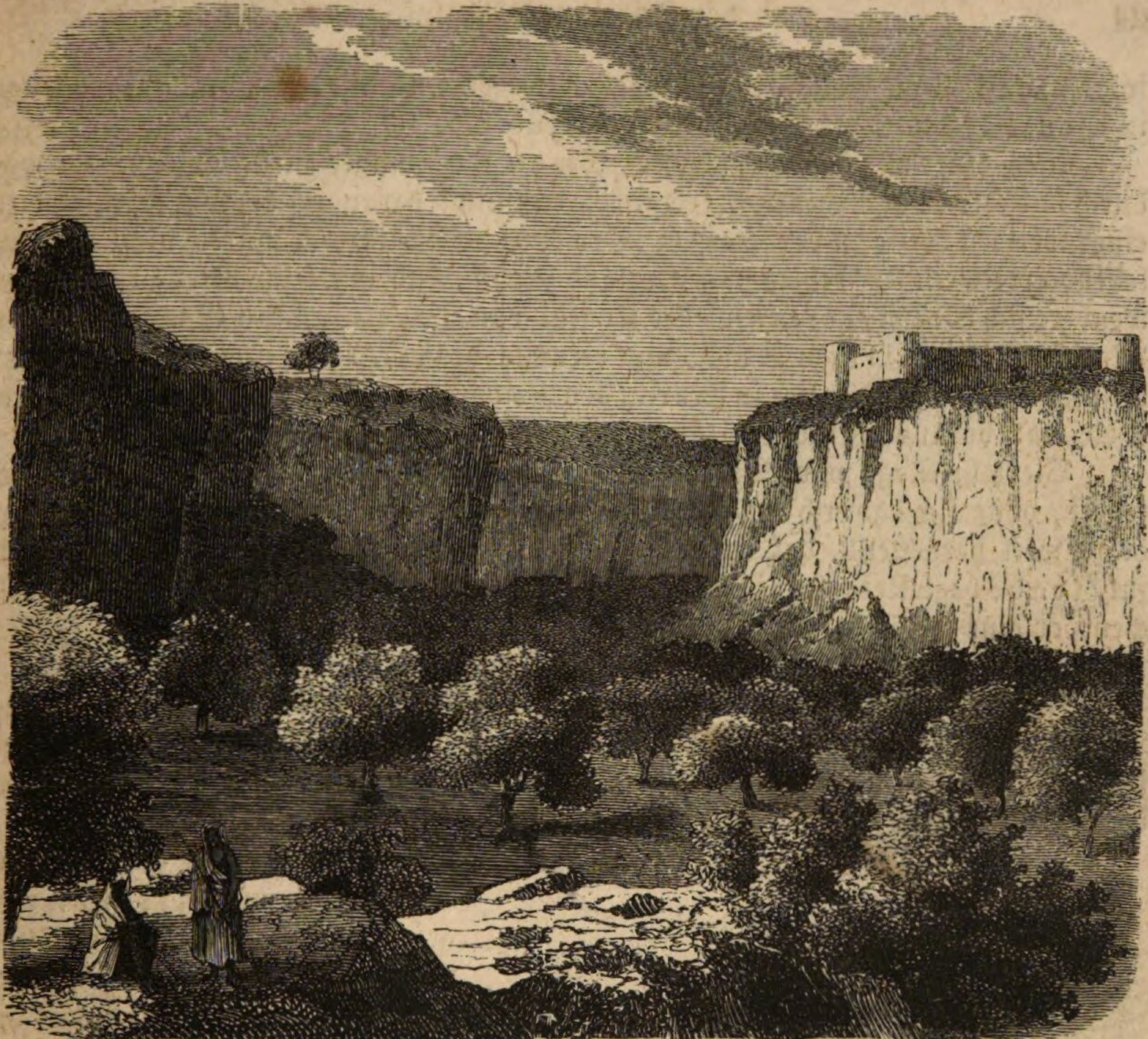
Oelbäume.

meiner Reise wichtige Dinge, wie Zelte, Zinngeschirr, Sattel und Zeug für die Pferde, Thee, Schießpulver u. s. w., bringen soll, die wir schon vor vier Wochen in Malta bestellt, da man alle diese Artikel hier entweder gar nicht oder nur zu doppelten Preisen und in allerschlechtester Qualität finden kann!" — und am 14. Juni fügt er in einem andern Briefe an denselben Freund hinzu:

„In wenig Tagen werde ich meine Reise nach Mursuk endlich antreten können. Mein langer Aufenthalt hier war ganz unvermeidlich. Sie haben keinen Begriff davon, was Alles dazu gehört, um eine Expedition für eine dreijährige Ueberlandreise auszurüsten, und wie dieses Geschäft erschwert wird durch die Unzuverlässigkeit der Araber uud durch die Schwierigkeit, die es macht, auch die geringste Kleinigkeit hier aufzutreiben. Fast Alles mußte von Malta verschrieben werden. Jetzt ist aber Alles so weit fertig, daß die Karawane bereits in Ain Sara bivouakirt und in drei Tagen abmarschiren wird. Sie besteht aus 30 Kameelen; 15 davon habe ich gekauft, 15 gemiethet. Ich reise zu Pferde, mein erster arabischer Diener auf einem Dromedar. Unter meinem Kommando habe ich außer den beiden Sappeurs zwei schwarze Bediente, einen Koch, zwölf Kameeltreiber und zwei Burschen für „all work“. Ich habe Vorräthe aller Art genug, um drei bis vier Jahre aushalten zu können, und in so langer Zeit, hoffe ich doch, wird es möglich sein, bis an den Indischen Ocean zu kommen. Die Geschenke, die mir von England aus geschickt worden, sind prächtig und werden mir eine treffliche Aufnahme am Hofe von Bornu sichern.“

Der Sultan von Bornu hatte nämlich der Königin von England als Zeichen seiner Hochachtung einen Elephantenzahn und Giraffenschwanz geschickt, und der Colonel Herman hatte den Earl of Clarendon gebeten, demselben als Erwiederung einige Gegenstände zu senden, welche ihm besondere Freude machen würden. Er hatte dazu vorgeschlagen: einen Helm, Küraß und Schwert, wie solche die englische Reiterei trägt, sowie eine goldene Repetiruhr. Zugleich wollte man dadurch ihm auch ein Zeichen des Dankes dafür geben, daß er Barth und Overweg so viel Freundlichkeit erwiesen.

Der erwähnte Gesandte schien Dr. Vogel der „allerdümmste Teufel“ zu sein, den der Sultan in seinem ganzen Königreiche hatte auftreiben können. Es war ein schwarzer Sklave, der dem Reisenden auch nicht über das Allergeringste Auskunft geben konnte. Der Diener desselben war ein Sklave, geraubt aus den Ländern südlich vom Tsad. Da Vogel sein Augenmerk vorzugsweise auf jene Gebiete gerichtet hatte, schrieb er: „Ich werde sehen, daß ich ihn in meine Dienste nehmen kann; er könnte mir von großem Nutzen als Dolmetscher u. s. w. sein. Wenn seine Landsleute alle so sind wie er, so habe ich von den „Wilden“ nichts zu fürchten; er ist ungemein gutmüthig und mir sehr ergeben, — eine Schnur blauer Perlen hat das Band unserer Freundschaft vorzüglich geknüpft.“



Kasr Ghurian und Wadi Rummana.

II.

Von Tripoli nach Mursuk.

Abreise von Tripoli. — Ain Sara. — Taghonaberge. — Ghuriangebirge. — Skythensteine. — Kasr Ghurian. — Beniolid. — Soffedschin. — Klosterruine. — Enfad. — Semsem. — Bondschem. — Tolagga. — Hammada. — Römische Ruinen. — Sokna. — Schwarze Berge. — Berber und Araber. — Tynilkum. — Sebha. Rhodoa. — Wadi Schergi. — Mursuk.

Endlich waren alle Vorbereitungen zur Reise beendigt und der 14. Juni 1853 zum Aufbruch der Karawane festgesetzt. Am Tage vorher machte Vogel einen kleinen Ausflug zu Pferde und hatte das Unglück, mit demselben zu stürzen. Er verletzte sich dabei den linken Fuß in so erheblicher Weise, daß er gehindert wurde, am folgenden Tage mit seinen Gefährten aufzubrechen. Der Reisezug setzte sich ohne ihn in Bewegung, nachdem die Verabredung getroffen war, daß er nach er-

folgter Herstellung so schnell als möglich folgen und mit den Vorausgegangenen in Beniolid wieder zusammentreffen wollte.

Auch einer von den Sappeuren, Swenney, mußte zurückbleiben. Er war durch das Klima so bedenklich erkrankt, daß nicht daran zu denken war, ihn zu einer weitern Reise zu veranlassen. Der Arzt versicherte, er würde nicht Mursuk lebend erreichen. Er kehrte nach England zurück, und um seine Stelle zu ersetzen, wendete sich Oberst Herman, der Konsul von Tripoli, an den Gouverneur von Malta, Sir William Reid, und ersuchte denselben um einen andern zuverlässigen Mann, welcher sich in Mursuk den Reisenden anschließen sollte. In diesem Orte war voraussichtlich ein längerer Aufenthalt nöthig.

Vierzehn Tage war Vogel durch die Folgen jenes Sturzes an das Lager gefesselt, ohne sich dadurch den frischen Muth lähmen zu lassen. Am 28. Juni war er so weit hergestellt, daß er wieder das Pferd besteigen konnte. Der Vicekonsul Reade begleitete ihn bis Beniolid. Er nahm Abschied von dem Orte, in welchem er eine so rührende Theilnahme, eine so herzliche Liebe gefunden hatte, ungewiß, ob er die ihm theuer gewordenen Freunde je wieder begrüßen werde.

Zugleich nahm er aber auch Abschied von den Annehmlichkeiten des städtischen Lebens, von den Schönheiten, welche die Umgebungen der Stadt Tripoli, trotz ihrer Mängel, dem Nordländer bieten, von jenen Vorzügen, welche die Länder des Mittelmeergebietes überhaupt besitzen.

Wie in dem gepriesenen Italien reifen auch in den Gärten von Tripoli Orangen und Citronen ihre geschätzten, erfrischenden Früchte. Neben den röthlichschimmernden Granatgebüschen duftet die Myrte; der Johannisbrodbaum und die Maulbeere breiten ihr dichtes Laubdach zu kühlem Schatten aus. Pfirsichen und Aprikosen reifen in Gesellschaft mit Feigen und Pistazien und selbst der Wein gedeiht noch vortrefflich, obschon er zu starke Hitze nicht liebt. Vier Meilen südwestlich von Lebida, in Insalata, wird viel Wein gebaut, der mit dem Marsala-Wein wetteifert. Er besitzt ebensowol große Stärke als auch ein angenehmes Aroma und würde ein noch höher geschätztes Produkt geben, wenn die Bearbeiter größere Sorgfalt auf seine Zubereitung verwenden wollten. Als bezeichnendes Gewächs in der Umgebung von Tripoli war Dr. Vogel der Ricinus mit seinen großen, schöngeformten Bättern aufgefallen. Er



Zweig der Ricinusstaude (Ricinus communis); oben Samenblüten, unten Staubblüten tragend.

schreibt darüber: es fände sich diese Staude in solcher Menge vor, daß das aus ihren Samen erzeugte arzneiliche Oel recht gut zu einem Ausfuhrartikel werden könnte, wenn sich nur Jemand bemühen wollte, sie zu sammeln. Als alte Bekannte, als freundlichen Gruß aus der Heimat hatte der aufmerksame Botaniker bei Tripoli den salzliebenden Pungen (Samolus Valerandi) und das zierliche, schön blau blühende Gauchheil (Anagallis caerulea) begrüßt, dagegen fand er die mitteleuropäischen Obstbäume kümmerlich, mit der für sie übermäßigen Hitze ringend und unter dem erdrückenden Klima Afrikas hinsiechend. Aepfel- und Birnbäume giebt es zwar in den Obstgärten von Tripoli zahlreich, aber ihre Früchte haben keine Aehnlichkeit mit den schönen Erzeugnissen Deutschlands. Sie sind hart und wässerig und kaum genießbar. Schon nach zwei bis drei Jahren arten frisch eingeführte gute Birnensorten vollständig aus. Kirschbäume giebt es in ganz Tripoli nur drei, und einer davon war in dem Garten, den Vogel's Leute bewohnten. Er erntete von demselben sechs Kirschen. Die in Italien so häufigen edlen Kastanien fehlen um Tripoli gänzlich, dagegen gedeihen die Kartoffeln sehr gut. Ihre Knollen werden sehr groß und besitzen einen angenehmen Geschmack.

Die sogenannten Südfrüchte: Orangen und Citronen, sowie der Johannisbrodbaum, gehen nicht über den Küstensaum hinaus. Sobald der Reisende die mit stachligen Opuntienhecken umgebenen Gärten der Stadt und ihre Olivenpflanzungen verlassen hat, empfindet er bereits den Eindruck der Wüste. Südlich von dem Dattelpalmenwäldchen, das die Westseite des Teiches von Ain Sara umgiebt, breitet sich eine Sandebene von einer Meile Durchmesser aus, deren aus losem Flugsand gebildete Hügel jegliches erfreuende Grün, jeglichen Pflanzenschmuck entbehren. Nur hier und da versucht der Mensch selbst dem dürren Wüstenrande noch ein Erzeugniß abzugewinnen: die Wassermelone, allerdings eine höchst liebliche Gabe, die wohl im Stande ist, zeitweise das seltene, oft unangenehm schmeckende Wasser zu ersetzen. Sie bedarf keiner künstlichen Bewässerung, der starke Tau, der hier fällt, befriedigt das genügsame Gewächs, dieses Kameel unter den Pflanzen. Man säet die Kerne in die Sandhügel und schützt die jungen Pflänzchen etwas durch darüber gelegtes Reisholz vor dem zu starken Sonnenstrahl, bis sie erstarkt sind; dann ranken sie ungestört weiter und reifen Früchte bis zu 150 Pfund Schwere. Auch eigentliche Melonen gedeihen hie und da in ihrer Gesellschaft.

Jenseits der Sandhügel, welche eine ansehnliche Höhe erreichen und sich nach Osten zur Wüste von el Mita mta Teruggurt fortsetzen, dehnt sich eine sechs Stunden weite Ebene aus, die sich wellenförmig allmälig hebt und senkt und fruchtbaren Boden enthält. Im Frühjahr gewährt sie einen angenehmen Anblick, denn das freundliche Grün von Gerstenfeldern, unterbrochen von eingesprenkelten bunten Blumen, zeugt von dem belebenden Einfluß der winterlichen Regen. Mitte Sommer aber, als sie Dr. Vogel durchreiste, bot sie dem Auge nichts, was bei dem blendenden Glanz der glühenden Sonne eine Erholung gewährte.

Im Wadi Melgha, einer Thalschlucht, welche nach Norden zu abfällt,

ritten die Reisenden allmälig auf die Terrassen der Gebirge von Taghona empor. Kahl und unerquicklich fanden sie aber auch diese Höhen, die Kalk- und Sandfelsen mit zahlreichen großen Steinblöcken besäet, ohne Wälder, welche ihnen Kühlung bieten konnten, ohne frohe Bewohner, welche anderwärts die Gebirgsgegenden so heiter erscheinen lassen.

Die Taghonaberge, die sich durchschnittlich bis 1000 Fuß Höhe erheben, bilden ein Glied jener ausgedehnten Gebirgskette, welche bei Lebida, etwa dreißig Meilen östlich von Tripoli beginnt, anfänglich in der Richtung von Ost nach West zieht, sich unweit des Wadi Melgha nach Süden wendet, dann aber wieder in einer Entfernung von einigen zwanzig Meilen die frühere Richtung nach Westen annimmt. Der östlichste Theil ist am wenigsten hoch und erhebt sich selten über 800—1000 Fuß. Er durchzieht das gesegnete Gebiet von Mesellata, weit berühmt durch seine üppigen Kornfelder und Baumpflanzungen, die unser Reisender bei seinem Ausfluge nach Lebida kennen gelernt hatte. Hier grünen ausgedehnte Olivenhaine an den Abhängen der Hügel, hier erheben sich zahlreiche Datteln über den steinernen Häusern der fleißigen Bewohner und über die von Kaktus umpflanzten Gärten, in denen die hochgeschätzten Zwiebeln üppig gedeihen. Leider drückt das Joch der gegenwärtigen Beherrscher eisern und hemmend auf dem rührigen Volke und hindert es, den Anbau zu jener Höhe zu bringen, deren er sich in frühern Zeiten erfreute. Die Behörden verlangen die Abgaben nicht nach dem Ertrage der Grundstücke und der Fruchtbäume, sondern nach der Zahl der letztern, und es muß noch Wunder nehmen, daß trotzdem zwischen den alten Stämmen so zahlreiche junge Sprossen gehegt werden. Die meilenlangen Thaleinschnitte, die Wadis, welche in den Abhängen des Gebirges sich herabziehen, haben zum großen Theil ihren Charakter und ihre Bedeutung für die Kultur verändert. Ehedem führten die freien Berberstämme jener Gebiete zahlreiche und ausgedehnte Bauten in den Wadis aus, um das zur Regenzeit sich schnell sammelnde Wasser zu dämmen, durch feste Deiche aufzustauen und in Kanälen seitwärts zur Bewässerung hochgelegener Pflanzungen zu leiten; jetzt sind jene Steinbauten in Trümmer zerfallen und die schnell anschwellenden Wildwasser stürzen verheerend in Katarakten durch das Thal; sie zerstören, anstatt zu beleben! Weite Strecken zeigen den kahlen, weißen Kalkfelsen entblößt von jeglicher fruchtbaren Erde.

Die Gebirge von Taghona, ungefähr zehn Meilen Ausdehnung in die Länge besitzend, sind durch den fast gänzlichen Mangel an Baumwuchs bekannt. Nur eine seltene Ausnahme ist es, wenn sich hie und da an einem Quell innerhalb eines geschätzten Wadis eine kleine Gruppe Datteln oder Oelbäume vorfindet. An der Ostseite des Berges Buel Asgar, welche die Karawanenstraße nach Beniolid streift, wechselt guter Weidegrund mit Anhäufungen von rothem Sand.

Im Frühjahr grünen die Bergtriften und bieten den Herden der wandernden Araberstämme reichliche Nahrung; Hahnenfuß-Arten (Ranunculus), hier „Schubbotan" genannt, lebhaft gefärbte Tulpen und andere Liliengewächse, gemischt mit eßbaren Zwiebeln, der Lieblingsspeise der Araber, und verschiedenen

sonstigen Kräutern, schmücken die Hochflächen, deren trocknere Strecken weithin mit Halfagras (Cynosurus durus) bedeckt sind.

Als Dr. Vogel die Berge passirte, waren die meisten jener zartern Gewächse verdorrt; nur die verwelkenden Blätter der Tulpen waren noch zu bemerken und deuteten die verschwundene Schönheit an. Ein einziges kümmerliches Exemplar der Tulpe war die ganze Ausbeute, die der eifrig suchende Sammler machte. Der erwähnte rothe Sand ist vorzugsweise zu der oben beschriebenen Zucht von Melonen und Wassermelonen geeignet. Auf die Windrichtung und das Klima des nördlichen Küstenlandes von Afrika sind die Gebirge von Taghona nicht ohne Bedeutung. Dr. Vogel beobachtete, daß die von dem Innern des Landes kommenden Winde hier einen eigenthümlichen Verlauf nehmen. „Der Landwind", sagt er, „hier Gibli, d. h. Bergwind, genannt, fängt Morgens gegen Sonnenaufgang in Westen an mit getrübtem Himmel, die Sonne roth färbend. Während des Vormittags geht er nach Süd herum und weht aus dieser Himmelsgegend von etwa 11 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags mit erstickender Hitze, dichte Staubwolken, die es unmöglich machen, einen Gegenstand auf hundert Schritt zu erkennen, vor sich hertreibend; Nachmittags schlägt er nach Ost um, und schwächer und schwächer werdend weht er um Mitternacht ganz gelinde aus Norden." Unter dem heißen Athem dieses Windes verschrumpfen und zerfallen die letzten Spuren des vegetabilischen Grüns, die sich noch vom feuchten Winter her erhalten haben.

Häufiger als die Reste einer abgestorbenen Pflanzenwelt und vor allem mehr in die Augen fallend als diese, finden sich in jenen Gebieten Ruinen von Bauwerken, Spuren menschlicher Thätigkeit.

Leider giebt die Geschichte sehr wenig Aufschlüsse über das Völkerleben jener Gebiete. Wie der Wind die Spur der vorübereilenden Karawane in kurzer Frist mit losem Flugsand verweht, so folgten sich hier Völkerschaften und Nationen mit vielfach entwickelten Lebensformen, ohne daß schriftliche Urkunden die Schicksale ihrer Helden, ihre Freuden und Leiden den nachfolgenden Geschlechtern aufbewahrt hätten. Rathlos steht in den meisten Fällen der Wanderer vor den Trümmern zerstörter Städte und Burgen, vor den zerfallenen oder noch erhaltenen Grabmalen und gottesdienstlichen Bauten, aus denen sein Fußtritt nur den krächzenden Geier oder den hungrigen Schakal aufscheucht!

Jene Denkmale sind verschiedenen Ursprungs, verschieden in Bezug auf die Zeit, aus der sie stammen, sowie in Bezug auf die Völker, von deren Dasein sie Zeugniß geben. Etwa drei Meilen südsüdwestlich von dem Punkte, in welchem die Karawanenstraße die Taghonaberge am Bu el Asgar überschreitet, erhebt sich der Dschebel Mssid und bezeichnet die Grenze des Gebiets von Taghona und der Landschaft Ghurian. Jener Basaltberg, Dschebel Mssid, zeigt die regelmäßigste Kegelform, die man sich denken kann; am östlichen Ende der Hochebene, welche ihn umgiebt, ragen zahlreiche kleinere Basaltkuppen empor und heben sich mit ihrer tiefschwarzen Färbung und ihrer Zuckerhutform malerisch von den dazwischen befindlichen blendendweißen Kalkfelsen ab, deren weicheres Gestein durch den Einfluß der Witterung vielfach zerklüftet ist. Die ganze Gegend zeigt die deutlichsten

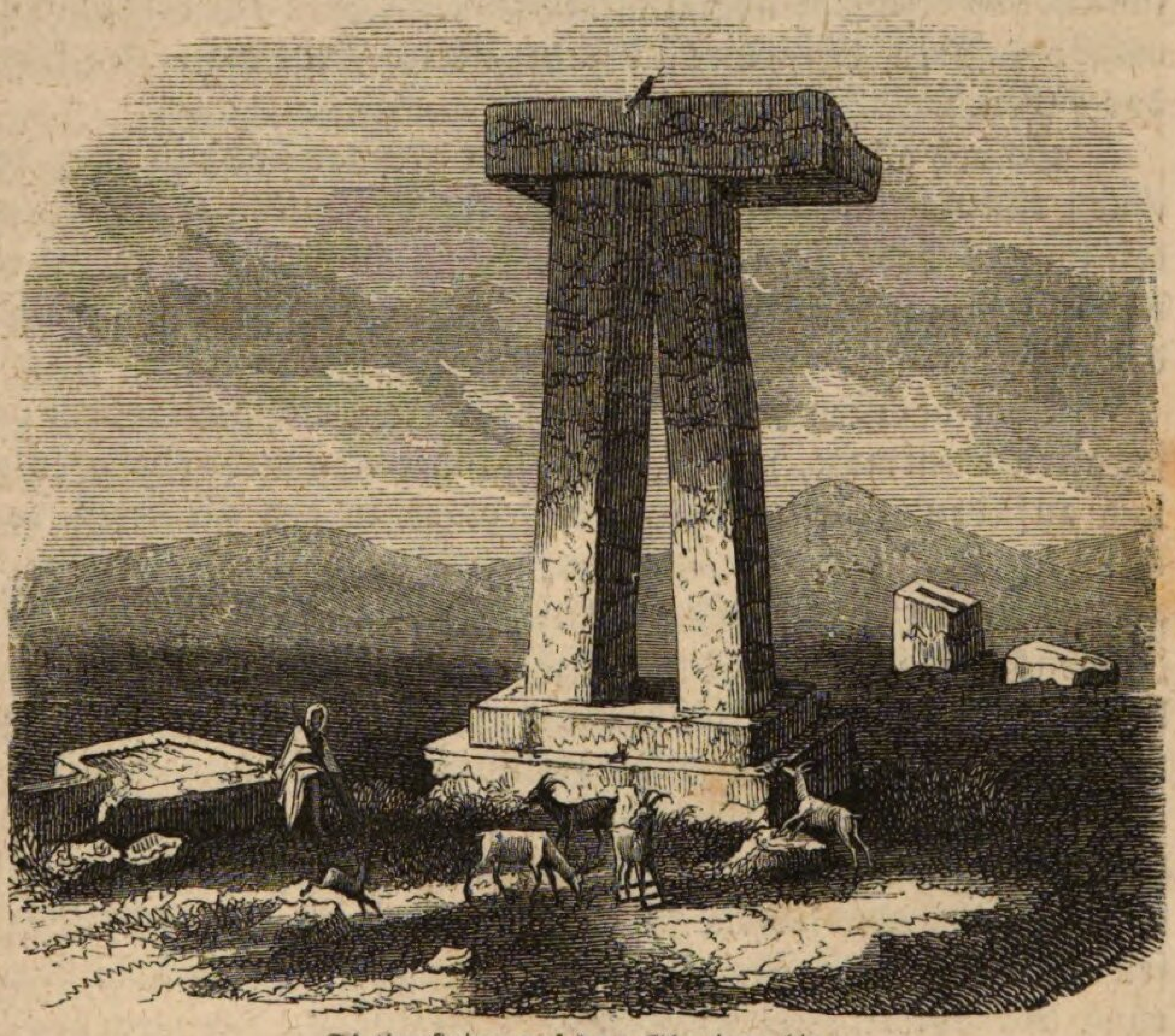
Spuren ausgedehnter ehemaliger vulkanischer Thätigkeit. Gegenwärtig bietet die Bergfläche mit ihren Halfabüscheln dem Vieh nur eine dürftige Weide, ehedem war jenes Gebiet aber muthmaßlich der Sitz einer reichen Bevölkerung. Ausgedehnte Ruinen einer römischen Stadt sind über die Hochebene zerstreut und geben Zeugniß, daß jenes thatkräftige Volk es wohl der Mühe werth finden mußte, hier eine feste größere Niederlassung zu gründen. Zahlreiche Bergspitzen sind mit zerfallenen Kastellen und Burgen gekrönt und erinnern durch ihre Bauart an jene Perioden, in denen die eingedrungenen Araber hier ihre Blütezeit feierten. Im 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bauten hier arabische Raubfürsten die zerfallenen römischen Befestigungswerke und großartigen Grabdenkmale zu Burgen aus, in denen sie hausten und jene Ritterlichkeit entwickelten, deren Wesen und Begriff sich von ihnen aus nach Europa verpflanzte.

Am fremdartigsten schauen den Reisenden aber gewisse Steinbauten an, die höchst wahrscheinlich aus der Zeit lange vor der Römerherrschaft stammen und die einzigen Zeugnisse sind, welche über die Gottesverehrung der Berbern, dieser frühesten Bewohner des Gebietes, berichten. Schon aus weiter Entfernung fallen dem Reisenden zwei hohe, viereckige, aufrechtstehende Pfeiler in die Augen, welche auf einem Unterbau aus mächtigen Steinstücken stehen, die zwei Stufen bilden. Auf ihren Scheiteln ruht wagerecht ein ähnliches viereckiges mächtiges Steinstück. Der Zwischenraum, den die aufrechten Pfeiler zwischen sich lassen, ist so eng, daß kaum ein schlanker Mann hindurchschlüpfen kann. Die Säulen haben gegen zehn Fuß Höhe und zeigen an ihrer innern Seite viereckige eingearbeitete Löcher, welche bei beiden Pfeilern sich entsprechend gegenüberstehen und bei dem östlichen Pfeiler gänzlich durchgehen. Das niedrigste dieser Löcher ist etwas über drei Fuß vom Boden entfernt, das folgende ungefähr einen Fuß höher und das dritte ebenso weit über dem zweiten. Der obere querliegende Stein ist sechs Fuß lang und von derselben Stärke wie die Pfeiler. Alle drei Steinblöcke bestehen aus Sandstein. Auffallend ist die Aehnlichkeit, welche diese Steinpfeiler mit den weitberühmten celtischen Ruinen bei Stonehenge und Averbury haben, über deren religiösen Zweck nicht der mindeste Zweifel mehr obwaltet. Nahe bei ihnen befindet sich eine Anzahl großer, flacher, viereckiger Steine aus weißem Kalkstein, deren Bearbeitung und eigenthümliche Einrichtung auf eine ganz besondere Verwendung derselben schließen läßt. Einer derselben ähnelt einem Thronstuhle mit erhöhter Lehne, zeigt aber auf seiner Oberfläche eine vertiefte Rinne, welche ein Viereck bildet. Von dieser Rinne aus geht eine andere, welche den vorspringenden Theil entlang läuft. Aehnliche Steine liegen, theils gut erhalten, theils als Bruchstücke, mehrere umher und führen durch ihre Form zu der Vermuthung, daß sie vielleicht als Opfersteine gedient haben mögen.

„Diese Ruinen", sagt Dr. Barth, der sie näher beschrieb, „sind in jeder Hinsicht bemerkenswerth. Auf Jeden, der sie ohne Vorurtheil betrachtet, müssen sie den Eindruck machen, daß sie zu einer Kultusstätte gehörten. Denn kein gewöhnlicher Zweck aus dem Alltagsleben des Menschen läßt sich denken, für den sie hätten bestimmt sein können. Allerdings sind andere Ruinen in geringer Entfer-

nung, aber augenscheinlich in keinem genauen Zusammenhange mit den eben beschriebenen, und wir müssen diese Ruinen als ein Gebäude für sich bildend ansehen. Gewiß mögen manche Steine in späterer Zeit fortgeschleppt worden sein, obgleich ich während der Zeit, die ich auf der so merkwürdigen Stätte zubrachte, nicht im Stande war, die Spuren irgend einer Art regelmäßiger Umschließung zu finden. Ich glaube daher, daß der Platz ursprünglich mit einer leichten Holzumzäunung umgeben war.“

Während bei den erwähnten celtischen Ruinen die Steinpaare mit ihren Trägern einen weiten Kreis um einen geheiligten Platz bilden, scheinen die Säulen von Taghona von Anfang an vereinzelt gestanden zu haben.



Skythensteine auf dem Ghuriangebirge.

„Es ist wohlbekannt“, fährt der alterthumskundige Dr. Barth in seiner Schilderung dieses merkwürdigen Denkmals fort, „daß die ältesten Götzenbilder nur Pfeiler oder Steine waren, nicht allein von runder Gestalt, als Symbole der schaffenden Macht, sondern auch viereckig. Auch ist wohlbekannt aus dem Beispiele der Säulen in On oder Heliopolis, ferner der beiden berühmten Säulen Jakin und Boas vor dem Eingange des Salomonischen Tempels, ingleichen der beiden Säulen des phönizischen Melkarth in Gades, daß die herrschende Macht der Gottheit oft durch ein Paar solcher Säulen dargestellt ward. Es leuchtet außerdem ein, daß ein Paar massiver Pfeiler oder Säulen, mit einem gleich massenhaften Querpfeiler überlegt, wohl geeignet ist, auf symbolische Weise die Festigkeit und ewige Unwandelbarkeit der Weltordnung darzustellen. Selbst dem Namen der Hauptgottheit der heidnischen Berber, „Anum“, möchte, wie Movers vermuthet, wol wirklich die ursprüngliche Bedeutung „Träger“ und „Erhalter“ zukommen. Ich will darum aber nicht sagen, daß in diesem Säulenjoch die göttliche Idee wirklich dargestellt sei. Im Gegentheil hatte ich in dem Augenblick, da ich diese Ruinen untersuchte, den Eindruck, daß der Bau eine rohe Art von Sonnenuhr sei, die den

vertikalen mit dem horizontalen Grundsatz vereinigte. Daß er nicht bestimmt war, zu einem gewöhnlichen Durchgange zu dienen, selbst wenn er mit einem größern Bau verbunden wäre, ist deutlich durch die Enge des Zwischenraums. Nicht abgeschmackt scheint es, in Uebereinstimmung mit ähnlichen Andeutungen der Erklärer der celtischen Denkmäler anzunehmen, daß dieser enge Durchgang zugleich als eine Art reinigender Vorbereitung für die Opfernden gedient haben haben mag, um die letztern zu ihrer heiligen Handlung vorzubereiten; denn die wirklich beklemmende Natur dieses Durchgangs mußte durch den ehrfurchtsvollen Charakter, der ihm beigelegt wurde, erhöht werden. Selbst in Stätten christlicher und muhamedanischer Gottesverehrung sind Gebräuche ähnlicher Art nicht unbekannt, und eine sehr übereinstimmende Sitte in der berühmten Djama in Keiruan mag wol ihren Ursprung in dem ältern Gebrauche der Eingebornen des Landes haben."

So roh alle diese Steine in ihrer Anlage sind, so muß es doch auffallen, an ihnen künstlerische Verzierungen zu treffen, welche auf Geschmack und Geschicklichkeit ihrer Urheber schließen lassen. Nicht unmöglich erscheint es dabei, daß letztere von den Römern an den vorgefundenen Bauwerken nachträglich angebracht worden sind.

Vom höchsten Interesse ist es für den Geschichtsforscher, die Aehnlichkeit dieser alten Denkmale, welche, dem beschriebenen mehr oder weniger gleich, sich mehrfach auf den Gebirgen Taghonas sowie in den Gebieten von Mesellata finden, mit ganz ähnlichen in andern, weitentlegenen zu vergleichen. Außer den mehrfach genannten auf den britischen Inseln hat man dergleichen in verschiedenen Theilen Indiens, besonders in den Nilgherries getroffen, ebenso in Cirkassien, dem südlichen Rußland, an der Südküste Arabiens und, nach den Angaben Einiger, auch im Somali-Lande. Diese Uebereinstimmung könnte sich vielleicht daraus erklären lassen, daß alle jene Urvölker bei den ersten rohen Versuchen, ihrem religiösen Gefühl durch Bauten einen sichtbaren Ausdruck zu geben, dieselbe naheliegende Form angewendet haben. Sir Henry Rawlinson glaubt seinerseits dagegen in diesen ehrwürdigen Resten eine Bestätigung seiner Ansichten über die weite Ausbreitung des Volksstammes der Skythen zu finden. Zwischen den Völkern der indischen Länder und den Celten hat die Vergleichung der Sprache mehrfach Anknüpfungspunkte geboten, zwischen der Sprache der Berbern und jener der innerasiatischen Völker scheint das Koptische ein Mittelglied zu bieten. Dr. Barth schlägt deshalb vor, diese Ruinen mit dem allgemeinen Namen „skythische" zu bezeichnen.

Die jetzigen Bewohner jener Landschaften wissen leider wenig Aufschluß über die Geschichte ihres Landes zu geben. Unter allen möglichen Ungerechtigkeiten und Plackereien von Seiten der Türken führen sie ein wahrhaft elendes, erbärmliches Leben. Sie zeigen dem Fremdling, glühenden Haß im Auge, die zahlreichen Stellen, an denen ihre Väter in den Kämpfen wider die gegenwärtigen Unterdrücker verbluteten; die Felsenkämme und Spitzen, auf welche sich die muthigen Vertheidiger der Freiheit flüchteten, bis sie Hunger und Wassermangel zur Ueber-

gabe zwang; die engen Schluchten, jetzt der Lieblingsaufenthalt zahlreicher Panther und Hyänen, in denen nach ihrer Aussage Ströme Blutes geflossen. Selbst der Boden, so behaupten sie in ihrem Ingrimm, entweiht durch die Gegenwart der Unwürdigen, verweigert in der Jetztzeit seinen Ertrag; während ehedem die Safranpflanzen auf den wohlbebauten Feldern stets zahlreiche Stengel trieben, ist ein solcher Fall der Ueppigkeit heutzutage zur außerordentlichen Seltenheit geworden.

Die Baumlosigkeit des Gebietes von Taghona wird in dem westlich angrenzenden Ghurian durch die Pflanzungen innerhalb bewässerter Wadis gemildert. Auch hier durchbrechen Basaltkegel mehrfach die Kalk- und Sandsteinlagen. Die letztern verleihen durch ihre abwechselnde Färbung, vom tiefen Braun ins grelle Gelb übergehend, den zerissenen Thalschluchten oft ein phantastisches, wildes Kolorit, von dem das Grün der Pistazien sich angenehm abhebt. Die Gebirge Ghurians und des noch weiter westlich gelegenen Distrikts von Dschebel (Yefrem) steigen bis zu 2000 Fuß, einzelne Gipfel sogar bis 2800 Fuß empor.

In Uebereinstimmung mit dieser hohen Lage macht sich der Winter durch reichlichen Regen und durch seine Rauhheit auffallend bemerklich. Als Dr. Barth diese Gebirgszüge durchzog, hatte er durch die unfreundliche Witterung viel Ungemach auszustehen. Das Thermometer stand des Morgens nicht selten nur auf 1 — 2° C., ja einmal fiel es sogar auf 3° Kälte. Eines Morgens war die ganze Landschaft mit einer Schneedecke von einem Zoll Höhe belegt; gewiß eine fremdartige Erscheinung in dem durch seine Hitze berüchtigten Erdtheil!

Die Wohnungen der Eingebornen bieten dem Fremden wo möglich ein unbehaglicheres Unterkommen als sein luftiges Zelt, denn sie wimmeln von Flöhen und strotzen von Schmutz. Die Bevölkerung verhält sich überhaupt dem Besuchenden gegenüber höchst mißtrauisch und unfreundlich, da sie ihn, der unter türkischem Schutze steht, als einen Verbündeten ihrer Tyrannen betrachtet. Der Berber wagt es nicht, von dem Wandrer irgend eine Speise anzunehmen; er fürchtet, sie sei vergiftet, da sich die Türken dieses Mittels mehrfach bedienten, um Mißliebige aus dem Wege zu räumen. Das geknechtete Volk harrt, von Rachegefühl durchglüht, nur auf günstige Gelegenheit, um das verhaßte Joch abzuschütteln; zu entartet aber und zu sehr geschwächt, um selbständig bestehen zu können, macht es durch dergleichen häufige Versuche sein Loos nur noch schlimmer.

Mit den ursprünglichen Berbern sind hier Juden vielfach verschmolzen, ähnlich wie solches auch in Marokko der Fall ist, ja mehrere Berberstämme hatten ehedem das Judenthum als Religion angenommen.

Hauptsächlich diese Juden sind es, welche ihre Wohnungen in die steilabfallenden Felswände einarbeiteten und dadurch Dorfschaften mit unterirdischen Wohnungen eigenthümlicher Art gründeten.

Die beherrschenden Türken sind viel zu sehr mit ihrer Sorge für den Geldsack und die Tabakspfeife beschäftigt, als daß sie es sich angelegen sein ließen, die Eigenthümlichkeiten der Völker, welche sie unterworfen haben, zu berücksichtigen. Noch viel weniger kommt es ihnen bei, deren Charakter und Geschichte zu

studiren. Sie begnügen sich, Zwingburgen an möglichst unzugänglichen Stellen anzulegen, diese mit Truppen zu versehen und zu verproviantiren. Eine der bedeutendsten davon ist Kasr Ghurian, das unsere Abbildung S. 63 zeigt. Auf einem senkrecht abfallenden Kalkfelsen gelegen, mit Mauern und Thürmen umgeben, erinnert es an die Burgen des Mittelalters, von denen aus tyrannische Machthaber Raub- und Plünderungszüge unternahmen. Im Schutze dieses Kastells wird wöchentlich ein Markt abgehalten, der aber dürftig genug besucht wird. Der Berber schafft seine Erzeugnisse lieber nach dem fernen Tripoli, da er dort weniger Ungerechtigkeiten und Bedrückungen ausgesetzt ist. Dem nahewohnenden Gewaltherrn gegenüber sucht er so arm als möglich zu scheinen, um nicht durch Besitzthum dessen Habgier zu reizen.

Den unerquicklichen Schattenseiten der Völkerverhältnisse gegenüber bietet das Wadi Rummana am Fuße der Burg dem Reisenden ein liebliches Bild üppiger Natur. Es ist das Paradies der Gegend, das Lieblingserholungsplätzchen für den Befehlshaber der Landschaft. Es zeigt, welche Ueppigkeit sich in den Gebirgen Ghurians entwickeln kann, wenn das belebende Wasser vom Fleiße des Menschen sorgsam benutzt wird. Das Wadi windet sich als enger Thalspalt in der Richtung von Südost nach Nordwest um den Südfuß des Burgberges; an seinem obern Ende tritt ein reicher Quell aus dem Innern des Kalkfelsens. Ein in den Stein gehauenes Bett nimmt das klare Naß auf und leitet es zu den verschiedenen Terrassen, die rings an den steilen Thalwänden mühsam angelegt sind; dort vertheilt sich das segenbringende Element in ein vielverzweigtes Adernetz und tränkt die sorgsam gepflegten Fruchtbäume. Besonders üppig und schön gedeihen hier die Granaten neben den blaubereiften Feigen; doch auch Trauben reifen schmackhafte süße Beeren und verleihen dem Thale seinen Namen „Traubenthal".

Die Feigen, welche im Gebirge Ghurians auftreten und es vortheilhaft vor den öden Gebieten Taghonas auszeichnen, erreichen in Yefrem ihre höchste Bedeutung. Hier lebt die ganze Bevölkerung fast ausschließlich von Feigen und diese süße Baumfrucht spielt hier eine ähnliche Rolle wie die Dattel in den flachern Landschaften und die Erdmandel im Innern Afrikas. Die Berberstämme Yefrems zeigen eine besondere Vorliebe für die Zucht von Fruchtbäumen, und ihr Land erinnert dadurch an die sogenannte Kabylia in Algerien. Auch die nicht bepflanzten Thäler erzeugen Gebüsche und Bäume, unter denen der Sidder (Rhamnus Nabeca) und der Batum (Pistacia atlantica) die vorherrschenden sind. Die Frucht des letztern wird hier Gatuf genannt und ist sehr beliebt. Diese wilden Gebüsche geben einen deutlichen Fingerzeig, welchen Reichthum an Obst die zahlreichen Schluchten und Thäler des Dschebel hervorbringen könnten, wenn die Bewohner, durch glückliche politische Verhältnisse begünstigt, sich ihrer angestammten Neigung ungestört hingeben könnten. In gegenwärtiger Lage theilen die hier ansässigen Berbern aber das traurige Loos ihrer Nachbarn von Ghurian und Taghona. Ihre Hauptstadt Ta-gerbust, in der guten alten Berberzeit ein so wohlhabender Ort, daß viele der Bewohner nicht weniger als zehn Sklaven besaßen, ist jetzt nur ein Haufen Ruinen mit kaum 25 bewohnten elenden Hütten, die die Seite

einer Schlucht entlang liegen. Südlich von Ta=gerbust ragt auf steilem Felsen die Zwingburg des Gaues Kasr Dschebel und mahnt unwillkürlich bei dem tapfern, freiheitliebenden Charakter der Berbern an die Zwingburgen der Schweizervögte, nur daß jenen Gebieten der geeignete Tell fehlt!

Da die vorgerückte Jahreszeit unserm Reisenden, Dr. Vogel, auf den Taghonabergen wenig botanische Ausbeute darbot, konnte er um so mehr seine Aufmerksamkeit auf Höhenbeobachtungen richten. Er hatte die Höhe des Teiches von Ain Sara, den er zwei Meilen südlich von Tripoli berührte, 74 engl. Fuß über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres gefunden. Von dort an hatte sich der Weg ununterbrochen gehoben. Der Brunnen Tolras, 3½ Meile südlich von Tripoli an der Karawanenstraße nach Beniolid gelegen, ergab sich nach Barometermessungen 173 Fuß hoch; drei Meilen weiter südlich beim Brunnen und Marabut Seïach betrug die Erhebung 407 Fuß. In den Taghonabergen stellte Dr. Vogel die genauen Höhen von vier Punkten fest. Den Mulcher=Paß fand er 704, den östlich davon gelegenen Hügel 1309, den Mulcher=Brunnen in den Taghonabergen 1089 und den östlich von diesem gelegenen Hügel 1529 Fuß über dem Meere.

Von hier an senkte sich der Pfad an dem Südabhange des Bergzuges wieder allmälig abwärts. Den Punkt Mather, sechs Meilen nördlich von Beniolid, fand Vogel nur 1176 Fuß hoch, das 2½ Meile von Beniolid befindliche Wadi Mi Muhm dagegen wieder um 60 Fuß höher, nämlich 1235 Fuß, und den Südrand des Thales von Beniolid, das er mit seinem Begleiter glücklich erreichte, 920 Fuß hoch.

Das Thal von Beniolid, in welchem Dr. Vogel wieder mit der Karawane zusammentraf, zieht sich von Osten nach Westen drei Meilen weit hin. Ungefähr eine Meile von seinem Ostende bildet es ein Knie. Nach allen Seiten ist es von weißlichbraunen Anhöhen umgeben, welche theils aus Kalkstein, theils aus vulkanischen Gesteinen bestehen. Der meiste Basalt ist am Südabhange vorhanden. Diese Hügelzüge erheben sich nicht über 400 Fuß, diejenigen der Nordseite bieten in ihrem zerklüfteten Kalkstein ein wild zerrissenes Ansehn. Auf dem Kalkstein liegt nach Oudney's Angaben ein dickes Lager von säulenartigem Grünstein und blasiger Lava. Ersteigt man die südliche Hügelkette, so erblickt man nach Osten eine schwarze, traurig aussehende Ebene, die sich bis zum fernen Horizonte erstreckt.

Der Dschebel Chulat ist der höchste Hügel der Gegend, dessen Höhe sich auf 600 Fuß belaufen mag. Seine Seiten zeigen sich außerordentlich zerrissen und zerklüftet, mächtige Kalkblöcke umlagern dieselben und möchten fast an ein Zerreißen durch vulkanische Kräfte mahnen. Wahrscheinlicher ist diese Zertrümmerung aber nur eine Folge der Verwitterung, durch welche weichere, tiefer gelegene Schichten aus Kalktuff zerstört wurden, die zahlreiche Ueberreste von Meeresmuscheln, besonders von Austern und Tellermuscheln, meist in gut erhaltenem Zustande enthalten. Die höher gelagerten festern Flötze verloren durch diese Auflösung ihre Unterstützung und stürzten in Blöcken herab. Aufgeschichtete Steinhaufen bezeichnen hier die Gräber unglücklicher Wanderer, welche nach den Erzählungen der Einwohner von den herabfallenden Blöcken erschlagen wurden.

Um so reicher gesegnet und fruchtbarer erscheint das Thal von Beniolid selbst.

In den Schluchten grünen zahlreiche Gebüsche von Akazien, 27 Brunnen dringen aus dem Gestein und lassen die Gewässer zu Tage treten, welche im weiten Umkreise des Gebietes während des Jahreslaufes sich niederschlugen und rasch die lockern Kalkflötze durchsanken. Die ausgedehnten Berghalden und Wüstenflächen der Umgebung darben zu Gunsten der einen bevorzugten Senkung. Die Wasser speisen reiche Dattelpalmenwälder und Pflanzungen von Oelbäumen. Der letztgenannte Fruchtbaum findet hier, bei 31° 44′ n. Br., die Südgrenze seines Vorkommens. Mit ihm verschwindet auch der Opuntienkaktus, die „Christenfeige" der Araber. Dieses ursprünglich mittelamerikanische Gewächs hat in der Umgebung des Mittelländischen Meeres ein seinem Gedeihen durch Wärme und anhaltende Trockenheit so angemessenes Gebiet gefunden, daß es nicht blos unter der pflegenden Hand des Menschen gut fortkommt, sondern auch vielfach verwildert an sonnigen Felsen und Steinhalden auftritt. Den Akaziengebüschen der Bergschluchten in Beniolid, sowie den schönblühenden Ginsterarten und ähnlichen Kräutern gewährt der sehr stark sich niederschlagende Nachtthau reichen Ersatz für den seltenen Regen. Dr. Vogel beobachtete den Thaufall bis zu einer kleinen Hügelreihe vier Meilen vor Sokna.

Beide Thalränder von Beniolid sind mit zahlreichen Dörfern bedeckt; auf den Felsenvorsprüngen erheben sich Burgen, theils als Ruinen, theils gut erhalten und mit türkischer Besatzung versehen. Dr. Vogel stellte seine Beobachtungen am südlichen Rande des Thales bei dem Dorfe Dahur Sebad an, von dem das türkische Kastell eine Meile nach Westen liegt. Er schätzt die Bewohner dieses fruchtbaren Thales auf 5000, welche dem arabischen Stamme der Urfilla (Orfilly Lyon's) angehören. Außer der Pflege von Fruchtbäumen beschäftigen sich dieselben vorzüglich mit der Kameelzucht. Es sollen gegen 12,000 dieser Thiere hier vorhanden sein. Mehrere Urfella treiben auch einen Industriezweig, den sie vor den Türken sehr geheim halten müssen, nämlich die Fabrikation von Schießpulver, das freilich nur von sehr mittelmäßiger Güte ist. Sie verkaufen das Pfund davon für 20 Silbergroschen und benutzen zur Darstellung der erforderlichen Kohle das Holz eines hier häufigen stachligen Strauches, dessen Blätter viel Aehnlichkeit mit unserm Weißdorn zeigen.

Nach kurzer Rast setzte Dr. Vogel seinen Weg nach Süden fort. Dieser senkte sich in einem Thale sehr allmälig abwärts. Am zweiten Tage erreichte man das 7½ Meile davon entfernte Wadi Soffedschin (Sofejin des Dr. Barth) an einer Stelle, an welcher es durch den Gella Si Amselam, einen 400 Fuß hohen Berg, fast abgeschlossen ist.

Das Thal Soffedschin ist das fruchtbarste Gebiet der ganzen Regentschaft Tripoli. Im Norden von niedrigen Sandhügeln, im Süden von dem erwähnten hohen Kalksteinzuge abgeschlossen, zieht es sich von Sontan vom Golf von Sidra zwischen Messurata und Isa im Osten bis jenseits Misda im Westen hin und hat dabei durchschnittlich eine Breite von zwei Meilen. Seine Hauptrichtung ist von Südwest nach Nordost. Während der Regenzeit ist das ganze Thal fast durchaus unter Wasser gesetzt, das allmälig im Boden versinkt und den Gewächsen auf ge-

raume Zeit Nahrung bietet. Sein oberer Theil ist reich an Palmenhainen und Feigenpflanzungen. An unbebauten Stellen bildet der Batumbaum (Pistacia atlantica) und der Sidder (Rhamnus Nabeca) Wäldchen, eine hier so seltene Erscheinung. Oliven sind bei Misda reichlich vorhanden; im mittlern Theile bringt die Gerste, südlich der Weizen hundertfältige Frucht und nach der See zu werden wieder die Datteln vorherrschend. Seit alten Zeiten ist das Wadi Soffedschin wegen seiner Ueppigkeit von den Arabern gepriesen und sogar in Versen gefeiert worden. Die verschiedenen Namen, welche ihm beigelegt worden, beziehen sich auf diese Erzeugnisse: Tin bedeutet „Feigen", Basin ist ein Kuchen oder Pudding aus Getreidemehl und Waschin bezeichnet einen wohlschmeckenden Teig aus Datteln gemacht.

Leider ist auch hier die Kultur des Bodens unter den ewigen Fehden der Araber- und Berberstämme und unter dem Druck der türkischen Herrschaft sehr zurückgegangen. Weite Strecken liegen unbebaut, die deutliche Spuren ehemaliger Bearbeitung verrathen, jetzt aber von Unkraut und Dornengestrüpp bewachsen sind. Die zahlreichen Wasserleitungen sind vertrocknet, die Brunnen verschüttet durch den Flugsand, die Häuser und Burgen zerfallen. In Misda, durch welches die westliche Karawanenstraße von Tripoli nach Mursuk führt und wo ein zweiter Handelsweg von Ghadames mit derselben zusammentrifft, waren zur Zeit, als Dr. Barth, der jenen Weg eingeschlagen hatte, durchkam, nur drei Kühe vorhanden, um das Wasser aus den Brunnen zur Bewässerung der Felder heraufzuziehen. In dem Hauptorte, der mit Mauern und Zinnen umgeben ist, fanden sich nur hundert waffenfähige Männer. Ein Kloster (Saniya) mit acht heiligen Tauben, bewohnt von einem frommen Marabut, war der schwache Ueberrest aus bessern Zeiten. Auch hier sind zahlreiche Trümmer von römischen Burgen und arabischen Kastellen vorhanden.

Interessant ist eine unter diesen Ruinen des Wadi Soffedschin, welche sich unzweifelhaft als Ueberrest eines christlichen Klosters zu erkennen giebt. Dieselbe spricht unwiderlegbar dafür, daß mindestens noch bis zum 12. Jahrhundert hier eine Christengemeinde bestand, wahrscheinlich geschützt durch irgend einen mächtigen Araberhäuptling, in ähnlicher Weise, wie wir ja heutzutage noch in andern muhamedanischen Ländern christliche Niederlassungen und Klöster treffen. Muhamed selbst hatte ja seinen Gläubigen ausdrücklich befohlen, die eifrigen Priester und Mönche unangefochten zu lassen. Fortwährend wurden auch in frühern Jahrhunderten christliche Bischöfe für jene Gegenden in Inner-Afrika ordinirt.

In gegenwärtiger Zeit wird das Wadi Soffedschin bewohnt von den Gantarar, den Sintan und den Uelad bu Ssaef, in den verwilderten Theilen weiden aber Gazellen und Strauße. Auch die Welt der kleinern Thiere zeigt bei dem reichen Pflanzenwuchse vielfache Formen. Lerchen und andere kleine Vögel finden in den mehlhaltigen Körnern der Getreidefluren und Kräuter ausreichende Speise, und auf dem Baumast sitzt unbeweglich das wunderliche Chamäleon und schleudert die keulenförmige klebrige Zunge blitzschnell nach dem vorüberschwirrenden Käfer, während auf dem sandigen Grunde sich muntere Eidechsen tummeln.

Dr. Vogel fand die Höhe des Wadi Soffedschin 270 Fuß über dem Mittelmeere. Von hier an hob sich der Weg wieder zu dem Plateau empor, welches die bereits erwähnten Kalkberge der Südseite bilden. Diese Bergkette ist etwa eine halbe Meile breit. An ihr liegt der von römischen Ruinen umgebene Brunnen Enfad, und nach einigen Stunden kommt man in das Wadi Semsem, das in gleicher Richtung mit Soffedschin verläuft und ungefähr neun Meilen breit ist. Eine kleine Erdwelle, etwa 50 Fuß hoch, scheidet es vom Wadi Beij, das sich ebenfalls von Südwest nach Nordost zieht. Eine Meile östlich und westlich von dem Punkte, in dem die Straße die Erhebung zwischen Wadi Semsem und Wadi Beij überschreitet, liegen Quellen mit bitterm Wasser, gleichfalls Semsem genannt. Sonst giebt es außer Enfad zwischen Beniolid und Bondschem kein Wasser und durchaus keinen bewohnten Platz. Endlich, nach einem mehrtägigen Marsche durch die trostlose Wüste, erreichte Dr. Vogel die Oase Bondschem, die unter 31° 15′ n. Br. liegt.

Das Thal von Bondschem wird von einer Reihe zahlreicher kleiner Hügel umschlossen, welche von der Ferne fast wie künstlich aufgeworfene Verschanzungen aussehen. Nirgends erquickt aber das Auge selbst hier ein frischgrüner Rasenteppich oder ein heiterer Laubwald. Blendend weiß werfen die Kalk- und Gypshügel das grelle Sonnenlicht zurück und berühren schmerzhaft unangenehm das Auge. Der ganze Thalgrund ist mit Kalk- und Gypsgeröll bedeckt, das sich in den verschiedensten Stufen der Verwitterung befindet. Mehr oder weniger gut erhaltene Schalen von Kammmuscheln (Pecten) und Terebrateln, die entweder von dem Gestein eingeschlossen sind oder durch die Verwitterung desselben bloßgelegt wurden, geben klares Zeugniß dafür, daß einst jener Boden von den Wellen des Meeres bespült ward. Dem reisenden Naturforscher, den die hier liegenden zahlreichen Reste von Meeresgeschöpfen um so lebhafter an die klaren Wellen des Oceans erinnern, von denen er vor wenigen Wochen Abschied nahm, erscheint die Dürre und unerquickliche Hitze eines solchen Wüstenthals dann doppelt drückend. Zwischen dem Kalkschutt funkeln Krystalle aus Gypsspath; nur in der günstigern Jahreszeit, wenn einzelne Regenschauer Sand und Geröll feuchten, sprießt ein kleines Kreuzkraut (Senecio), ein Storchschnabel (Geranium) oder eine Grasnelke (Statice) vereinzelt zwischen den Gesteintrümmern hervor, in welchen ihre Samenkörner während der trockenen Jahreszeit schlummerten.

Ueber den weißen Kalkhügeln erheben sich die höhern dunkelfarbigen Bergzüge des Sandsteins, aus dessen Verwitterung sich der lose Wüstensand bildet.

Der Ort Bondschem ist klein und zählt nur etwa 120 Einwohner. Neben ihm erhebt sich ein Kastell, um die Hütten schmiegen sich einige kümmerliche Gärten. Alles ist halb vom Sande verschüttet. Am Brunnen des Ortes wuchert unser heimatliches Schilf (Arundo Phragmites) in ziemlicher Menge. Das Wasser sämmtlicher Quellen in dieser Oase ist keineswegs ein besonderes Labsal. Es schmeckt etwas salzig und wirkt abführend, doppelt unangenehm für den durch Anstrengungen und kümmerliche Kost ohnehin geschwächten Reisenden. In den erwähnten Gärtchen bauen die Bewohner hin und wieder etwas Baumwolle und

zwar sowol von der buschartigen als auch von der krautartigen Gattung (Gossypium arboreum und herbaceum). Einen ausgedehntern Betrieb dieser Kultur läßt freilich die kümmerliche Bodenbeschaffenheit nicht zu; man gewinnt höchstens einige Hände voll, um damit gelegentlich ein Kissen oder eine Matratze stopfen zu können. Der Ort Bondschem ward 1843 von Muhamed Pascha gegründet. Er versprach allen Denen, die sich hier ansiedelten, Steuerfreiheit und hatte dabei besonders die Absicht, dadurch die Räuber zu verscheuchen, welche sich in dieser Gegend herumtrieben und vorzüglich eine alte Burg, östlich vom jetzigen Orte gelegen, als Schlupfwinkel benutzten.

Ebenso interessant für den Naturhistoriker als für den Reisenden wird der Ort besonders deshalb, weil es von hier an nach Süden zu keine Flöhe mehr giebt. Der 31. Grad n. Br. bildet die südlichste Grenze für den Verbreitungsbezirk dieses interessanten Thierchens. Nur an zwei Orten, in Kuka und Tamkala, haben Barth und Vogel bei ihren vielfachen Kreuz- und Querzügen in Centralafrika diese Plage getroffen. Desto mehr klagt Dr. Vogel in Bondschem über die unzähligen Fliegen, die sich nicht damit begnügten, die Reisenden am Orte zu quälen, sondern ihnen auch noch weithin das Geleit gaben. „Schaaren dieser Fliegen", erzählt der Doctor, „begleiteten uns von hier aus; während des Marsches saßen sie auf oder unter den Kameelen und am Abend erfüllten sie die Zelte. Die meisten starben, bevor wir Sokna erreichten. Sonderbar war es, daß von diesem letztgenannten Platze, der auch reichlich mit Stubenfliegen gesegnet ist, keine einzige mitging, gleichsam als ob sie wüßten, daß ein Marsch über die Schwarzen Berge und durch die darauf folgende Wüste zu viel für ihre schwachen Kräfte sei."

Man hatte jetzt das Gebiet von Tripoli verlassen und war in Bondschem in die Regenschaft von Fessan getreten. Ehedem hatten auch hier im Innern der unerquicklichen Wüste die Römer Niederlassungen gegründet. Ein ziemlich gut erhaltener Thorbogen, auf jeder Seite von einem viereckigen Thurme begrenzt, ist in Bondschem noch redender Zeuge davon. Auch westlich von diesem Orte, einige zwanzig Meilen entfernt, finden sich mehrfache Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römerherrschaft. Das Wadi Tolagga bezeichnet dort die Nordgrenze der großen Hammada, dieser Wüste in der Wüste; dort, wo die nähere, gerade von Nord nach Süd führende Karawanenstraße sich in zwei Arme spaltet, um durch das ödeste aller Wüstengebiete zu dringen, steht noch ein massiv gebauter Thorbogen bei dem verfallenen Orte „Gharia el gharbia". Eine Inschrift, von den Arabern beim Bau eines Wartthurms verwendet, aber von jenem römischen Thore stammend, sagt deutlich, daß hier das Standquartier einer Abtheilung römischer Krieger war und daß jene Befestigungen mindestens aus den Jahren zwischen 232 und 235 nach Chr., aus den Zeiten des Marcus Aurelius Severus (Antonius oder Alexander) herstammen.

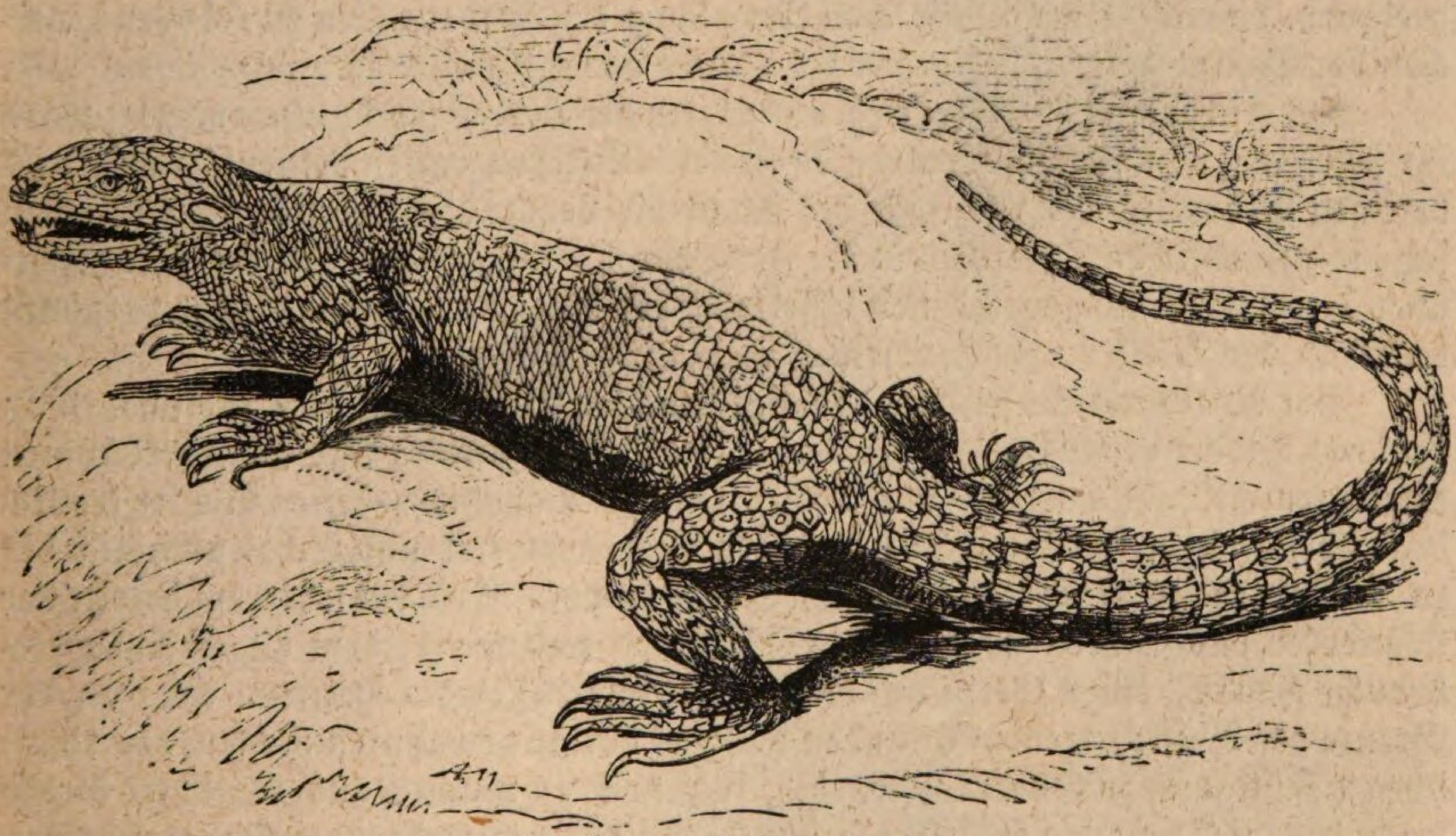
Der Ort Gharia erfreute sich ehedem eines erfreulichern Wohlstandes, bis die räuberischen Urfilla sein Gedeihen störten. Unablässig lauerten Abtheilungen dieses feindlich gesinnten Stammes in der Nähe und überfielen jeden kleinern Trupp der Bewohner, welcher sich außerhalb der Stadtmauern wagte. Gegen 300

bis 350 Dattelpalmen liefern den wenigen noch übrigen Bewohnern Speise; außerdem bauen dieselben eine kleine Quantität Weizen und Gerste. Der Ort wird aber von den Karawanen gemieden, da sein Wasser als ungesund gilt. Jene räuberischen Urfilla waren auch Ursache, daß die gerade Karawanenstraße von Tripoli nach Mursuk weiter östlich über Bondschem und Sokna verlegt ward, während sie früher vorzugsweise durch die Hammada ging.

Die vielbesprochene Hammada, d. h. die Durchglühte, ist eine felsige Hochebene, die in der Richtung von Nord nach Süd sechs Tagereisen, gegen 30 Meilen weit, sich erstreckt. Ihre Oberfläche steigt bis zum Nedjm el Erhba, dem „Zeichen der Steinhaufen", zu einer absoluten Erhebung von 1450 Fuß an und senkt sich sehr allmälig von hier aus sowol nach Nord als nach Süd. Ihre Nordgrenze befindet sich etwas nördlich vom 30. Grad; ihr Südrand, welcher schroff und steil abstürzt, streift den 28. Grad n. Br. Diese mächtige Felsplatte wird aus denselben Gesteinlagen gebildet, welche wir bei Bondschem bereits erwähnten und deren Glieder dem Reisenden in den Schwarzen Bergen, die gewissermaßen die südöstliche Fortsetzung der Hammada bilden, wiederum unheimlich entgegentreten. Die Oberfläche bildet ein verwitterter Kalkstein, stellenweise mit Kieseln und Feuersteinen untermischt. Streifen losen Flugsandes kommen ebenfalls vor und verleihen durch ihre besondere Häufigkeit einer weiten Strecke südlich vom „Zeichen der Steinhaufen" den Namen „el Homrah" d. h. „die Rothe". Unterhalb des lockern Kalkes liegen Schichten von Mergel, noch tiefer lagern Thonflötze mit eingestreuten Gypsmassen, und die Sohle des ganzen Gebirgsstockes bildet eine mächtige Schicht schwarzen Sandsteins, der auf den ersten Anblick dem Basalt täuschend ähnlich sieht und nur auf dem frischen Bruch seine wahre Beschaffenheit verräth. Jene Färbung verdankt er einem reichen Gehalt an Eisen. Besonders deutlich zeigt sich der Bau der Hammada an ihrem steilen, zerrissenen Südrande, an welchem rauhe Pfade nach „dem Brunnen" („el Hassi") hinabführen, der ebenso der einzige Brunnen der Hammada ist, wie diese ihrerseits einzig unter den Wüsten dasteht. Der Hassi, welcher 696 Fuß über dem Meer, also 760 Fuß unter der höchsten Stelle der Hammada liegt, ist eben auch nur Brunnen, reichlich mit gutem Wasser versehen, sonst aber auch weiter nichts. Weder Baum noch Strauch umgrünt ihn, nichts gewährt dem lagernden Reisenden Schatten und dem durch den einförmigen Wüstenmarsch ermüdeten Auge Erquickung. Nur einige Mauertrümmer sind in seiner Umgebung. Es sind die Ueberbleibsel eines Karawanenhauses, das in frühern Zeiten hier für die Wanderer errichtet war und das noch die Eintheilung in gegen 20 Zellen erkennen läßt. Die Fehden der Urfilla haben es zerstört.

Die Hammada ist nicht gänzlich ohne Regen. Zur Winterszeit werden die Nächte auf dieser weiten Hochebene empfindlich kalt. Während der verhältnißmäßig langen Nächte kühlt sich das Plateau, das durch nichts geschützt ist, stark ab, die Temperatur sinkt bis auf wenige Grad, während sie im Sommer zur Mittagszeit sich bis zur unerträglichen Hitze steigert. Die Regenschauer, welche die Hammada netzen, verleihen derselben bei der losen Beschaffenheit des Gesteins nur geringe Erfrischung. Nur wenige Gewächse vermögen es, jene starken Gegensätze

der Wärme und die lange Fastenzeit der Trockenheit zu ertragen. Am ehesten siedeln sich krautartige Pflanzen in den Einsenkungen und flachen Thälern an, die mit vorherrschender Richtung von Ost nach West sich bis zu weiten Ausdehnungen erstrecken. Gewöhnlich sind es solche Gewächse, deren ganze Entwickelung vom Keimen bis zur Reife der Samen nur wenige Wochen in Anspruch nimmt. Ghutuf und Retem, eine Schwalbenwurzart (Vincetoxicum), werden unter denselben namhaft gemacht. In einem jener Wadis hat sich eine eigenthümliche niedere Strauchart, „el Djederia" von den Arabern genannt, angesiedelt. Eine dürftige Gruppe verkrüppelter Palmen und ein einzelner Talhabaum sind die einzigen höhern Gewächse, welche der Reisende während sechs langer, mühseliger Tagereisen trifft. Willkommener als sie sind ihm die Trüffeln, welche stellenweise



Der Hardun (Stellio vulgaris).

ziemlich zahlreich auftreten und eine Abwechselung in die einförmige Wüstenkost aus Mehl mit stinkendem Salzwasser und einigen Datteln bringen. Ebenso kümmerlich zeigt sich das Thierleben der Hammada. Ein kleiner grüner Vogel, unserer Ammer ähnlich, bewillkommnet die Karawane an ihrem Lagerplatze. Einem Bettler ähnlich zieht das Thierchen seinen Hauptunterhalt von den vorüberziehenden Karawanen, indem es das Ungeziefer von den Füßen der Kameele abliest. Zwischen den Steinen huschen Eidechsen hervor, von den Arabern Bukeschasch genannt und schonungslos verfolgt, da sie dieselben für außerordentlich giftig halten. Worauf die Araber ihre Meinung von der Giftigkeit dieses Thieres gründen, ist uns nicht näher bekannt. Es erscheint uns sogar möglich, daß dieser amphibiale Wüstenbewohner verwandt, vielleicht gar identisch ist mit dem von den Arabern in Aegypten Hardun genannten Thiere (Stellio vulgaris, gemeine Dornechse), das sich in Aegypten auf den Steinhaufen der Ruinen häufig findet und ebenfalls in den

nordafrikanischen Wüsten getroffen wird. Der Hardun ist weder giftig noch gefährlich, flieht vielmehr so schnell als möglich in Steinritzen und Erdlöcher, sobald Menschen sich nähern, wird aber trotzdem von den Arabern gehaßt und von ihnen getödtet, wo sie seiner irgend habhaft werden können. Dieser Haß soll in der Gewohnheit des Thieres, während des Stillsitzens gewisse rasche, nickende Kopfbewegungen zu machen, begründet sein; die muhamedanischen Wüstenwanderer sind dadurch auf die alberne Meinung gekommen, der Hardun verspotte sie und ahme die Kopfbewegungen verhöhnend nach, die den Gläubigen beim Gebet vorgeschrieben sind. Der Rumpf des Hardun ist einen Fuß lang, der Schwanz ebenfalls; dazu verleiht der dicke, krötenartige Kopf dem olivengrünen, schwarz gewölkten, auf seiner Unterseite gelben Thiere ein verdächtiges Ansehn und ist wohl geeignet, besonders in einer solchen Umgebung den Widerwillen zu erhöhen, welchen der Mensch gewöhnlich gegen die Thiere dieser Familie empfindet.

Als Richardson mit Overweg und Barth die Hammada durchwanderte, ward ihr Reisezug von Felsenschwalben begleitet. Bei den kalten Regenschauern und heftigen Stürmen, die während der Nacht die Lagernden überfielen, verkrochen sich die zutraulichen Thierchen in die Zelte der Reisenden und suchten Schutz zwischen den Kisten und abgeladenen Effekten, der ihnen freilich nicht lange vergönnt blieb, da der Wind die Zelte umriß.

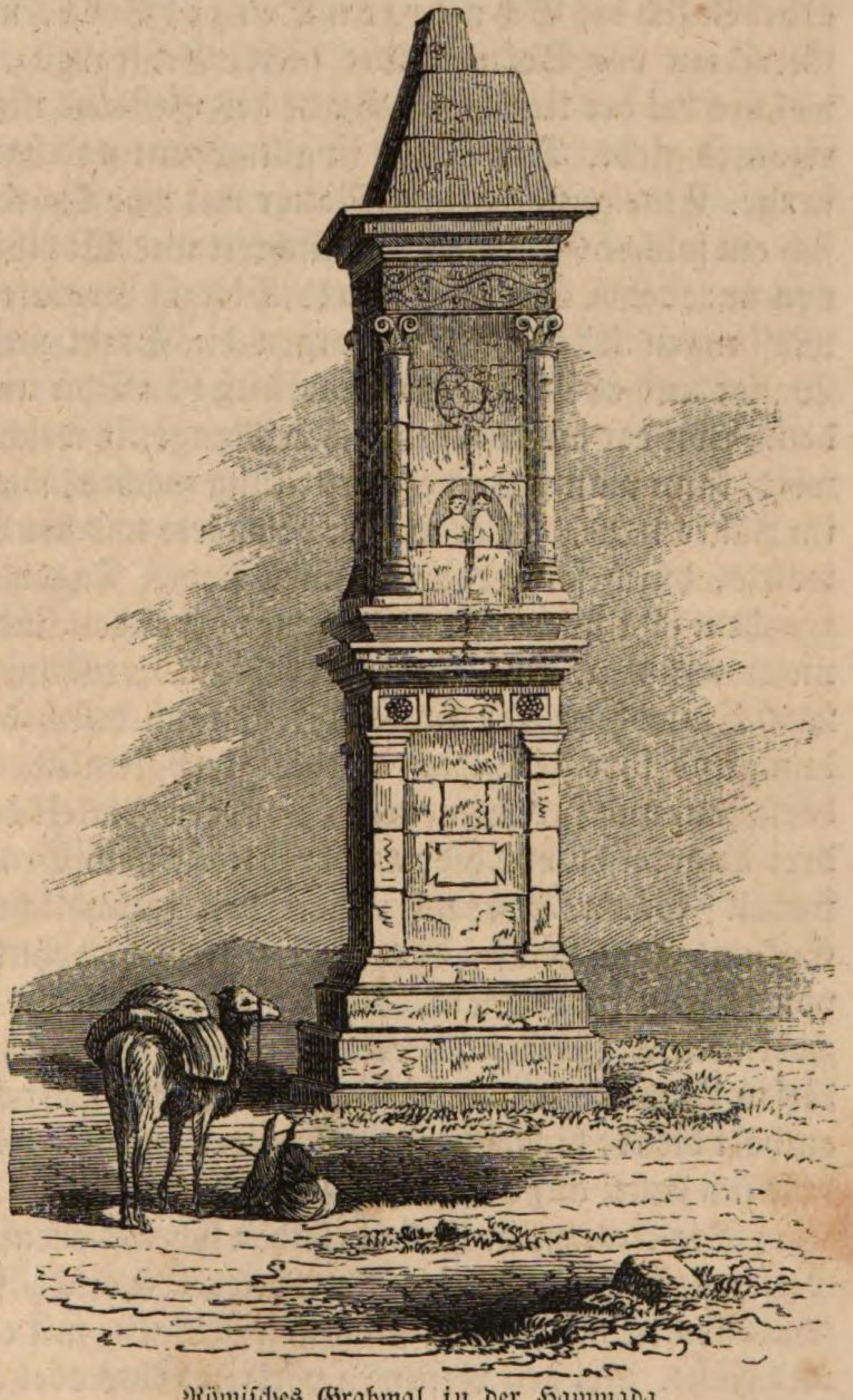
Der Nordrand der Hammada steigt weniger schroff an als der südliche. Von dem mit Sidder- (Rhamnus Nabeca), Ethel- (Tamarix) und Ghurdokbäumen bewachsenen Wadi Tolagga und dem Brunnen Tabonieh, dessen Wasser freilich brakisch ist, hebt sich die Krautrinne des Wadi Lebaerek und Schak allmälig bis zu dem ebenfalls Lebaerek genannten Hügel empor. Erst bei letzterem betritt der Wanderer das Schreckensgebiet der Hammada und wirft, dem allgemeinen Gebrauche gemäß, einen Stein auf die bereits aufgethürmten Haufen. Hier an der Grenze der Wüste, wenige Stunden von den vorhin erwähnten Resten der römischen Befestigung zu Gharia el gharbia, ragt noch ein ziemlich gut erhaltenes Grabmal, das vielleicht die Stätte bezeichnet, an welcher mehrere auf einander folgende Befehlshaber jener Feste ruhen. In drei Stockwerken erhebt es sich, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, vielfach verziert und reich geschmückt, so daß es durch seine architektonische Schönheit auch in einer fruchtbaren und reichbevölkerten Gegend die Aufmerksamkeit und das Interesse des Reisenden auf sich ziehen würde, wie viel mehr in einer verlassenen Gegend, wie diese, am nördlichen Rande einer großen, wasserlosen Wüste.

„Wie ein einsamer Leuchtthurm von Macht und Bildung“, sagt Dr. Barth, „hebt sich jenes Denkmal aus der meerähnlichen Fläche der wüsten Hochebene, die augenscheinlich die Eroberer der alten Welt nicht abzuschrecken vermochte, als eine in Stein geschriebene Urkunde einer Zeit höher entwickelten Lebens empor.“

Bei der Schönheit und Kunstvollendung dieser Denkmäler ist es nicht zu verwundern, daß sie von den rohen und jeder Kunstthätigkeit unfähigen Bewohnern der Umgegend als Götterbilder oder Kultusstätten betrachtet werden. Sie äußern abergläubische Scheu vor denselben und betrachten ihre Umgebung als

einen Lieblingsaufenthalt feindlicher Dämonen und Geister. Und selbst den aufgeklärtern Europäer ergreift ein eigenthümliches, unheimliches Gefühl, wenn er hier in der öden Umgebung, weit entfernt von europäischem Kulturleben, diesen Bauten gegenüber steht. Unwillkürlich sieht er nach seinen Waffen und schaut sich bedächtig nach allen Seiten um, während er vielleicht die Umrisse des Denkmals in seinem Skizzenbuche entwirft.

Die Ostseite der Hammada wird von einem Wadi begrenzt, an dessen Nordende Bondschem und an dessen Südspitze die Stadt Sokna liegt. In diesem Thale zog Dr. Vogel mit seinen Gefährten genau in der Richtung von Nord nach Süd weiter. Der Weg führte abwechselnd über kiesigen Boden und zwischen Sandhügeln hindurch. Gypsstücken und traubenförmiges Eisenerz, sowie gemeine Opal- und Achatstücken bedeckten den Grund, bis man nach drei Meilen jenen sonderbaren, 70 Fuß hohen einzelnen Kalkhügel sah, welcher wegen seiner seltsamen Form von den Eingebornen die „Basin-Schale" (Kuchennapf) geheißen wird. Basin ist das bereits erwähnte puddingähnliche Lieblingsgericht der Tuariks. Etwa zehn Meilen südsüdöstlich befindet sich am Fuße einer Hügelkette (welche von der Straße in einer Art Paß, Chormut el Mhalle, d. i. eine Oeffnung für die Menge, Heerstraße, — oder auch Wadi Bunage genannt, durchschnitten wird), ein ähnlicher 120 Fuß hoher Felsen, das Zelt (Chiëma) genannt.


Römisches Grabmal in der Hammada.

Südlich vom Wadi Bunage folgt wieder steinige Wüste, im Osten von einer Bergkette begrenzt, welche sich in ungefähr vier Meilen Entfernung parallel mit der Straße dahinzieht. Fünf Meilen vorher, ehe man Sokna erreichte, ging der Weg über einen Höhenzug, der in der Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost streicht und zwar über die östlichste Spitze desselben. Sowie man die ersten,

etwa 200 Fuß hohen Berge passirt hatte, traf man in einem kleinen Seitenthale auf eine Quelle, Tmad el Tar, und fand hier die erste Spur von Wasser, seit man Bondschem verlassen. Tmad nennen die Araber jeden Ort, an dem man Wasser findet, sobald man den Sand wegräumt.

Endlich passirte die Karawane noch ein kleines Thal, durchschritt einen Palmenwald und sah in einem Thalkessel die Stadt Sokna vor sich liegen. Ringsum erheben sich die Schwarzen Berge (Soda, nach Lyon Soudah). Oestlich vom Meridian von Sokna bildet dieser Gebirgszug ein vollkommen ebenes Plateau, welches bei der tiefblauen Farbe des Gesteins täuschend den Anblick des See-Horizontes giebt. Die Stadt ist gut gebaut und hat etwa eine halbe Stunde im Umfange. Eine gut erhaltene Mauer mit acht Thoren umgiebt sie und im Innern zeigt sich ein solcher Grad von Reinlichkeit und Wohlhäbigkeit, daß der Ankommende davon angenehm überrascht wird. Vierzig Brunnen, deren Wasser nach Dr. Vogel's Messungen 32⁰ C. hat, versorgen die Stadt und ihre Gärten mit hinreichendem Wasser und es ist deshalb Ueberfluß von Obst und vorzüglich von Datteln vorhanden. Von der außerordentlichen Menge, in welcher diese Fruchtpalme hier gepflegt wird, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß Abd el Gelid im Jahre 1829, als er Sokna belagerte und die Bewohner zur Uebergabe zwingen wollte, durch seine Leute binnen sieben Tagen 43,000 Stück fällen ließ und daß trotzdem jetzt noch 70,000 Stämme vorhanden sind. Hier in den Gärten von Sokna, unter 29⁰ 4′ n. Br., findet der Maulbeerbaum in Afrika seine Südgrenze. Die 2500 Einwohner der Stadt erfreuen sich durch diesen reichen Ertrag ihrer Umgebung und ihre rege Handelsthätigkeit ziemlichen Wohlstandes. Sie sind ein Berberstamm und sprechen einen besondern Dialekt der Berbersprache, welcher sich auch drei Tagereisen von hier an der Straße nach Benghasi bei den benachbarten Fok-ha findet. Schon Denham rühmt den freundlichen Charakter der Bewohner von Sokna. Das Haus, das er hier 1822 bewohnte, bestand aus einem Hofraume von 18 Fuß im Geviert. An denselben stieß ein kleines, dunkles Zimmer, wohin zwei Stufen führten; — eine idyllische Einfachheit! Das Hauptgewicht wird bei diesen Wohnungen darauf gelegt, daß der Hofraum, der zum hauptsächlichen Aufenthalt dient, hinreichenden Schatten gewährt; dort nimmt man Besuche an und läßt sich dabei auf ausgebreiteten Matten nieder.

Die Frauen in Sokna kleiden sich fast ebenso wie diejenigen in Tripoli. Ihre weiten seidenen oder baumwollenen Gewande sind häufig gestreift; ihre Ohren schmücken sie mit großen silbernen Ringen, mit eben solchen Zierrathen auch Arme und Füße. Bei den Aermern vertritt Glas oder Horn die Stelle des Silbers.

Der genannte Reisende hatte bei seinem Aufenthalt in Sokna Gelegenheit, der Hochzeit eines reichen Einwohners beizuwohnen. Seine lebhafte Schilderung gewährt ein anziehendes Bild von den eigenthümlichen heitern Sitten jenes Völkchens.

Die Verlobung, so erzählt er, findet gewöhnlich ein Jahr vorher statt; die Hauptfeierlichkeit der Hochzeit fällt auf den Abend. Am Morgen des Hochzeitstages ertönt die Musik der Stadt oder des Stammes, aus einer Sackpfeife und

zwei kleinen Trommeln bestehend. Es wird der Braut und dem Bräutigam ein Ständchen gebracht. Der letztere legt seinen Festanzug an und geht prunkend durch die Straßen der Stadt, Jung und Alt ziehen jubelnd hinterdrein. Währenddem versammeln sich die befreundeten Frauen in dem Hause der Braut, alle aufs schönste geputzt; dort setzen sie sich an die Maueröffnungen, die statt der Fenster dienen und nach dem Hofe gehen. Wenn alle Platz genommen haben, die Braut auch an einem Fenster, aber dicht in ihren Ueberwurf verhüllt, werden die Kleider der Braut, seidene Hemden, Schals, seidene Beinkleider und feine Ueberwürfe, um ihren Reichthum zu zeigen, von der Spitze des Hauses ausgehängt, so daß sie fast die Erde berühren. Die jungen Häuptlinge dürfen dann ihre Aufwartung machen; sie erscheinen mit ihrer Musik, und eine oder zwei Tänzerinnen schreiten in aller Form mit langsamen, abgemessenen Schritten voraus. So ziehen sie bis in die Mitte des Hofes. Die Frauen begrüßen die Besuchenden mit dem Rufe: „Luh! luh! luh!" Diese erwiedern es, indem sie, die Hand auf die Brust gelegt, im Kreise herumziehen. Hierbei haben sie volle Zeit, die ringsum sitzenden Schönen zu mustern, von denen selten eine ihren Schleier nicht lüftet. Nachdem die Besuchenden ihren Umgang gemacht haben, überreichen sie das Geschenk. Die erste Tänzerin zeigt es, und je nachdem es mehr oder weniger kostbar ist, wird der Geber von den Zuschauerinnen bewillkommnet. Zum Schluß feuern alle Angekommenen ihre Pistolen ab und die Frauen rufen als Antwort ihr: „Luh! luh! luh!" Kurz vor Sonnenuntergang schickt sich die Braut an, das väterliche Haus zu verlassen. Sie besteigt ein Kameel, das einen eigenthümlichen Käfig aus Flechtwerk trägt. Dieser Sitz ist mit Fellen, Schals und schönen Stoffen so verhängt, daß die darin sitzende Dame zwar Alles sehen kann, was um sie herum vorgeht, ihrerseits aber nicht bemerkt wird. Alle Bekannte und Freunde geben ihr das Geleite zur Stadt hinaus, wer es irgend möglich machen kann, erscheint beritten und mit Schießgewehr bewaffnet. Die Reiter führen Scheingefechte auf, sprengen zu zwei oder vier gegen einander an, während der Zug sich rings um die Stadt bewegt, und schießen in der Nähe der Braut ihre Gewehre ab. Je größer die Menge von Pulver ist, welche verwendet wird, desto größer ist die Ehre für die Braut. Zur Abwechselung nähert sich der Bräutigam dem Kameel der Braut, das von Negerinnen umgeben ist, und wird zur großen Freude der Zuschauer mit lautem Schreien und Kreischen wieder zurückgetrieben. Schließlich hält der Zug an des Bräutigams Wohnung. Hier erfordert es nun die gute Sitte, daß die Braut sich überrascht stellt und mit vielem Sträuben sich weigert abzusteigen. Die Umgebung verführt dabei einen großartigen Lärm, die Männer schreien, die Weiber kreischen, und nach vielen Anstrengungen gelingt es endlich, die Braut zu bewegen, in das Haus ihres Verlobten einzutreten. Als Empfangsgruß steckt ihr der Bräutigam ein Stück Zucker in den Mund, sie thut das Gleiche und auf diese Weise hat das Ehebündniß seinen süßen Anfang genommen.

Auch Dr. Vogel feierte in Sokna, zwar keine Berberhochzeit, aber doch ein Fest in Gemeinschaft seiner vertrautesten Begleiter, ein Fest, das ihn halb freudig im Geiste in die ferne Heimat zurückversetzte. Er trank hier am Geburtstage sei-

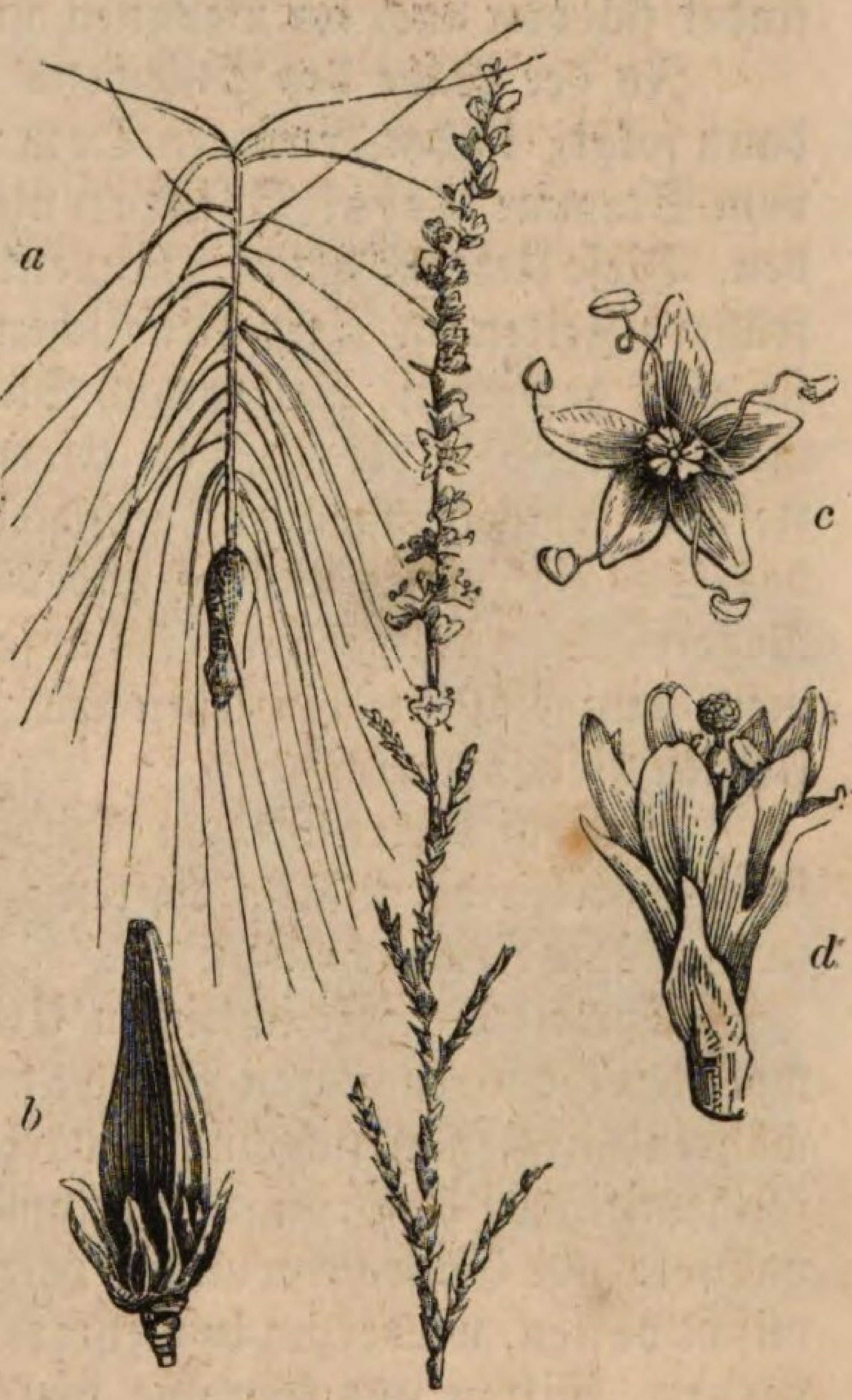
nes geliebten Vaters das letzte Glas Wein, welches von dem kleinen Reisevorrath noch übrig war, auf das Wohl des Entfernten in der Ueberzeugung, daß die Seinen daheim in gleich warmer Weise seiner gedachten!

In der Nähe von Sokna liegen mehrere ziemlich bedeutende Ortschaften: el Xer gegen 1¾ Meilen östlich, Huhn 1 Meile nördlich und Wodan 5 Meilen östlich. Letzteres liegt in den Bergen.

Dr. Vogel hatte gehofft, in dem wegen seiner Fruchtbarkeit so gepriesenen Thale von Sokna eine reiche Ausbeute für seine botanischen Sammlungen zu finden, wegen der vorgerückten Jahreszeit traf er aber Alles dürr und von der Sonne verbrannt. Eine Gartenraute (Ruta) und eine Schwalbenwurz (Vincetoxicum) waren das Einzige, was er an einer geschützten Stelle unter 30^0 n. Br. noch frisch vorfand. Nur wenige andere Formen vermochte er aus den vertrockneten Resten außerdem zu erkennen. Hohe Büschel versengter Gräser und Teppiche von verschrumpftem Thymian (Thymus) und Beifuß (Artemisia) zeigten ihm, welche ergiebige Ausbeute er vielleicht drei Monate früher hätte haben können. Im Gebiete von Fessan hörte die wilde Flor fast ganz auf, mit Ausnahme eines stachligen Gewächses aus der Familie der Schmetterlingsblümler (Papilionaceae), das den Kameelen zum Futter dient und von den Arabern Agul genannt wird. Der Agul (Alhagi maurorum) ähnelt unserer bekannten Hauhechel (Ononis), wird wie diese 1—2 Fuß hoch und trägt an den zähen Stengeln sitzende einfache Blätter von eirunder Gestalt, an derem Grunde mehrere scharfe Dornen entspringen. Aus den Blattwinkeln sprossen kleine Büschel blauer Schmetterlingsblüten und aus den Zweigen schwitzt ein süßschmeckendes Gummi, das in kleinen Körnern verhärtet. Nur durch sein kräftiges Gebiß und die durch feste Hornhaut geschützten Lippen wird das Kameel befähigt, eine solche stachlige Kost zu bewältigen. Hie und da fand sich auch ein Tamariskenstrauch, der in seiner feinen, aufstrebenden Astvertheilung und seinem zierlich kleinen, fast schuppenförmigen Laubwerk einem großen Heidekraut sehr ähnlich sieht. Auch die rosenrothen kleinen Blumen, die Sträuße an den Zweigspitzen bilden, erhöhen den Vergleich. Es ist dies derselbe Strauch, welcher Manna ausscheidet und von manchen als das Gewächs bezeichnet wird, das der Brodlieferant der Israeliten bei ihrer Wüstenfahrt gewesen sei; Andere wollen auch den oben beschriebenen Agul an diesem Verdienst Antheil nehmen lassen. (Unsere nebenstehende Abbildung zeigt in der Mitte die Spitze eines Blütenzweiges der Tamariske in natürlicher Größe; c. ist eine Blüte von oben gesehen, ungefähr sechsmal vergrößert, d. dieselbe von der Seite mit einem unter ihr stehenden Blatte. Fig. b. stellt eine reife, aber noch verschlossene Fruchtkapsel vergrößert dar und zeigt an ihrem Grunde die vertrockneten Blütenblätter; a. ist ein ausgefallenes Samenkorn, mit seiner Federhaarkrone, ansehnlich vergrößert.)

Nur Dattelpalmen zeigten sich in ermüdender Wiederholung in den Oasen, und unter ihren Stämmen thürmte sich der verwüstende und Alles begrabende Sand zu hohen Hügeln, gleichsam als wolle er versuchen, auch sie zu ersticken. Nach dem Aufbruch von Sokna mußte die Karawane die Schwarzen Berge erklimmen. In einem kleinen Querthale führt der rauhe Weg zunächst nach Sod-

fah, einer Quelle mit sehr gutem Wasser hinauf. Die Berge gewähren einen grotesken, wilden Anblick. Sie erheben sich 400—600 Fuß sehr steil über die Thalsohle und sind grell kolorirt. Der Sandstein, aus dem die mächtigen obern Lagen bestehen, ist durch seinen Eisengehalt schwarz gefärbt, die tiefern Flötze gehen ins Braune und Gelbe über. Die Häupter des Gebirges schillern stark ins Bläuliche und sehen aus, als seien sie mit Reißblei bedeckt. Diese dunkle Färbung zieht sich stellenweise in das untere Gelb herab, sowie umgekehrt mitten im Schwarz kreisrunde große Flecken von Gelb und Braun vorkamen. Die Gipfel sind niedrige, stumpfe Kuppen, die Thäler meist rund oder oval, stets überall abgeschlossen. Dr. Vogel sagt, daß die ganze Scenerie bei dem gänzlichen Mangel alles pflanzlichen und thierischen Lebens auffallend an eine Mondlandschaft erinnere. Die untern Schichten des Gebirges sind Kalksteine von gelblicher Farbe, fast ganz aus Resten von Seethieren gebildet. Dieser Kalk, obgleich von ziemlicher Härte, verwittert doch leicht durch den Einfluß der Luft, durch Regen und Wind. Er bröckelt herab und giebt zur Entstehung von Höhlen Veranlassung. Auf diese Weise verlieren die obern Schichten ihren stützenden Unterbau und stürzen endlich, wenn sie sich nicht mehr zu halten vermögen, krachend herab, zu vielen Felsblöcken und Trümmern zerberstend. Auch weiße Gypsschichten kommen einzeln zwischen dem Kalkstein vor.



Tamariske (Tamarix).

Der Höhenzug der Schwarzen Berge ist sechs Meilen breit. Koloquinten (Colocynthus; siehe das Schlußbild S. 90) waren das einzige Gewächs, das unserm Reisenden hier vorkam. Diese gurkenähnliche Pflanze bedeckt zu Tausenden den Boden in den erwähnten Thälern. Ihre rauhen Blätter sind tief fiederspaltig getheilt und die Blüten wie bei unserer Gurke zweierlei Geschlechts, so daß die einen, welche nur Staubgefäße enthalten (siehe auf der Abbildung S. 90 rechts!), nach dem Verblühen ohne Fruchtansatz abfallen und nur die sogenannten weiblichen sich zu kuglichen rauhen Kürbisfrüchten entwickeln. Die Früchte derselben sind zwar nicht genießbar, werden aber von den Tibu als Medizin bei mehreren Krankheiten benutzt. Sie lassen sie etwa zwölf Stunden lang in einer Schale Milch liegen und trinken dann letztere. Die Kerne wässern sie eben so lange ein, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, dann werden sie unsern Kürbiskernen ähnlich geröstet und verzehrt.

Jenseits der Schwarzen Berge beginnt die Wüste Ben Afien (Serir ben

Afien) und reicht bis nach Om el Abid. Sie ist ein würdiges Seitenstück zu der westlicher liegenden erwähnten Hammada, eine vollkommene Ebene ohne Wasser, ohne Pflanzen und ohne Thierleben. Ein großer Unterschied zwischen Barth's Reise durch die Hammada und Vogel's Zug durch Ben Afien lag darin, daß ersterer von der kühlern Jahreszeit begünstigt ward, letzterer aber die trostlose Strecke in der Mitte des Sommers passirte. Damit die Füße der Kameele nicht zu stark von der Hitze des Bodens angegriffen würden, wählte man die Nächte zur Reise.

Schon bei Sokna trifft man Salzlachen, jenseits der Schwarzen Berge aber ist der Boden überall bis nach Mursuk mit einer Salzkruste überzogen. Trotzdem findet sich hier auch ein Brunnen mit süßem Wasser bei Om el Abid.

In der Nähe des Städchens Sighem, das in der Richtung nach Süden dann folgt, ist der Brunnen Temahint, in dessen Umgebung sich einige Araber vom Stamme Uëlad Sliman niedergelassen haben und hier ihre Kameele weiden. Diese Uelad Sliman, ein abenteuerlustiger und raubsüchtiger Stamm, war in frühern Zeiten im Tripolitanischen seßhaft gewesen. Ihr unruhiger Geist hatte sie aber getrieben, weiter nach Süden vorzudringen, und so hatte sich die Hauptmasse derselben bis zu den Ufern des Tsad-Sees durchgeschlagen, während kleinere Abtheilungen auf verschiedenen Zwischenstationen sich festsetzten. Ueber das Schicksal dieses Volkes und über die zwischen ihnen und den Berber- und Negervölkern stattgehabten Kämpfe werden wir besonders dann Gelegenheit nehmen, einige Worte hinzuzufügen, wenn unser Reisender das Gebiet ihres südlichsten Postens erreicht.

Vielfach bietet sich dem Reisenden in Fessan Gelegenheit, die Charakterverschiedenheiten der Völkerschaften zu vergleichen, welche in dem großen Wüstenstriche Nordafrikas hausen.

Soweit die geschichtlichen Ueberlieferungen uns darüber unterrichten, bewohnten die sogenannten Berberstämme das nördlichste Gebiet des Erdtheils, während in Fessan sich eine schwarze Negerbevölkerung befand. Jene Berber waren semitischen Ursprungs, muthmaßlich von Osten her eingewandert und durch nachfolgende Einwanderungen verwandter Stämme, die sich unter einander vermischt hatten, wiederum in mehrere Völkerschaften unterscheidbar, die aber in Körperbau, Sitten und Sprache viel Uebereinstimmendes besaßen. Sie wurden als Libyer, Mauren, Numidier u. s. w. bezeichnet. Ihre Ausbreitung nach Süden war verhältnißmäßig beschränkt, Wargela und Tauat waren noch im Besitz der Schwarzen. Die frühern Eroberer Nordafrikas, die Römer, Vandalen und Byzantiner, verfuhren sehr schonend gegen die Berber oder Imoscharh, wie sie vielleicht richtiger genannt werden müßten. Diese behielten deshalb die einmal eingenommenen Plätze an der Küste und die einen von ihnen traten zum Judenthum über, die andern wurden Christen. Gewaltiger war dagegen die Veränderung, welche durch die fanatisirten Araber hervorgerufen wurde. Letztere benahmen sich gleichzeitig aus religiösen und politischen Gründen höchst unduldsam. Die Berberstämme wurden im gleichen Maße nach Süden gedrängt, wie die Araber sich in größern Mengen von Norden und Osten her ansiedelten. Trotzdem gingen

jene Veränderungen der Wohnsitze nicht plötzlich vor sich, sondern fanden erst im Laufe größerer Zeiträume statt. Ein vorzüglicher Anstoß ward in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts gegeben, in welcher auf Antrieb des ägyptischen Ministers Ahmed ben Ali el Djerdjerani zahlreiche Araberfamilien von Aegypten aus nach den Berberstaaten übersiedelten. Ein großer Theil der nach Süden ziehenden



Tuariks (Imoscharh).

Berber nahm den Glauben ihrer Dränger an, und von dieser Aenderung der Religion erhielten sie wahrscheinlich den Namen Tuariks, d. h. Leute, welche ihren Glauben aufgegeben haben. Diese Bezeichnung wird nur von den Arabern gebraucht, sie selbst nennen sich Imoscharh. Noch jetzt sind die Feindseligkeiten zwischen den Stämmen beider Völkerschaften nicht erloschen, eifersüchtig stehen sie sich gegenüber, die Hand am Speer, und benutzen jede Gelegenheit, um das Uebergewicht über den Nebenbuhler zu erlangen.

Die Araber haben auch in Afrika, das mit seinem Wüstenleben ihrer ursprünglichen Volksheimat gleicht, die alten Sitten und das alte Wesen größtentheils unverändert behalten. Diese wilden Gesellen, halb Hirten, halb Räuber, meistentheils hagere Gestalten, fallen durch die ausdrucksvollen, mitunter sogar schönen Züge ihres Gesichts auf. Das schlichte, schwarzglänzende Haar säumt das gelbbraune, sonnenverbrannte Antlitz, die lebhaften schwarzen Augen verrathen die leicht erregbaren, ungezügelten Leidenschaften. Trotz der Magerkeit im Bau besitzen die Glieder bedeutende Muskelkraft und Ausdauer, ihre Bewegungen sind schnell und gewandt, und wer einen Arabertrupp in Unterhaltung begriffen findet, glaubt Zeuge eines heftigen Zankes zu sein, so lärmend und schreiend, gestikulirend und beweglich geht Alles zu.

Vielfach mag der Fremde sich freilich getäuscht sehen, wenn er bei jedem Araber die alte vielgerühmte Gastfreundschaft zu finden glaubt; doch suchen noch zahlreiche Wohlhabendere eine Ehre darin, den Reisenden, der sich ihrem Schutze vertraut, zu pflegen. Begeistert für die Großthaten ihrer Vorfahren, lauschen die Araber am Abend, auf dem platten Dache eines Hauses oder neben dem glimmenden Wachtfeuer gelagert, mit gespanntester Aufmerksamkeit den poetischen Schilderungen und den aus dem Stegreif erfundenen Gesängen eines besonders begabten Genossen. Es finden sich solche Erzähler bei jedem Stamme einzelne, welche durch ihre Fertigkeit in der Rede, durch den Bilderreichthum ihrer Vorträge und durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie ihre Zuhörer fortreißen, selbst den gebildeten Europäer in Erstaunen setzen. In gleicher Erregbarkeit verfolgen die Lauschenden den Gang der Erzählung und zerfließen jetzt in Thränen, während sie kurz darauf laut auflachen oder durch Händeklatschen ihre Theilnahme zu erkennen geben.

Von dem Araberlager bei Tamehint 2½ Meile nach Süden gelangten unsere Reisenden nach Sebha, einem kleinen Orte mit Dattelpflanzungen, in dem vor einigen zwanzig Jahren der Häuptling der erwähnten Uëlad Sliman, Abd el Gelid, derselbe, dessen Zerstörungen wir bei Sokna berührten, seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Von den 4000 Einwohnern, welche der Ort ehedem zählte, sind nur noch etwa 400 übrig.

Um Sebha haben sich eine Anzahl Familien von dem Berberstamme der Tynilkum angesiedelt und nähren sich theils von den Früchten der Dattelpflanzungen, theils von dem Ertrag ihrer Herden, denen sie die größte Sorgfalt widmen. Besonders besitzen sie zahlreiche Schafe und Kameele, und mit den letztern übernehmen sie für die Kaufleute in Fessan Waarentransporte durch die Wüste. Weithin sind diese Tynilkum wegen ihrer Treue und ihres religiösen Ernstes in gutem Ruf. Der ganze Stamm besteht aus etwa 350 — 400 Familien. Die Mehrzahl derselben bewohnt die Strecken zwischen Mursuk und Rhat, im Westen der erstgenannten Stadt. Alle halten aber eng zusammen und handeln stets in der größten Uebereinstimmung mit einander. Sie sind, wie sie selbst von sich sprichwörtlich sagen, „einig wie Mehl, das durch die verschiedenen Löcher eines Siebes in denselben Topf fällt!“ Giebt ein Araberlager mit seinen Barden beim Scheine des glimmenden Nachtfeuers ein wildes Bild der Wüstenpoesie, so gewährt ein Wohnplatz der Ty-

nilkum in der Dämmerung des Abends eine ganz verschiedene Scene. Im klaren Mondlicht schimmern die reinlichen Hütten, einige mit platten, andere mit spitzzulaufenden, kegelförmigen Dächern. Die Ordnung, die in ihnen herrscht, zeichnet sie vortheilhaft vor den oft unreinlichen Araberwohnungen aus. Die Frauen, angenehme, rüstige Gestalten, sind emsig beschäftigt, die Reisevorräthe zusammen zu tragen und zu packen. Muntere Kinder spielen auf dem Sandplatz in heitern Gruppen. In einiger Entfernung vom Orte aber, auf einem flachen Hügel, über den das weiße Mondlicht seinen Zauberschimmer ausgießt, haben sich die Männer des Ortes zum Gebet versammelt. Der ernste Klang, halb Gebet, halb Gesang, schwillt jetzt zu mächtigem, sturmähnlichem Geräusch an, dann wieder verhallt er, melodisch sich senkend, zu melancholisch geisterhaftem Tone. Die in ascetischer Weise lang ausgehaltenen Silben „ha, ha!" bekunden den tiefen Ernst, die lebhafte, religiöse Begeisterung, welche alle Versammelten durchglüht.

Die Tynilkum gehören zu einer neuern muhamedanischen Sekte, als deren Stifter Mohammed el Medani genannt wird. Dieser Eiferer gründete ein Kloster bei Masrata und da selbiges mit einigem Besitzthum in Verbindung stand, war er in den Stand gesetzt, zahlreiche Pilger gastfrei zu verpflegen und durch diese Gelegenheit seinen Lehren viele Freunde und Bekenner zu verschaffen. Ein Hauptverdienst seiner Lehre besteht besonders darin, daß er die Verehrung verstorbener Heiligen abschaffte und sich dadurch bestrebte, den Muhamedanismus auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Der Heiligendienst fand bei den Imoscharh besonders deshalb eine so leichte Aufnahme, weil die Berber vor den Verstorbenen überhaupt die größte Scheu besitzen. Es wird als der größte Verstoß gegen alle gute Sitte betrachtet, den Namen eines Abgeschiedenen auszusprechen, denn man hat die Furcht, der Gerufene möge erscheinen; daher ist es allgemeiner Gebrauch geworden, sofort bei dem Ableben Jemandes dessen Namen zu wechseln. Man nennt die Verstorbenen dann stets mit dem neuen Namen und beruhigt sich damit, daß man meint: der Todte wisse ja diese Bezeichnungsweise nicht, werde also auch nicht durch das Aussprechen derselben in seiner Grabesruhe gestört.

Dr. Barth, der bei seinem langen Aufenthalte unter den muhamedanischen Stämmen Afrikas vielfach Gelegenheit hatte, das religiöse Leben derselben zu beobachten, gesteht, daß er dem Islam wol kräftige Lebensfähigkeit genug zutraut, und spricht seine Freude über das weitere Verbreiten dieser strengen Sekte aus, während er nicht umhin kann, seine Mißbilligung darüber zu äußern, wenn die Muhamedaner gleichgültig gegen die Satzungen ihrer Religion werden und sich nur darin dem Judenthum und den Sitten christlicher Völker nähern, daß sie sich den Genuß berauschender Getränke und ähnliche Untugenden angewöhnen. Wir werden später, bei einem Ueberblick der Geschichte Bornus, Gelegenheit haben, noch andere religiöse Erhebungen innerhalb der muhamedanischen Völker zu erwähnen, und erinnern nur in Kürze an jene großartigen Umwälzungen, welche durch Othman unter den Fellata und durch el Kanemi unter den Bewohnern Bornus hervorgerufen wurden. Von dem Ernst und der Strenge, mit welcher der letztgenannte Fürst hierbei verfuhr, erzählt Denham vielfache Beispiele.

Zwischen Sebha und Rhodoa erstreckt sich wieder eine Wüste von feinem Sande. Der 60 Fuß tiefe Brunnen, Sidr Muserud Lamin genannt, besaß leider zur Zeit keinen Tropfen Wasser. Seitwärts westlich beginnt das Wadi Schergi, dessen weitern Verlauf und nähere Beschaffenheit unser Reisender bei seiner Reise nach den Natron-Seen genauer kennen lernte. Hier, bei dem Dorfe Abiah, fand Dr. Vogel noch eine Gruppe von 50 Oelbäumen, die aber hier keine Früchte mehr tragen. Mit dem Oelbaum findet auch die Aprikose hier ihre Südgrenze. Auf dem Sandboden des Wadi, das den fruchtbarsten Landstrich von ganz Fessan bildet, wuchert die bei den Schwarzen Bergen erwähnte Koloquinte in überreicher Menge und wird dadurch zum lästigen Unkraut, da sie keinen nennenswerthen Vortheil bietet. Um so willkommener wird sie den Straußen; diese wagen sich ihretwegen in die bewohnten Distrikte und verzehren die Samenkerne des Gurkengewächses.

Drei tafelförmige Berge und einer, der die Gestalt einer sehr spitzen Pyramide zeigt, schließen hier das östliche Ende des Wadi Schergi ab.

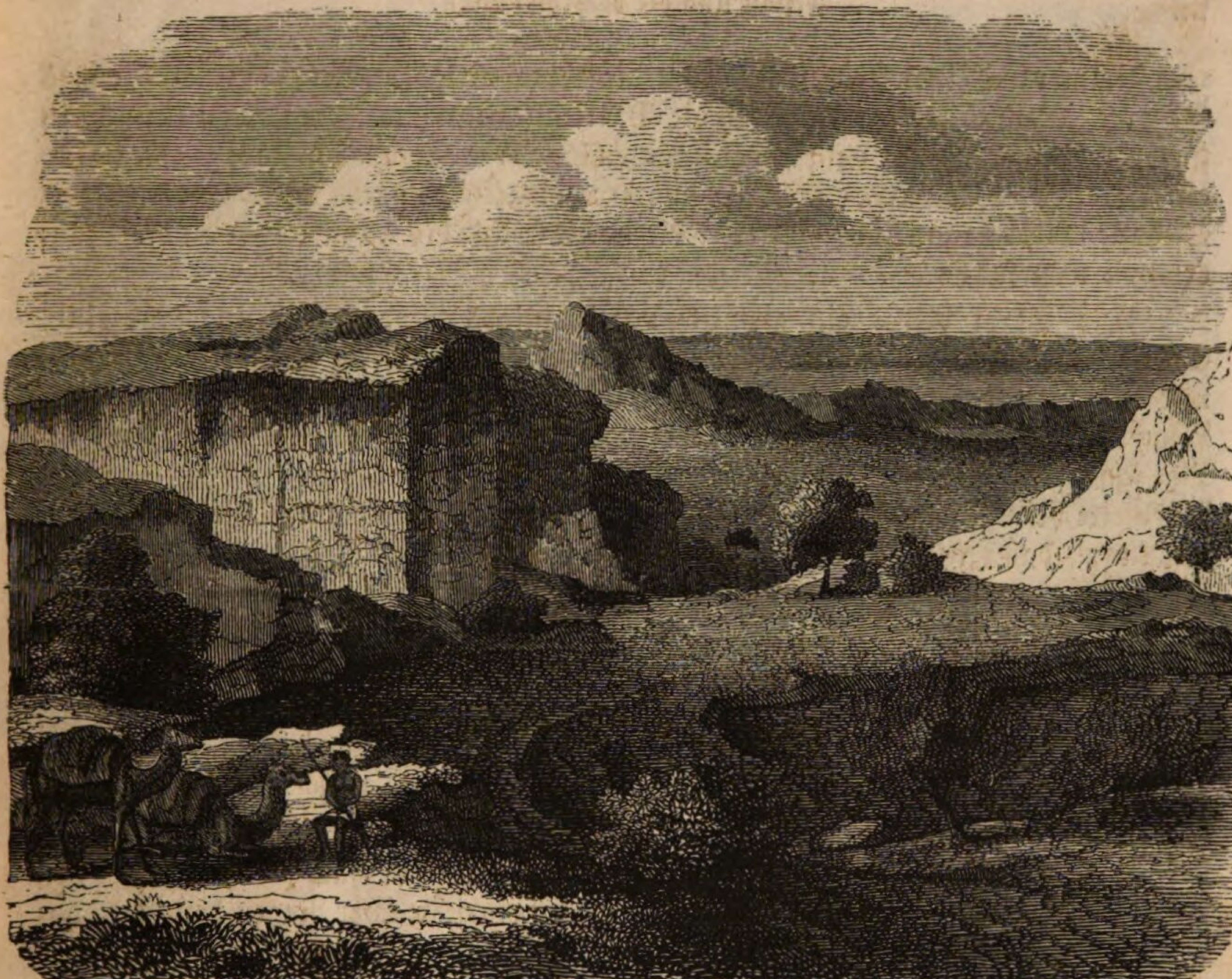
Das Dorf Rhodoa, durch welches die Straße im weitern Verlauf führte, liegt inmitten schöner Palmenpflanzungen und zeigt Spuren frühern Wohlstandes.

Endlich erreichte die Karawane über das Dorf Delem und Scheggua das nächste Reiseziel: Mursuk, die Hauptstadt von Fessan.

Nach einer vierzig Tage langen Reise durch die Wüste, bei einer Hitze von 33—38° C. im Schatten und gegen 50° in der Sonne, stieg die Karawane am 5. August über die mäßig hohen Sanddünen, welche, von Palmen gekrönt, in großem Kreise die flache Senkung „Hofra" umgeben, in der Mursuk liegt. Alle erfreuten sich guter Gesundheit. Von den 33 Kameelen hatte Dr. Vogel nur ein einziges verloren. Den guten Verlauf der Reise, die unbeschädigte Erhaltung des zahlreichen Gepäcks, sowie die freundliche Aufnahme, welche man überall fand, hatten die Reisenden vorzugsweise den aufopfernden Bemühungen des Herrn Warrington zu verdanken.



Die Koloquinte.



Wadi Telissare.

III.
Fessan und die Natron-Seen.

Mursuk. — Die Gewächse Fessans. — Statistik. Handel und Gewerbe in Fessan. — Die Imoscharh und Imrhad. — Reise nach den Natron-Seen. Dscherma. Römisches Denkmal. — Die Garamanten. — Der Trona-See und Bahr el Dud. — Der Fessan-Wurm. — Das nordwestliche Fessan. — Eberi. — Das westliche Fessan. — Wadi Telissare. — Land der Asgar-Imoscharh. — Die Geisterburg Idinen. — Rhat.

Das sehr flache Kesselthal von Mursuk ist rings von einem Zuge Sanddünen umgeben, der im Norden ziemlich dicht mit Dattelpalmen bepflanzt ist. Im Schutze derselben gedeihen einige Obstbäume: Granaten, Pfirsichen und Feigen und eine Anzahl kleiner Gärten. In letztern baut man etwas Gemüse, Weizen und Gerste. Hütten, mit Palmenzweigen bedeckt, sind in den Gärten errichtet und gewähren den Besitzern einigen Schutz vor der Sonne. Die größern jener Hütten enthalten meh-

rere Zimmer und einen kleinen Hofraum, die kleinern dagegen nur ein finsteres, enges Gemach. Nach Süden zu zieht sich die Dattelpflanzung auf den Dünen entlang in unregelmäßiger Weise; bald bildet sie einen langgestreckten, schmalen, ziemlich lichten Streifen, bald wieder stellt sie dichtere, einzeln gelegene Wäldchen dar. Im Südosten fehlt sie gänzlich; hier tritt die nackte Wüste bis unmittelbar an die Mauern von Mursuk heran.

Die Stadt bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck von ungefähr einer Stunde im Umfange. Sie wird von Lehmmauern umschlossen, welche sich an runde und eckige Bastionen stützen. Aus diesen Mauern krystallisirt das Salz, das der Lehm in reichlicher Menge enthält, an der Oberfläche aus, so daß sie im Sonnenlicht sonderbar glitzern. Drei Thore führen in die Stadt; die an der Westseite und Nordseite befindlichen sind sehr eng, so daß kein beladenes Kameel dieselben passiren kann; das östliche ist das einzige, durch welches Karawanen einziehen können. Unmittelbar an ihm befindet sich deshalb auch das Zollhaus. Ost- und Westthor werden im Innern durch eine breite Straße verbunden. Die Südseite besitzt keinen Eingang.

Von Norden her, wo unsere Reisenden ankamen, macht Mursuk nicht gerade den besten Eindruck. Ehe die Karawane an das enge Thor gelangt, muß sie an einem großen Tümpel des faulsten Salzwassers vorüber, der ringsum die Luft durch die von ihm aufsteigenden Dünste verpestet. Die eigenthümliche Lage der Stadt, ringsum von Dünen und Palmen umgeben, hält jeden reinigenden kräftigern Luftzug ab. Höchst selten befeuchtet ein schwacher Regen den Sandboden und die drückend heiße Atmosphäre ist fortwährend mit einem Nebel von Staubtheilen erfüllt, welcher die Hitze noch mehr steigert.

Dr. Vogel ward bei seiner Ankunft in Mursuk von dem englischen Konsul daselbst, Herrn Gagliuffi, aufs freundlichste empfangen und ihm in dem Gebäude des Konsulats daselbst seine Wohnung angewiesen. Von hier aus hatte er die Aussicht auf den Bazar, der ziemlich in der Mitte der Stadt liegt und rings mit Hallen, auf Säulen aus Palmenstämmen ruhend, umgeben ist. Diese schattigen Plätze gewähren Käufern und Verkäufern behaglichen Aufenthalt zur Besorgung ihrer Geschäfte. Gerade dem Konsulatgebäude gegenüber, an der Ostseite des Bazars, zeichnet sich das Wachthaus durch seine aus sechs Säulen gebildete geschmackvolle Halle aus.

Unmittelbar an die Westseite des Konsulats stößt die Wohnung des Scheikhs und neben dem westlichen Thore erhebt sich das Kastell mit dicken Mauern und engen Gemächern. Neben demselben ist in neuern Zeiten eine Kaserne erbaut worden, ein großes viereckiges Gebäude mit einem Waffenplatze in der Mitte. Die Gemächer der Offiziere nehmen die Ostseite ein, während sich die langen Säle für die Soldaten an den übrigen Seiten hinziehen. Das Gebäude ist für 2000 Mann eingerichtet, gewöhnlich bewohnen es aber nur 400 Mann, die ebenso bequemes Quartier als gute Nahrung haben. Die tägliche Kost der gewöhnlichen Bevölkerung erscheint, mit der Nahrung dieses Militärs verglichen, wahrhaft



Murfuk, Hauptstadt von Fessan.

dürftig, und doch würde jeder Fessaner lieber Hungers sterben, als freiwillig in die Reihen des stehenden Militärs eintreten.

Durch die breite Straße, welche vom Bazar aus in gerader Richtung nach dem westlichen und östlichen Thore führt, gewinnt die Stadt zwar einen heitern, hellen Charakter, wird aber in demselben Grade auch heißer. Auch ihre übrigen Straßen sind gerade, obschon enger. Durch diese Bauart ähnelt Mursuk mehr den Städten des Sudan als den arabischen. Das alte Sudan, das „Land der Schwarzen" rechnete man früher schon vom Südende der Hammada und den Schwarzen Bergen an. Im engsten Sinne des Wortes versteht man das Reich der Haussa oder Fellata darunter. Wir werden dieses Wort stets nur im weitern Sinne anwenden und unter Sudan die innerafrikanischen Länder überhaupt begreifen.

Die Gesammtbewohnerschaft Mursuks mag gegen 2800 Seelen, einschließlich der Sklaven, betragen. Die Gewerbsthätigkeit Mursuks ist nur unbedeutend. Der Handel muß sich nur mit der Vermittelung der Orte begnügen und bringt keine oder nur unbedeutende eigene Produkte. Es führen von hier aus zwei Hauptstraßen nach Norden: die eine, von Vogel benutzte, über Sokna, Bondschem und Beniolid, die andere, welche Richardson wählte, durch die Hammada. Ebenso gehen auch zwei Karawanenwege weiter nach Süden, der eine östlich über Bilma nach Kuka, der andere westliche über Rhat durch die Gebiete der Tuariks und Aïr oder Asben. Mit beiden werden wir uns später näher vertraut machen. Dr. Vogel schätzt den jährlichen Ertrag des Handels gegen 150,000 Thaler, von denen sieben Achtel auf Sklaven kommen.

In Mursuk ward Dr. Vogel's Aufenthalt bis zum 15. Oktober verzögert. Von dieser Verzögerung trug hauptsächlich Hadschi Achsen, der Vetter des Sultans von Bornu, die Schuld. Es mußte Vogel in hohem Grade wichtig sein, in Gesellschaft dieses angesehenen Herrn nach Kuka zu reisen. Derselbe hatte ihm versprochen, drei Wochen nach dem Beiramfest, also Anfang August von Mursuk abzureisen; als Vogel zur rechten Zeit hier eintraf, erklärte er aber, er habe den großen Beiram, der in die Mitte September fällt, gemeint. Wenn irgend möglich, suchen es die auf strenge Ausübung der Religionsgebräuche bedachten Bornuaner zu umgehen, während der Fastenzeit die Wüste zu durchreisen, da sich Fasten und Dursten mit den Anstrengungen der Reise nicht verträgt. Das Beiramfest bildet den Schluß der Fasten und wird mit Schmaus und heitern Vergnügungen gefeiert. Achsen durfte sich um so weniger einen Verstoß gegen die fromme Sitte zu Schulden kommen lassen, da er ja so eben von Mekka zurückkam. Jeder, welcher eine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt ausgeführt hat, erhält den Ehrennamen eines Hadschi.

Da es nun bei dem unsichern Zustande des Landes für eine kleine Karawane unmöglich war, allein nach Bornu zu gehen, so mußte sich Vogel gedulden bis zum 13. Oktober. Er verwendete seine Zeit darauf, die von ihm auf der Reise von Tripoli bis Mursuk gesammelten Materialien zu ordnen und seine Sammlungen und Berichte nach Europa abgehen zu lassen.

Auf dieser Wegstrecke hatte Dr. Vogel durch zehn von ihm angestellte astronomische genaue Beobachtungen die Lage aller berührten Orte festgestellt. Die frühern Reisenden hatten sich zur Bestimmung der geographischen Länge der Orte vorzugsweise des Kompasses bedient. Da indeß die Magnetnadel an den meisten Stellen der Erde etwas von der genauen Richtung Süd-Nord abweicht, diese Abweichungen aber von jenen Reisenden nicht in Rechnung gebracht worden waren, so hatte man alle jene berührten Punkte zu weit östlich auf den Karten verzeichnet. Die Chronometer erweisen sich zur Bestimmung der geographischen Länge dem Schiffer ziemlich sicher und lassen aus dem Unterschied, den sie zwischen der Zeit an dem Orte, wo sich der Reisende befindet, und der Zeit des Ortes der Abreise angeben, die östliche oder westliche Abweichung vom Mittagsstriche (Meridian) des letztern Ortes berechnen. Während einer langen Wüstenreise gerathen aber selbst gut gearbeitete Chronometer in Unordnung durch das unausgesetzte Stoßen und die Erschütterungen, welche sie durch den schweren Tritt der Kameele erleiden. Nur durch Mondbeobachtungen, welche Dr. Vogel mit aller von der Wissenschaft geforderten Genauigkeit, trotz Hitze und Reisebeschwerden, anstellte, war es möglich, alle jene Irrthümer sicher zu verbessern. Außerdem hatte Dr. Vogel auch zahlreiche Höhenmessungen mittelst des Barometers veranstaltet und möglichst zahlreiche Steinproben und Pflanzen gesammelt. Die letztern sandte er an Dr. B. Seemann in Kew bei London, um dieselben dem berühmten Botaniker Brown zur Untersuchung zu übergeben. Gleichzeitig theilte er Notizen über seine Erlebnisse und besondere Naturerscheinungen mit, welche ihm aufgefallen waren. So berichtet er, daß er unterwegs mehrere Mal Erdbeben verspürt, und erzählt, daß man am 7., 8. und 31. Juli eine große Anzahl Sternschnuppen habe fallen sehen. An den sonst wegen ihres reichen Sternschnuppenfallens berühmten Tagen des 9., 10. und 11. August (die feurigen Thränen des heiligen Laurentius) bemerkte man dagegen sehr wenige, reichlichere aber wiederum am 1., 2. und 3. Oktober.

Ueber seinen Aufenthalt in Mursuk berichtet er an seine Mutter Folgendes:

„Mursuk, den 12. August 1853.

Ich habe gerade noch Zeit, Dir in aller Kürze mitzutheilen, daß ich am 5. dieses Monats wohlbehalten in Mursuk eingetroffen bin. Von den Folgen des Sturzes, den ich in Tripoli hatte, bin ich vollkommen wieder hergestellt und auch sonst im besten Wohlsein, trotz der beschwerlichen Wüstenreise, die ich mitten im Sommer gemacht habe. Wir waren achtunddreißig Tage unterwegs und während dieser Zeit dreimal fünf Tage lang ohne frisches Wasser (in funfzehn Tagen trafen wir nur drei Brunnen), und was es heißt: Wasser trinken, das fünf Tage in einem ledernen Schlauche gewesen, weiß nur Der zu würdigen, der es gekostet hat!

Als ich hier in Mursuk ankam, brachen wir Alle in einen Ruf der Freude und Verwunderung aus, daß wir durch das Wasser, das wir tranken, hindurch bis auf den Boden des Gefäßes sehen konnten; ein Vergnügen, das wir nicht gehabt, seit wir Tripoli verließen. Ich bin überall in jedem Orte, durch den ich kam, aufs beste aufgenommen worden, schon meines Freundes Warrington wegen,

der bei allen Arabern in hohem Ansehn steht. Hier in Mursuk wohne ich ganz bequem und angenehm im Konsulate; die einzige Plage sind Schwärme von Fliegen, die einen fast toll machen, und zahlreiche Skorpione. Gestern Abend, wo es sehr warm war, wurden allein auf dem Platze, auf dem wir wohnen, nicht weniger als vierundzwanzig Leute von Skorpionen gestochen, und ich finde jeden Abend einen oder zwei in meiner Stube. Die Hitze ist hier mäßig, im Zimmer 32⁰, draußen 36, — in der Sonne am Mittag 45⁰. Von Abendkühle ist hier nicht die Rede. Das Thermometer sinkt höchstens ein bis zwei Grad.

Die Reise hierher habe ich theils zu Pferde, theils auf einem Kameele gemacht. Nach Kuka werde ich zu Pferde reisen, bei weitem das Angenehmste, zumal da mein Fuß jetzt wieder in Ordnung ist.

Ich denke Mitte September hier abzureisen, werde aber jedenfalls vorher noch zwei- oder dreimal schreiben und eine ausführliche Erzählung meiner recht interessanten Reise einsenden.

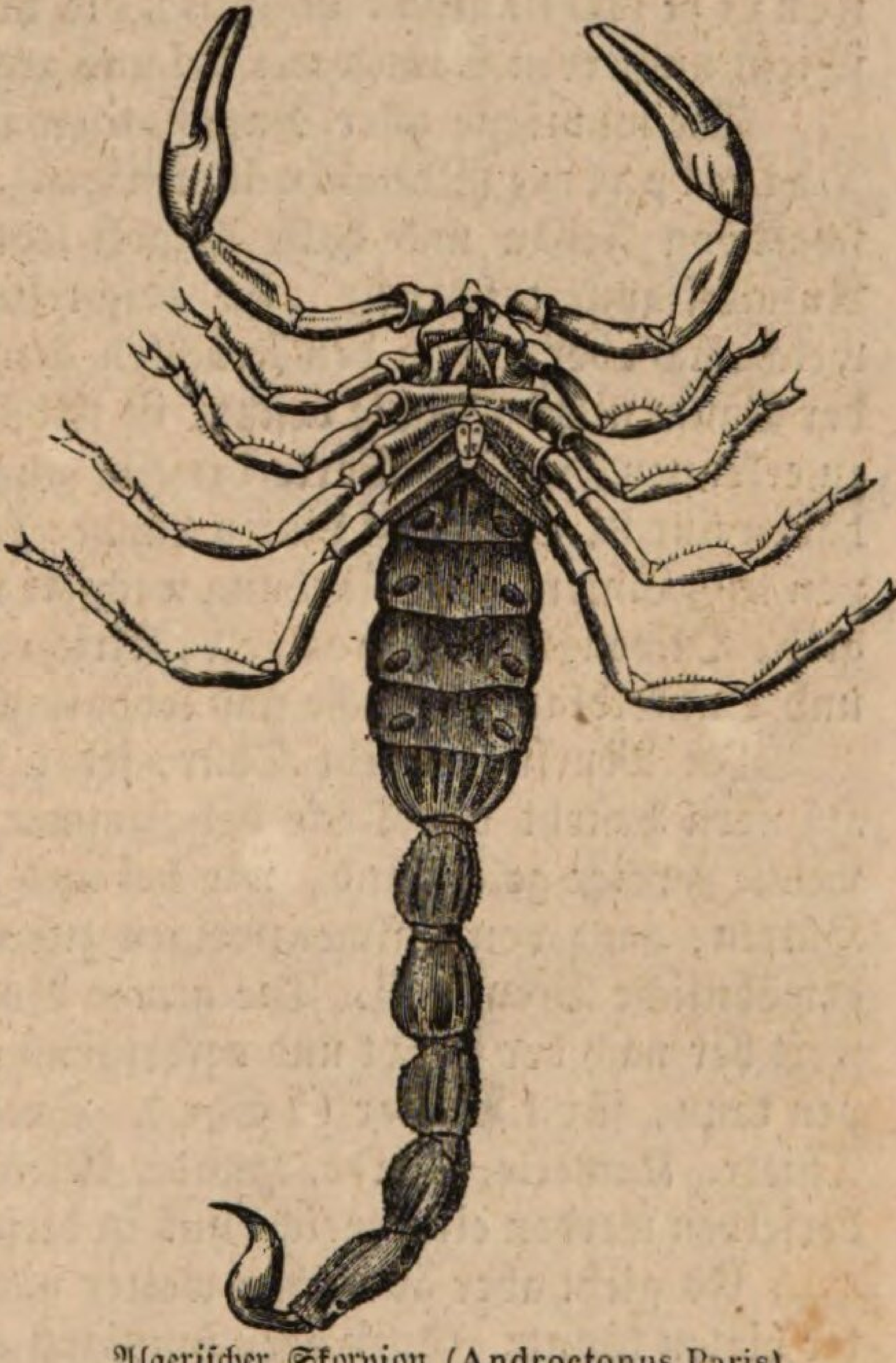
Ich heiße hier Abd el Wochad, „Sklave des einen Gottes", — meinen eignen Namen könnte kein Araber verstehen und merken."

Dr. Vogel sandte einen jener Skorpione, den er gefangen hatte, in einem Fläschchen mit Spiritus nach London und bemerkt dabei, daß diese häßlichen Thiere (Androctonus), welche in Mursuk die Stuben bevölkern, um die Fliegen zu fangen, äußerst schnell laufen und deshalb schwierig zu fangen sind. Wir geben anbei unsern Lesern die Abbildung des algerischen Skorpions (Andr. Paris), der jenem fessanischen gleich oder wenigstens sehr nahe verwandt ist. Der Stich dieser Thiere ist schmerzhafter als jener des gemeinen Skorpions und wird deshalb allgemein gefürchtet. Am ehesten beugt man den üblen Folgen dadurch vor, daß man das verletzte Glied möglichst rasch und fest unterbindet; auch bewähren sich Einreibungen mit Ammoniak hierbei als vortreffliches Gegenmittel.

Eine eigentliche Regenzeit giebt es, nach Vogel's Mittheilungen, in Mursuk nicht, wol aber kommen leichte Regenschauer zuweilen im Winter und Frühjahr daselbst vor, selten dagegen im Herbst. Die Einwohner von Mursuk sind aber so sehr an das trockene Klima gewöhnt, ihre ganzen Einrichtungen sind demselben so angepaßt, daß ein starker Regen als ein großes Unglück betrachtet wird. Die nur aus Lehm leichthin zusammengeklebten Häuser stürzen dann ein und viele Dattelbäume werden zerstört, indem der Regen die großen Mengen Salz auflöst, welche im Boden enthalten sind. Vor etwa zwölf Jahren wurden durch einen sieben Tage anhaltenden Regen in der Umgegend von Mursuk 12,000 Stück dieser Palmen vernichtet.

Die vorherrschenden Winde bei Mursuk sind südlich und östlich; die stärksten derselben kommen aber gewöhnlich aus Westen und Nordwesten. Zwei- oder dreimal sah Vogel Wirbelwinde durch die Stadt selbst passiren; auf der Wüstenstrecke zwischen Beniolid nach Mursuk hatte er aber diese Erscheinung oft beobachtet. Stets fand er, daß ihre Drehung von Ost nach Nord und die Richtung ihres Laufes

nach Süden gerichtet war. Wie neben den Pfeilern einer Brücke, hinter denen zwei verschiedene Strömungen des Wassers aufeinander treffen, sich stets Wasserwirbel und Strudel bilden, wie dies die Meeresströmungen ihrerseits auch im Großen thun, so findet dieselbe Erscheinung auch da statt, wo verschiedene Luftströmungen aufeinander stoßen. Die außerordentlichen Wärmegrade, welche der Wüstensand und der pflanzenlose Felsboden jener Gebiete bei Tage annehmen, erhitzen die untern Luftschichten, stören das Gleichgewicht der Atmosphäre und verursachen Windströmungen. Jedes von Felsen beschattete Wadi, jede vorübereilende Wolke bringt eine stellenweise Abkühlung anderer Lufttheile hervor und die einmal erzeugten Wirbel finden auf den einförmigen, meilenlangen Ebenen nichts, das sie unterbricht oder sich ihnen störend entgegenstellt. (Siehe Tonbild „Thierleben in der Wüste".)


Algerischer Skorpion (Androctonus Paris).

Im Dezember und in der ersten Hälfte des Januar fällt in Mursuk das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt, und an Stellen, die dem Winde ausgesetzt sind, erstarrt mitunter bei Nacht das Wasser zu Eis.

Eine sehr naheliegende Folge dieser Witterungsverhältnisse, besonders der trostlosen Dürre in der Umgebung von Mursuk, ist die außerordentliche Armuth an Pflanzenformen. Nur in den vorhin erwähnten kleinen Gärten, welche sich im Schutze der nördlichen Palmenwälder befinden, zieht man mit vieler Mühe im Winter etwas Weizen und Gerste, im Sommer aber etwas Gosub und Gafuli. Letztere bilden die Hauptnahrung der Bewohner der Sahara. Dr. Vogel sandte von letztern beiden wichtigen Nutzpflanzen Samen nach London, um mit Hülfe derselben die Verwirrung zu lösen, welche in Bezug auf die botanische Bestimmung der erstgenannten Pflanze noch besteht. Von einigen Reisenden wurde sie bisher für Bohnen, von andern für eine Reissorte, von noch andern für eine Hirseart erklärt. Der bekannte Türkische Weizen (Mais, Zea Mais) wird unter dem Namen „Gafuli mosri" hier gepflegt und seine Aehren am liebsten gebrochen, ehe sie gänzlich reif sind. Man ißt sie dann, indem man sie zuvor röstet.

Von dem geringen Ertrage, den trotz der größten Mühe der Garten- und Feldbau hier nur giebt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man von Dr. Vogel erfährt, daß die Bewohner von Mursuk um jede einzelne Aehre des Mais und

des Gosub ein zierlich geflochtenes Körbchen befestigen, um die wilden Tauben von den Samen abzuhalten.

Unter den wenigen Bäumen, die man in der Umgebung von Mursuk angepflanzt sieht, ist der sogenannte Kurno unstreitig der schönste. Es ist nach Vogel's Meinung eine Cornus-Art*), verwandt unserer Korneelkirsche und unserm Hornstrauch. Er scheint eigentlich in Sudan und Bornu einheimisch zu sein und am 26. Grad die nördliche Grenze seiner Verbreitung zu finden.

Den Hauptschmuck der Gärten von Mursuk bildet die bekannte hohe Sonnenrose (Helianthus annuus), die hier in größter Pracht 8—9 Fuß emporschießt und deren Samen wie bei uns gegessen werden.

Die wichtigste aller Nutzpflanzen für Mursuk und seine Umgebung ist die Dattelpalme (Phoenix dactilifera), von deren Früchten die ganze Bewohnerschaft von Fessan und halb Tripoli lebt und welchen Vogel natürlich besondere Aufmerksamkeit schenkte. Er beschreibt 37 verschiedene Sorten dieser Palme, welche sich aber nur in den Früchten deutlich von einander unterscheiden. Sobald der Baum nicht Früchte besitzt, ist selbst der einheimische Araber nicht im Stande zu erkennen, welcher Sorte derselbe angehört. Die Datteln mancher Spielarten haben nur 8, andere 20 Linien Länge, die erstern eine Breite von 5, die letztern von 10½ Linien. Die Färbung wechselt vom Fleischfarbigen, Ledergelb, Weißlichgelb, Olivengrün, Chromgelb, Kirschroth, Rothbraun bis zum Chocoladefarbig und Dunkelblau. Manche sind lebhaft glänzend, andere matt.

In Mursuk ist jede Thür, jeder Pfosten aus Dattelholz gemacht; in den Häusern besteht die Decke der Zimmer aus Dattelstämmen, zwischen und über welche Zweige gelegt sind, wie bei uns das Rohr. Die ärmern Leute wohnen in Hütten, ganz von Palmenzweigen zusammengebaut. Palmenzweige liefern das gewöhnliche Brennholz. Die armen Burschen bringen sie von ein bis zwei Meilen weit her nach der Stadt und verkaufen hier zwei Bündel, so viel der Mann schleppen kann, für 1 Piaster (2 Sgr.). Datteln sind die Nahrung für Menschen und Thiere. Kameele, Pferde, Hunde, Alles verzehrt hier Datteln. Sogar die Kerne derselben werden eingeweicht und in dieser Form dem Vieh gegeben.

Es giebt aber auch eben weiter nichts, was den Thieren ausreichendes Futter bieten könnte. Gras oder sonstiges grünes Futter für das Vieh ist nicht vorhanden, ein wenig Safsfah (Melilotus, Steinklee) ausgenommen, der mit derselben Mühe wie das Korn in Gärten gezogen wird und deshalb hoch im Preise steht. Ein Bündel, etwa so viel, als man mit beiden Händen halten kann, kostet 2 Piaster (fast 4 Sgr.). Vogel mußte seine Kameele 25 Meilen weit nördlich schicken; erst in dieser Entfernung, so weit wie von Leipzig nach Berlin, war der nächste Ort zu treffen, an dem sie hinreichend zu fressen fanden. Um Mursuk

*) Dr. Barth bezeichnet im vierten Bande seiner Reisen in Afrika den Kornu-Baum als eine Art Judendorn (Zizyphus), welcher sonach mit dem Brustbeerstrauch, dem Lotos, Nabec und Christusdorn zu derselben Gattung gehört und unserm Wegdorn (Rhamnus) nahe steht.

ist nichts als Salz und Sand. Die 90 kleinen Gärten bedecken zusammen nur etwa ein Sechzehntel Quadratmeile. In ganz Mursuk giebt es deshalb auch nur zwei Kühe, von denen eine dem Pascha gehört. Ziegen waren zur Zeit, als sich Vogel in Mursuk aufhielt, gar keine vorhanden, und die Schafe, welche man zum Verspeisen bedurfte, mußten aus dem Wadi Schergi, aus einer Entfernung von 12 Meilen herbeigebracht werden. „Wenn wir einmal Milch zum Kaffee haben", schreibt der Reisende an seinen Freund Dr. B. Seemann, „so denken wir, es sei ein Feiertag!"

Der Ertrag, welchen die Dattelpalmen bringen, ist verhältnißmäßig gering: hundert große Bäume geben im Durchschnitt 40 Centner Datteln, die hier einen Werth von 12 Thalern haben. In Tripoli würde die gleiche Quantität etwa viermal mehr kosten. Die Datteln werden, sowie sie geschnitten sind, auf dem Boden zum Trocknen ausgebreitet und, wenn sie steinhart geworden sind, in den Sand vergraben. So halten sie sich gegen zwei Jahre; allein schon nach etwa achtzehn Monaten kommen die Würmer dazu und nach dem fünften halben Jahre wird man kaum mehr als die Kerne finden.

Als Nahrungsmittel sind die Datteln sehr erhitzend, weshalb man sie nicht gern den Leuten mit auf die Reise giebt, indem dieselben zu viel danach trinken müssen. Am besten und wohlschmeckendsten sind sie mit Gerstenmehl, Zumito, zu einem Teig geknetet. Wenn man die innersten Blätter, das Herz, aus der Palme herausschneidet, so sammelt sich in der Höhlung ein trüber süßlicher Saft, „Lagbi", der recht erfrischend und gelinde abführend wirkt. In wenigen Stunden geht derselbe in Gährung über, wird sauer und ist dann stark berauschend. Der Saft wird nicht abgezapft, wie irrthümlich von Andern berichtet worden ist. Aus den reifen Früchten wird Syrup gemacht, der vorzüglich dazu dient, Lederschläuche öldicht zu machen. Ebenso wird ein Branntwein, „Arogi", daraus gebrannt. Im Frühjahr (Anfang April) blüht die Palme. Die Befruchtungswerkzeuge sind bekanntlich bei ihr wie bei unsern Weiden, Hanf und Hopfen in der Weise vertheilt, daß die eine Palme ausschließlich Blüten mit Staubgefäßen, die andere nur solche mit Fruchtknoten hervorbringt. Um einen sicherern Ertrag zu erzielen, befruchtet man die letztern künstlich, indem man mit einem spitzen Stocke die Samenblütenrispen öffnet und ein Bündelchen mit Staubblüten dazwischen klemmt. Eine Palme mit Staubblüten reicht für hundert fruchttragende hin. Das ist die einzige Mühe, die der Baum macht. Er wird keineswegs bewässert, nur etwa für die ersten sechs Monate seines Lebens. Gewöhnlich pflanzt man ihn in ein Loch, das mit verwestem Dünger angefüllt ist. Später ist ihm das Wasser nicht nur unnütz, sondern, wie bereits angedeutet, hier sogar höchst schädlich, da es das Salz auflöst und in übergroßen Mengen seinen Wurzeln zuführt, die dadurch absterben.

Das Dattelholz ist ziemlich zäh, kann aber seiner groben Fasern wegen und wegen des eigenthümlichen Verlaufs derselben nicht in dünne Breter zersägt werden. Thüren und Fensterladen sind deshalb aus halben Stämmen zusammengesetzt. Aus den Bastfasern, welche die jungen Zweige einhüllen, fertigt man sehr gute Stricke.

Junge Dattelpalmen bilden ein nicht zu durchdringendes Dickicht, indem die Blätter ungemein hart und spitz sind und der niedrige Stamm zahllose Zweige nach allen Richtungen hin ausstreckt. Alljährlich bringt die Palme einen neuen Kreis Blätter hervor. Der untere Kreis stirbt ab, wird aber nicht abgeworfen, sondern bleibt verdorrt stehen. An wenig bewohnten Orten, wo diese Zweige nicht für häusliche Zwecke gesammelt werden, ist dann der ganze Stamm in dieselben eingehüllt, da sie sich mit der Zeit immer tiefer hinabbeugen. Solche Wildlinge erhalten einen eigenthümlichen Anblick. Die Höhe der Dattelpalmen schwankt zwischen 40 und 70 Fuß. Sie werden bis gegen hundert Jahre alt.

Bei dem erdrückenden Klima von Mursuk, der unerquicklichen Oede der Umgebung, welche keinen Naturgenuß möglich macht und gleichzeitig rein geistige Erholungen verbietet, ist es nicht zu verwundern, daß die Bewohner des Ortes sich so viel als möglich in ihre etwas kühlern Gemächer zurückziehen und sich sinnlichen Genüssen ergeben. Die schlechte Luft erzeugt häufig Fieber und die Meisten suchen sich durch reichlichen Genuß von berauschendem Palmenbranntwein dagegen zu schützen.


Harmelraute (Peganum Harmala).

Außer dem Fieber werden die Einwohner Mursuks auch vielfach von Augenübeln heimgesucht. Als Schutzmittel dagegen gilt bei ihnen vorzüglich der H a r m e l (Peganum Harmala), eine unserer Gartenraute verwandte Pflanze. Man empfiehlt besonders die halbreifen Samenkapseln. Jeder Araber verschluckt im Frühjahr ein Dutzend derselben und behauptet dann in Folge dessen von jeder Augenkrankheit verschont zu bleiben. Vogel konnte nicht erfahren, ob diese Samenkapseln vielleicht blutreinigend wirken, fand aber den Gebrauch ganz allgemein, von der Nordküste bis nach Fessan.

Dr. Vogel hatte während seines längern Aufenthaltes in Mursuk gute Gelegenheit, genaue statistische Notizen über die Provinz Fessan zu sammeln. Diese Regentschaft ist in funfzehn Kreise oder Distrikte getheilt. Das früher besprochene Bondschem ist der nördlichste derselben und Gartrun oder Gatrone mit Einschluß von Tagerry der größte. In diesen Bezirken liegen 98 Ortschaften, von 10,864 fessanischen und 1025 arabischen Familien bewohnt, die eine Gesammtbevölkerung von 54,000 Seelen ausmachen. Zur Zeit rechnete man auf die Hauptstadt Mursuk 2700 freie Einwohner und 650 Sklaven, die Besatzung betrug ungefähr 240 Mann. Die Artillerie bestand aus vier sechspfündigen Kanonen. Der normale Stand der Garnison wird, wie bereits erwähnt, auf 400 Mann gerechnet; zu diesen kommen noch 22 Mann irreguläre Reiterei. Letztere sind in den übrigen Ortschaften vertheilt.

Die Einnahme des Sultans beträgt aus ganz Fessan 659,500 türkische Piaster oder 40,000 Thaler; außerdem zahlt jede Stadt 7500 Piaster (450 Thaler) jährlich

für das Recht, einen Kadi für sich zu haben, und 11,820 Piaster (720 Thaler) als Abfindungssumme für alle indirekten Abgaben.

In Mursuk befindet sich die einzige Zollstätte des Staates. Jeder Artikel, der aus dem Innern mit der Bestimmung nach Tripoli kommt, ist mit zwölf Prozent Steuer belegt. Nur die Sklaven haben das traurige Vorrecht, geringer besteuert zu werden. Bei ihnen werden für den Kopf drei Mabul (gegen 3 Thaler 20 Silbergroschen) bezahlt, was fünf Prozent ausmacht. Als Vogel Mursuk verließ, legte der Sultan plötzlich 1 Thaler 5 Silbergroschen mehr Steuer auf jeden Sklaven zur großen Entrüstung der Tibuhändler, und der Doctor fürchtete, daß sie aus Rache die Straße von Bornu unsicher machen würden. Von Elfenbein werden nur drei Prozent erhoben.

In Tripoli zahlen alle Artikel einen neuen Zoll von zwölf Prozent, Sklaven nur zehn Prozent.



Zweig vom Sennesblätterstrauch (Cassia lanceolata).

Unter den Erzeugnissen des Landes steht Salz wegen seiner Häufigkeit mit an der Spitze. Ganz Fessan ist gewissermaßen eine ungeheure Saline. An den Natron-Seen gewinnt man Natron. Der kleinste derselben, der Trona-See, liefert jährlich 17,000 Centner dieses Stoffes und ist um 3750 Thaler verpachtet. Der Preis des Natrons ist von 10 Silbergroschen für den Centner, wie er ehemals galt, auf 3 Thaler 10 Silbergroschen gestiegen. In den südlichen Theilen Fessans und im Lande der Tibu wächst der Sennesblätterstrauch (Cassia lanceolata), ein vieläftiges Büschchen von kaum mehr als Fußhöhe und lanzettförmigen Blättern, welche in unsern Apotheken als allgemein übliches Abführungsmittel in Gebrauch sind. Besonders häufig findet sich die Senna in Air. In frühern Zeiten wurden jährlich gegen 50,000 Pfund dieser Blätter nach Mursuk gebracht, seit aber auf dieselben eine so hohe Transitsteuer von 24 Prozent gelegt ist, wirft der Handel damit keinen Vortheil mehr ab. Die Senna wird deshalb fast kaum noch gesammelt und man kann in Mursuk jetzt 100 Pfund für 25 Silbergroschen kaufen.

Lebhafte Nachfrage findet in Bornu nach Zink statt, das jenem Lande von Mursuk aus zugeführt wird. Aus diesem Metall werden in Bornu die schweren Arm- und Beinspangen verfertigt, mit denen sich die Frauen jenes Landes zieren. Es wird in Mursuk jährlich etwa für 3000 Mabul (4000 Thlr.) umgesetzt. Man verkauft es in Blöcken von 25—30 Pfund, den Centner für 20 Thlr. Auch Bernstein ist ein gesuchter Artikel, von dem jährlich für etwa 2000 Thlr. nach dem Sudan geht.

Den Hauptgegenstand des Handels bilden die Sklaven, von denen der größte Theil aus Bornu oder Sudan gebürtig ist.

Die ursprüngliche Bevölkerung Fessans, die durch Neger gebildet wurde, ist längst verschwunden. Ihre Sprache mit ihr. Von Westen drangen die Berber in das Gebiet ein, von Osten her die Araber, und obschon das Land gegenwärtig unter türkischer Hoheit steht, so finden doch so eigenthümliche Beziehungen zahlreicher Bewohner zu den in der Gegend von Rhat wohnenden Tuariks statt, daß aus denselben für den letztgenannten Stamm erhebliche Vortheile erwachsen würden, wenn es zwischen ihm und den Türken etwa zu einem Kriege käme.

Die Berberstämme der Wüste werden mit der gemeinsamen Benennung Hogar bezeichnet, ein Name, welcher so viel als „die in die Wüste Geflüchteten" bedeutet. Ein Stamm derselben sind die um Rhat ansässigen Asgar-Imoscharh, von den Arabern Tuariks genannt. Diese Imoscharh bilden eine Art Kriegeraristokratie und üben, obschon verhältnißmäßig nur in einigen Hundert Familien vorhanden, auf die übrige Bevölkerung einen bedeutenden Einfluß aus. Sie erfreuen sich aller jener Vortheile, welche auch in andern Ländern die eingedrungenen fremden Eroberer für sich in Anspruch genommen haben. Besonders zeigen die Gestalten und Physiognomien der Männer die unveränderten Merkmale der Bernation. Die Frauen erscheinen dagegen mehr oder minder kupferfarbig, nur in seltenern Fällen mit einem schmutzigen Weiß. Ihre glänzend schwarzen Haare sind bei den einen schlicht und lang, bei andern dagegen erinnern sie durch ihre Neigung zum Lockigen schon an das Negerartige. Ebenso ist die Nase bei manchen breit, bei andern von schön ägyptischer Form. Der lange Speer, ein breites, gerades Schwert und ein Dolch sind das Kennzeichen des freien Imoscharh (Tuarik). Die Asgar sind in ihrer Haltung gemessen und ernst, wegen ihrer bevorzugten Stellung sehr für sich eingenommen und dem Fremden gegenüber zurückhaltend. Von Gesang sind sie nicht sonderliche Freunde, obschon sie mehrere Lieder besitzen, die sich durch mündliche Ueberlieferungen weiter vererben. Zwar besitzen sie Schriftzeichen, die sehr an die alten punischen erinnern, aber kein einziges Buch ist vorhanden, das mit denselben geschrieben wäre. Aus demselben Grunde ist ihre Sprache auch sehr unentwickelt geblieben. Nur an Felsenwänden und Steinblöcken findet sich gelegentlich ein Name mit diesen Zeichen eingemeißelt.

Die meisten Asgar begnügen sich mit einer Frau; freilich trennen sie sich oft von derselben, wenn sie alt wird, und ersetzen ihre Stelle durch eine jüngere. Sonst ist das Verhältniß der Frauen für letztere angenehmer Art; man begegnet ihnen mit Achtung und sperrt sie nicht eifersüchtig ein.

Die Haupteinnahme beziehen die Asgar, von denen jede Unterabtheilung unter einem besondern Häuptling steht, von den durchziehenden Karawanen. Jede Person hat ihnen einen gewissen Tribut zu entrichten für die Erlaubniß, ihr Land passiren zu dürfen. Am schlimmsten kommen hierbei die Bewohner von Tunis weg, auf welche Stadt die Asgar eifersüchtig sind; von jedem Kopf verlangen sie zehn Thaler. Diese ansehnlichen Einnahmen verwenden die Tuariks großentheils zur Anschaffung reicher Festkleider, während ihr täglicher Unterhalt durch die Imrhad herbeigeschafft werden muß.

Die Imrhad bilden die Hauptbevölkerung des Landes der Asgar, zahlreiche

Familien sind aber auch über den westlichen Theil Fessans zerstreut. Sie sind die Leibeigenen jener herrschenden Familien und zeigen schon körperlich ihre verschiedene Abkunft. Ihre Färbung ist fast schwarz, besonders diejenige der Frauen, und auch in sonstiger Körperbeschaffenheit besitzen sie viel Negerartiges. Auch die Männer haben nicht selten völlige Negerphysiognomien, dabei aber einen schlanken Wuchs. Im Gegensatz zu den Asgar, d. h. den „Wanderhirten", sind sie seßhafte Bebauer des Landes und bewohnen runde Hütten, aus Buschwerk und Gras gearbeitet, die durch ihr kegelförmiges Dach an die Wohnungen des Sudan erinnern. Der Eisenspeer und das Schwert sind den Imrhad verboten; von dem Ertrage ihrer Dattelpflanzungen und Kunstfelder haben sie ihren gestrengen Herren, den Imoscharh, einen bestimmten Theil abzugeben und so durch ihre Arbeit jene zu erhalten. Wahrscheinlich sind die Imrhad durch Vermischung untergeordneter Berberstämme mit den Resten der Negerbevölkerung entstanden. Wie sie körperlich im Vergleich mit den kräftigen Kriegergestalten der Imoscharh zurückstehen, so ist auch ihre Geistesentwickelung geringer. Dem Fremden gegenüber zwar unverschämt und keck genug, wird ihre geistige Beschränktheit aber von den Asgar selbst zum Gegenstande des Spottes benutzt. So erzählen sie z. B. von einem Imrha, der mit seinem beladenen, todmatten Esel an einen steilen Gebirgspaß kam. Aus Mitleid nahm er dem Thier die Last ab und lud sie auf seine eigenen Schultern, setzte sich jedoch selbst schließlich auf den Rücken des Thieres.

Auch dem Europäer muß es interessant sein, wenn er bei einem so entfernten und ihm in den meisten Beziehungen so fremd stehenden Volke Anschauungsweisen begegnet, die unsern heimatlichen aufs Haar gleichen. Als Beispiel führen wir eine Thierfabel der Tuariks an, die unserer bekannten Erzählung vom Fuchs und dem Löwen höchst ähnlich sieht.

Die Asgar erzählen: Ein Löwe, ein Panther, ein Tassurit (wahrscheinlich die Hyäne) und ein Schakal waren Freunde und gingen gemeinschaftlich auf Raub aus. Es glückte ihnen, ein Schaf zu erbeuten. Als es getödtet war, fragte der Löwe: „Wer soll es theilen?" — „Der Schakal!" antwortete man ihm, „denn dieser ist der Kleinste!" Der Schakal machte sich bereitwillig daran und theilte das Thier in vier gleiche Theile. Sprach der Löwe: „Welcher Theil ist mein?" — Der Schakal erwiederte: „Alle vier Theile sind gleich, wähle selbst nach deinem Gefallen!" Da erboste sich der König der Thiere und schrie: „Du verstehst nicht zu theilen!" Damit gab er ihm einen Schlag, der ihn todt zu Boden streckte. „Wer theilt nun?" fragte der Löwe wieder. „Ich will es wol thun!" antwortete der Tassurit, legte das Fleisch des Schakals zu demjenigen des Schafes und machte sechs Haufen davon. „Was soll das heißen?" knurrte der Löwe, „Du machst sechs Theile und wir sind ja doch nur unser drei?" Und der Tassurit entgegnete schnell: „Ein Theil gehört dem Könige, unserm Herrscher, der zweite Theil gehört dir, unserm Freunde, und zwei andere erhalten die rothen Augen (ein Beiname des Löwen)!" — Da schmunzelte der Löwe zufrieden und fragte den Tassurit: „Wer hat dich diese Art der Theilung gelehrt?" — „O", sagte der Tassurit, „das hat der Streich gethan, den du dem Schakal vorhin gegeben hast!"



Bahr el Mandra, der südwestlichste Natron-See Fessans.

Reise nach den Natron-Seen.

In den ersten Wochen des September machte Dr. Vogel einen Ausflug nach den Natron-Seen Fessans und bestimmte deren genaue geographische Lage. Zwei von den vier vorhandenen Seen, den Trona-See und Om el Hassan, besuchte er zwar nicht selbst, verbürgt aber die Richtigkeit der von ihm angegebenen Lage, da die von den Arabern bezeichneten Entfernungen von Sebha, Mandra, Dscherma (Germa) und Mursuk alle genau stimmten.

Sämmtliche Seen liegen ungefähr in der Mitte zwischen dem Brunnen „Hassi" am Südrande der Hammada, und Mursuk, von letzterem Orte aus nach Nordwesten. Eine Umschau über jene Gegenden vervollständigt uns das Bild, was wir von der nördlichen Wüste zusammenzustellen versuchten.

Das Land zwischen der Hammada und Mursuk, etwa zwei Breitengrade, 30 Meilen umfassend, ist vorherrschend Wüste, die „Ramle" genannt, und zwar meistens in ihrer wildesten, schreckenreichsten Gestalt; nur zwei ansehnlichere Fruchtthäler durchziehen die Einöde in derselben Richtung wie die früher bereits geschilderten Wadis, von Ost nach West; es sind das Wadi Cherbi und Schergi im Süden und das Wadi Schiati im Norden.

Wadi Schergi und Wadi Cherbi bilden gemeinschaftlich „das Wadi", eines ist die Fortsetzung des andern. Die Richtung dieses Thales wird sehr gut durch

eine Linie bestimmt, welche man durch Bimbeja und Dscherma zieht, die beide nahe am Nordrande liegen. Die Breite schwankt zwischen drei und vier Meilen, der Südrand ist begrenzt von schroffen Felsen weichen Sandsteins, der hin und wieder von Eisen schwarz und rothbraun gefärbt ist. Es ist sonderbar, daß das lange Thal zwei ganz verkehrte Namen hat; der westliche Theil heißt Wadi Cherbi, d. i. Ostthal, als wenn er von Leuten von Rhat kommend benannt worden wäre, der östliche Wadi Schergi, d. i. Westthal, als hätten ihm die Bewohner von Sebha oder Rhodoa den Namen gegeben.

Von Mursuk aus führt der Weg theils über Sandebene, theils durch Hügelland und Schluchten. Manche der letztern zeigen ein malerisch wildes Ansehn. Die Seiten sind mitunter mit Steinblöcken bedeckt und treten eng an einander. Die Sandsteinfelsen sind von dünnen Schichten Alaunschiefer durchsetzt, dazwischen zeigen sich Schichten von blauem oder von porphyrartigem Thon. Da die Natur hier höchst selten eine Pflanzengestalt dem Reisenden bietet, so ziehen die Lagen und Gestalten der Gesteinbildungen um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich, zumal deren Formen und Tinten sonderbar fremdartig ihn anmuthen. Durch Verwittern und Abbröckeln der untern Flötze entstehen Aushöhlungen in den Seiten der Schluchten. Die überhängenden, drohend aussehenden Felsen aus feinem Sandstein, welche die Spitze der Hügel bilden, stürzen endlich, ihrer Unterlage beraubt, herab und vermehren durch ihre Trümmer die Wildheit der Gegend, während der feinere Sand, hier vorherrschend gelbe Färbung annehmend, dem Sandocean neuen Zuwachs liefert. Nur Akazienbäume klammern hie und da ihre zähen Wurzeln an das kahle Gestein und strecken ihre stachligen Zweige der glühenden Sonne entgegen. Benetzt sie ein Regenschauer, der freilich mitunter in manchen Landstrichen lange genug ausbleibt, so entfalten sie rasch die zartgefiederten Blättchen und locken mit ihren duftenden Blütenbüscheln einige genügsame Insekten herbei, obschon letztere nur spärlich vorhanden sind. Die meiste Zeit über schlummern sie aber als „vegetabilische Mumien", durch Trockniß zu langer Ruhe verurtheilt. Die Dürre bringt hier dieselbe Erscheinung hervor, wie in den Polarländern und auf den Spitzen der Hochgebirge übergroße Kälte. Wie an letztern Lokalen das niedere Kraut und die fingerlange Weide jahrelang unter übermäßiger Schneedecke schlummert, die nur ein besonders günstiger Sommer wegzunehmen vermag, dann aber in größtmöglicher Hast aus dem Wurzelstock oder dem Zweig Blütentheile und Blätter entwickelt und die Samen zu reifen sucht, so verharren die Gewächse der Wüste während des Sommers im Zustande des Schein-


Die Gummi-Akazie (Acacia nilotica).

todes, bis sie durch die belebenden Tropfen geweckt werden. Aus den Zweigen der Akazie dringt der bekannt Stoff, der als arabisches Gummi im Handel gebräuchlich ist. Nach dem Regen oder in Folge starken Thaues schwillt die Rinde der Zweige auf, da sich unter ihr der Saft häuft. Tritt nun trockner heißer Wind ein, so zieht sich die Rinde zusammen, reißt und preßt den Gummisaft aus. An den Bäumen, die der Straße nahe stehen, findet der Reisende selten Gummi, denn die vorbeiziehenden Araber nehmen es ab und verzehren es, in abgelegenern Thälern ist es aber genugsam vorhanden. Stücke, welche eben frisch vom Baume genommen und innen noch saftig sind, bieten auch wirklich eine angenehme Erquickung. Das meiste Gummi wird von Tuariks nach Mursuk gebracht und von denselben in der Gegend zwischen Dscherma und Rhat gesammelt.


Der Schakal.

Nur wenige andere Baumarten vermögen an solchen ungünstigen Stellen auszudauern, am ehesten tritt noch der Ethelbaum (Tamarix orientalis) und der Talhabaum auf. Von krautartig niedern Gewächsen findet sich einzeln der Retem (Vincetoxicum), ein Giftgewächs mit milchigem Saft, der Agul, der dem Besenpfriemen oder Hülsendorn (Ulex) ähnelt und schöne Schmetterlingsblüten trägt, hie und da auch wol eine wohlriechende Raute. Am liebsten begegnet der Reisende der Schia (Artemisia odoratissima), einer Art sehr wohlriechenden Beifuß, die das Lieblingsfutter der Kameele ist.

Ebenso spärlich ist das Thierleben entwickelt, das ja eng an die Pflanzenwelt geknüpft ist. Die Fußspuren im Sande verrathen die Gegenwart flüchtiger Antilopen; Schakale bergen sich in dem Geklüft und horchen auf den Tritt des Kameeles, stets bereit, das erschöpft dahinsinkende Thier zu verzehren. Auch der unverwüstliche Allerweltsbewohner, Reinecke Fuchs, ist hier zu Hause und sucht es möglich zu machen, von den zwei Hühnern des armen Arabers eines für sich zu erbeuten.

Im wenig besuchten Seitenthale trifft der Wanderer die Schalen von Strau-

ßeneiern, und vielleicht glückt es ihm auch, die Riesenvögel am Saume der Oase zu belauschen, wo sie die melonenähnlichen Früchte der Koloquinte mit kräftigen Schnabelhieben zerlegen, um die Kerne zu verspeisen. Im Sande marschiren Ameisen, anders geformt und anders gefärbt als ihre europäischen Schwestern. Ihre Zangen zeigen in der Form Aehnlichkeit mit den großen Scheeren der Krabben und ihr lichtbrauner Körper ist mit silberweißen Flecken besetzt. Einen einzigen Käfer fand Dr. Vogel in dem an Insekten armen Lande. Wir fügen das von ihm selbst entworfene Bild desselben hier bei, ohne leider die Art genau bestimmen zu können, welcher er angehört. Höchst wahrscheinlich ist er zur Gattung Prionus gehörig, den Bockkäfern verwandt, welche sich von ausschwitzenden Pflanzensäften oder von Knospen ernähren.


Bockkäfer (Prionus) aus Fessan.

Mitten durch das weite Wadi zieht ein breiter Streifen ausgeblühten Salzes. Dattelgestrüpp tritt in Menge auf und die höhern Stämme zeigen sich in ihrer ganzen wilden Schönheit, die braunen, verdorrten Blätter früherer Jahrgänge rings am Stamme herabhängend, während droben die scharfgeschlitzten frischen Fiedern, mattgraugrün glänzend, wie Dolche emporstarren. So malerisch der Anblick ist, so verräth er doch gleichzeitig, daß sich wenig Industrie und wenig Betriebsamkeit bei den Bewohnern des Thales findet, und daß sie selbst die verhältnißmäßig so spärlich zugemessenen Gaben der Natur nicht benutzen. In der Nähe der Wohnungen trifft der Wanderer bewässerte Fruchtfelder, deren Pflege meistens durch Negersklaven besorgt wird. Männer und Frauen verrichten hier, fast nackend, die anstrengende Arbeit des Wasserziehens oder des Einerntens während der Sonnenglut mit Gesang und leichtfertigen Geberden und geben durch ihr oft unanständiges Benehmen einen Beweis von den lockern Sitten, durch welche die Bewohner des Wadi Eherbi berüchtigt sind.

Ein Streifen von Dattelpalmen zieht sich längs des Nordrandes durch das ganze Thal hin, mit zahlreichen Quellen und gleich zahlreichen Dörfern; Bimbeja, Kerkiba (4 Meilen von Dscherma) und Dscherma (Germa) sind darunter die wichtigsten.

D s c h e r m a war die erste Stadt, die Dr. Vogel hier im Wadi Eherbi berührte. Er befand sich im Lande der alten G a r a m a n t e n. Dscherma ist das G a r a m a der Römer. Das Volk der Garamanten, dessen schon Herodot erwähnt, soll ehedem nicht blos im alleinigen Besitz von Fessan gewesen sein, sondern auch über zahlreiche kleinere libysche Völkerschaften gegen Norden hin bis nahe zur Küste seine Herrschaft ausgedehnt haben. Als Südgrenze ihres Gebietes werden sogar

der südliche Bagradesfluß (der heutige Steppenfluß von Agades) und Darfur, sowie die Quellen des Nil und die Mondberge bezeichnet. Die Tibu sollen die Ueberreste der nach Süden zurückgedrängten Garamanten sein.

Zur Seite der Ruinen der alten Stadt starren jähe Felsenriffe 300 — 400 Fuß hoch steil empor. Ueberreste von Thürmen aus Lehm, innerlich oft mit wunderlichen Einrichtungen versehen, deuten den ehemaligen Umfang des Ortes an, der 5000 Schritte beträgt. Neu-Dscherma wird nur von zehn Familien, etwa vierzig Seelen in Summa, bewohnt. Nicht viel ansehnlicher ist das nahe dabei liegende Tuasch, obgleich dasselbe aus drei getrennten Theilen besteht, nämlich einem Tuarikdorf, aus Hütten von Palmenzweigen, einer äußern Vorstadt vereinzelter Lehmwohnungen und einem kleinen, regelmäßig viereckigen Platze, von einer Erdmauer umgeben und mit zwei Thoren versehen, einem an der Ost- und einem an der Westseite. Die Straßen sind regelmäßig und kreuzen einander in rechten Winkeln.

Etwas östlich von Dscherma findet sich das südlichste Denkmal durch Römer gebaut, das südlichste sichere Zeichen, wie tief jenes Volk ins Innere von Afrika gedrungen. Jenes Bauwerk ist nur ein Stock hoch und scheint auch nie höher gewesen zu sein. Jede Seite seines Grundes mißt gegen sieben Fuß. Innen befindet sich eine geräumige Grabkammer. Von den Seiten des Hauptkörpers messen zwei 5½ Fuß, die andern beiden 7 Fuß. Sie sind mit korinthischen Säulen geschmückt. Es ist aus demselben Sandstein gebaut, aus dem die benachbarten Hügel bestehen. Der Zug, welchen die Römer bis in diese entlegenen Gegenden unternahmen, fällt in das Jahr 735 nach der Erbauung der Stadt Rom oder 19 vor Christus. Damals drang L u c i u s B a l b u s G a d i t a n u s bis hierher, aber nicht auf der Straße von Misda, die damals noch nicht bekannt war. Balbus war ein geborner Spanier, hatte aber römisches Bürgerrecht und Konsulat erhalten und unternahm jenen Zug muthmaßlich als Prätor von Afrika. Höchst wahrscheinlich hatten die Garamanten durch räuberische Ueberfälle den Karawanenhandel gestört und dadurch den Kriegszug hervorgerufen. In jenem Jahre hielt Balbus einen Triumpheinzug in Rom als Eroberer von Cydamus (Ghadames) und von Garama (Dscherma). Das noch gut erhaltene Denkmal beweist, daß die Herrschaft der Römer hier keineswegs eine so ganz schnell vorübergehende war; da aber der Triumph des Balbus gerade in die unruhige Zeit nach Cäsar's Ermordung fiel, so gerieth das Andenken an die Erfolge jenes Zuges unter wichtigern Dingen in Vergessenheit.

Auch eine Brunneneinfassung fand Dr. Vogel in Dscherma, welche unzweifelhaft römischen Ursprungs war. Die alten Thürme und Gräber dagegen, welche er zwischen Dscherma und Kerkiba antraf und anfänglich auch für römischen Ursprungs hielt, da die jetzigen Bewohner dieselben als Werke der Heiden bezeichnen, erkannte er später als Bauwerke der ältesten Bewohner von Fessan. Ein solcher Irrthum war sehr verzeihlich, da die Gräber gar zu sehr von jenen kaum fußtiefen Gruben abstechen, in die Türken und Araber jetzt ihre Todten einscharren. Zahlreiche Schlösser und Thürme, Alles Bauwerke jener alten Fessaner,

fand Vogel an fast ganz verödeten Orten, ja geradezu mitten in der Wüste. Daß jene Bauwerke nicht römischen, sondern fessanischen Ursprungs sind, erkannte der Doctor bei einem Besuche von Sesan. Sein Freund, der berühmte Geograph A. Petermann, meint, daß dieses Sesan wahrscheinlich gleich sei mit dem von Lyon Zaizow genannten Orte, welcher 2½ Meilen östlich von Mursuk liegt. Sesan ist eine der ältern Städte des Landes und war nach Zuëla die bedeutendste in Fessan. Vogel fand daselbst ganz dieselbe Art von Ziegeln und Mauerwerk, sowie sonderbarer Weise überall statt gewölbter Fenster dreieckige. Die Blütezeit von Sesan fällt um etwa 1000 n. Chr. Die Gräber erinnern an die Art und Weise, in der die Tibu ihre Todten begraben; sie werfen die Leiche in eine tiefe Grube und füllen dieselbe mit den schwersten Steinen, die sie nur auftreiben können, um den Gestorbenen am Wiederkommen zu verhindern.

Die alten Schlösser bestehen aus etwa 20 Fuß hohen Mauern, die einen quadratischen Raum von 40—60 Fuß Seite umschließen und an den Ecken mit Thürmen versehen sind. Um sie herum läuft ein niedriges Außenwerk. Dr. Vogel fand Niemand, der ihm hätte Kunde geben können, wann und von wem sie gebaut sind; er glaubt, daß sie sich aus der Blütezeit Fessans, etwa um 800 n. Chr. herschreiben, doch hält er es für möglich, daß sie älter sind, da die Schollen mit Salzwasser getränkter Erde, aus denen sie errichtet sind, in diesem trockenen Klima Jahrtausenden zu trotzen vermögen.

Der Hauptgrund davon, daß die Ortschaften Fessans in der gegenwärtigen Zeit so sehr an Bewohnern verlieren, liegt außer in dem Druck, den die Türken durch ihr Steuersystem auf das Land ausüben, hauptsächlich in dem Abscheu, welchen die Eingebornen gegen den Militärdienst empfinden. Nicht wenige schlagen sich lieber einige Zähne aus, verstümmeln sich Finger oder andere Glieder, als daß sie sich entschließen, Kommißbrod zu essen, und nicht wenige Familien ziehen sich mit ihren Herden in entlegnere Gegenden zurück, in denen sie von jenem Zwange befreit sind.

Vom Wadi Cherbi aus drang Vogel nach den mehrfach erwähnten Natron-Seen vor. Die Wüste, in der sie liegen, ist fürchterlich, ein System von Bergen, Thälern und Abgründen von und im feinsten Flugsande, in den die Thiere bis an den Bauch einsinken und in dem buchstäblich keine Quadratelle ebener Grund ist. Um das Zelt und Kochgeschirr nebst zwei Wasserschläuchen fortzuschaffen, Alles zusammen etwa 350 Pfund Gewicht, brauchte Vogel nicht weniger als fünf Kameele und legte trotzdem in 18 Stunden nur etwas über zwei Meilen zurück. Was für anständige Hügel von Flugsand die erwähnten sind, kann man aus einer trigonometrischen Messung sehen, die der Doctor von den am Südufer des Wurm-Sees gelegenen gemacht hat. Er fand dieselben aus drei sehr gut stimmenden Beobachtungen 530 Fuß über dem Spiegel des Wurm-Sees. Vogel hätte gern die Erhebung des Sees über den Spiegel des Mittelländischen Meeres bestimmt, es war aber unmöglich, ein Barometer dahin zu transportiren.

Oudney, der früher diese Gegend bereiste, hatte den nordwestlichsten der Natron-Seen, den Mandra-See (siehe das Bild auf Seite 104) besucht und denselben anschaulich beschrieben. Er fand ihn von einer Gruppe Dattelpalmen umge-

ben und seine Ufer überall mit Gras und einer großen Binsenart bedeckt. Er ist ungefähr eine Viertelstunde lang und über 200 Ellen breit. Im Juli, als sich Oudney an ihm befand, war er nicht tief und an manchen Stellen sogar trocken, die während des Winters und Frühjahrs bedeckt sind. Am Grunde des Sees krystallisirt das Salz beim Verdunsten des vollständig damit gesättigten Wassers; nimmt dann die Wassermenge wieder zu, so löst sich ein Theil des Natrons wieder auf. „Das Wasser ißt das Salz!" pflegen die Araber zu sagen. Die abgelagerte Salzschicht ist von verschiedener Stärke, die größte Dicke beträgt 2—3 Zoll. Die Oberfläche am Grunde fühlt sich rauh an, obgleich das Auge keine hervorstehenden Krystalle bemerkt. Das Wasser unmittelbar darüber ist voll von zahlreichen kleinen, schönen Krystallen von Salz; die Linie, wo sie zusammenstoßen, ist immer bemerkbar. Wenn nicht durch kleinere Salztheilchen an der Oberfläche die Natronschicht undurchsichtig gemacht wird, sieht man die kleinen tafelförmigen Salzstücken, aus denen sie besteht, in jeder Lage. Die Oberfläche des Wassers ist an manchen Stellen mit großen dünnen Salzschichten bedeckt, so daß es aussieht, als wenn der See theilweise gefroren wäre: es bildet sich ein Häutchen nach dem andern, bis das Ganze ziemlich dick wird. Der Boden des Sees besteht aus dunkelbraunem Sande, der ins Schwarze spielt, klebrig und schleimig anzufühlen ist. An den nicht lange vom Wasser entblößten Stellen der Ufer quillt etwas hervor, das wie Erdöl oder Naphtha aussieht. Die Menge Natron, welche man jährlich vom Trona-See wegholt, rechnet man zu 4—500 Kameelladungen, jede zu etwa vier Centnern. Man entnimmt es dem See erst, sobald es verlangt wird. Das Verfahren dabei ist sehr einfach: man bricht es am Ufer los, entfernt so viel als möglich die anhängenden Schmutztheile und Grasstengel und macht viereckige Stücke daraus, die man mit den zähen Fasern der Palmblätter zusammenbindet. Das Meiste dieses Salzes, was nicht in Fessan selbst verbraucht wird, geht nach Tripoli.

Dr. Vogel wendete besonders dem sogenannten Wurm-See (Bahr el Dud) seine Aufmerksamkeit zu, den seiner wilden, schwer zugänglichen Lage wegen vor ihm noch kein Europäer besucht hatte. Man hatte Vogel erzählt, dieser See sei unergründlich tief, und jedes lebendige Wesen, welches hinein gelange, würde von dem finstern Wasser verschlungen. Seine Begleiter waren deshalb nicht wenig entsetzt, als er frisch hineinsprang, um mit der Senkleine in der Hand die Tiefe desselben zu messen. Diese war im Durchschnitt nicht mehr als 18 Fuß und an der von den Eingebornen als die tiefste bezeichneten Stelle 24. Die dunkle Farbe des Wassers macht den See tiefer erscheinend, als er wirklich ist. Seinen Ruf hat derselbe — außer seinem Salzreichthum — besonders den kleinen sogenannten Fessan-Würmern zu verdanken, die ihn in unzähligen Schaaren bevölkern. Vogel entwarf eine Zeichnung von denselben, nach welcher nebenstehende Figur gefertigt ist. Er sagt von ihnen bei dieser Gelegenheit: „Diese Würmer sehen recht niedlich aus und schmecken rein salzig. Die Farbe ist glänzend roth, genau die des Goldfisches. Beim Schwimmen schlängeln sie den Leib wie eine Schlange und bewegen die Füßchen (etwa elf oder zwölf an jeder Seite) mit großer Geschwindigkeit vor- und rückwärts. Die Länge eines ausgewachsenen

Exemplars beträgt $3^7/_{12}$ Pariser Linien, die Breite dicht unter dem Kopfe 1¼ Par. Linien. Während der Tageshitze ziehen sich die Würmer in die Tiefe des Sees zurück, Morgens und Abends erscheinen sie an der Oberfläche des Wassers. Man fängt sie mit Kattunnetzen und dabei zugleich unzählige Exemplare einer Fliegenlarve, von denen der See voll und seine Oberfläche bedeckt ist; Alles zusammen wird mit einer rothen Dattel zu einem Brei verarbeitet, der einen starken Heringsgeruch und Salzgeschmack hat und von den Bewohnern Fessans anstatt Fleisch zum Basin u. s. w. gegessen wird. Die erwähnten Fliegenmaden sind Feinde des Wurmes und fressen ihn." Oudney sagt von ihnen, sie seien einen Zoll lang, beständen aus Ringen und hätten an jeder Seite sechs Füße, sowie zwei schmale hornförmige Auswüchse am Schwanz.

Wenn die geschilderten Seethierchen „Würmer" genannt worden sind, so ist dies Wort hierbei nicht im Sinne der Wissenschaft gebraucht worden. Ihrem Körperbau nach gehören die Fessan-Würmer (Artemia Oudneyi) zu der großen Abtheilung der Krustenthiere und sind somit Verwandte des bekannten Krebses, wenn auch nur weitläufige. Mit dem in Regenpfützen und Sumpflachen bei uns einheimischen Kiemenfuß (Brachiopus) werden sie zu der Ordnung der Blattfüßer gestellt, die durch den eigenthümlichen Bau ihrer Füße gekennzeichnet wird. Letztere zeigen drei Theile und dienen ebensowol zum Fortbewegen als auch zum Athmen, deshalb sind sie auch, selbst wenn das Thier ruht, in ununterbrochener Schwingung. Als Hauptnahrung dienen dem kleinen Geschöpf vorzugsweise Infusionsthierchen. Eine nahe verwandte Art Salzwürmer (Artemia salina) bevölkert in ebenso zahlreichen Mengen die Lachen eingedämmten Seewassers, aus welchen man durch Verdunstung in England, Portugal und Südfrankreich Salz gewinnt, und ist daselbst von den Salzsiedern gern gesehen, da man die Meinung hegt, daß sie viel zur Reinigung der Soole beitrügen. Aus diesem Grunde versetzt man sie auch sorgfältig aus einer Lache in die andere. Ihre Vermehrung schreitet in Erstaunen erregendem Grade vorwärts.



Der Fessan-Wurm, Dud (Artemia Oudneyi), nach Dr. Vogel's Zeichnung.
Der beigezeichnete Strich ist die natürliche Größe.

Der Fessan-Wurm (Dud) findet sich nicht ausschließlich in dem insonderheit nach ihm genannten Wurm-See, sondern bevölkert auch die übrigen Natron-Seen dieser Senkung.

Nördlich von den Seen behält das Land denselben Charakter bis zu dem gegen sechs Meilen nördlicher liegenden Wadi Schiati. Hohe Sandhügel aus feinem Flugsand erschweren das Fortkommen unendlich. Nicht selten bildet der Wind aus dem Sand ähnliche scharfe Vorsprünge und Kanten, wie sie uns eine schneebedeckte Winterlandschaft nach anhaltendem Windwehen und Schneegestöber zeigt. Der Reisende ist gezwungen, stellenweise vorauszugehen und mit den Händen die hinderlichsten Stellen abzuflachen, um den beladenen Kameelen, die bei jedem Fußtritt tief einsinken, das Weiterkommen zu ermöglichen. Besonders fremdartig wird der Anblick, den diese Sandwüste zur Nachtzeit bei heller Mondbeleuchtung gewährt.

Das weiße Licht, das vom dunkeln Himmel herabstrahlt, nicht durch das kleinste Wölkchen getrübt, contrastirt scharf mit der tief goldgelben Färbung des Sandoceans. Ein einzelner Hügel trägt eine Gruppe Palmen mit malerisch wild herabhängenden Blättern, umstarrt von Gestrüpp; gleich Ertrinkenden strecken einige Dattelbäume im Thale daneben ihre Häupter aus dem Flugsande empor, der ihre Stämme verschüttet hat. Selten unterbricht ein lebendiges Wesen die lautlose Stille; das Heulen einer fernen Hyäne, das Kläffen eines Fuchses sind die einzigen Töne, welche die Wüstenruhe stören. Der kühle Ostwind treibt ein leichtes Sandwölkchen gleich einer Geisterschaar vor sich her und kräuselt es um die schwarzblauen Felsklippen, welche wie Dämonen der Unterwelt in der Ferne hervorschauen.

Das Wadi Schiati liegt um ein Ansehnliches höher als das große Wadi Cherbi; eine Reihe hoher Sanddünen, hier weiß von Farbe, begrenzt es im Süden, nach Norden zu verläuft es sich flacher. Zahlreiche Brunnen werden hier zu Spendern des Lebens. Ihre geringe Tiefe erfordert nur eine mäßige Anstrengung, um das Wasser in die Rinnsale zu leiten, welche die Felder erquicken, ja manche sind so flach, daß sich ihr Wasser von selbst in größere Becken sammelt, um von hier aus die Pflanzungen zu speisen. Getreidefelder gedeihen in weiter Ausdehnung, freundlich grüne Krautstreifen breiten sich neben den fruchtschweren bräunlichgelben Saaten und gewähren den Kameelherden reiche Weide, die gleichzeitig ohne Beihülfe des Menschen aus den flachen Quellbrunnen den Durst zu löschen vermögen. Aber dicht daneben erstrecken sich wieder schwarze Züge unfruchtbarer Sandsteinklippen und erheben sich zu ansehnlich hohen, malerisch zerrissenen Hügelketten. Von ihnen stechen die weißen Sanddünen des Südrandes grell ab, und in der Mitte des Thales ist der tiefschwarze, kahle Boden mit einer weißen Kruste ausblühender Salzkrystalle überzogen, welche bei der glühenden Mittagssonne dem aus Norden stammenden Fremdling das Bild einer Schneefläche sonderbar vorspiegeln. Ein großer Dattelhain, welcher in langen engen Streifen sich über einen weiten Raum erstreckt, leitet den Blick an den zahlreichen kleinern Dörfern mit ihren Palmblattdächern und Lederzelten vorbei nach dem größern E d e r i, das durch seine Lage die Aufmerksamkeit vorherrschend fesselt.

Das alte E d e r i bedeckte den Gipfel eines terrassenförmig ansteigenden ansehnlichen Felsens von ziemlicher Höhe (190 Fuß). Die schwarzen Wände fallen nach Süden schroff ab und lassen nur einen Zugang von der Nordseite zu. Durch diese Lage begünstigt, die eine seltene Ausnahme unter den Ortschaften Fessans ist, gelangte die Stadt zu einem politischen Uebergewicht über ihre Nachbarn und behauptete ihre Herrschaft auch bis zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts. Zu dieser Zeit ward sie durch die Tyrannei Ald el Djelil's, des kriegerischen Häuptlings der Uelad Sliman, zerstört und der unabhängige Sinn ihrer Bewohner gebrochen. Die Trümmer, welche noch jetzt die Felshöhe bedecken, sprechen von der dichten Bevölkerung, deren sich der Ort erfreute. Die Straßen waren eng und zogen sich steil an der Nordseite hinauf. Die neuere Stadt ist am Fuße des Berges angelegt worden, da die türkische Regierung das Bedürfniß nach

befestigten Plätzen weniger lebhaft empfinden läßt, obschon sie das Land nichtsdestoweniger auf andere Weise ebenso aussaugt.

In der Südseite des Felsens und in einem zweiten benachbarten, ähnlich gestalteten Sandsteinberge finden sich unterirdische Wohnungen eingearbeitet, deren Entstehung aus den Urzeiten des Landes sich herschreibt und über welche keine geschichtlichen Nachrichten uns überliefert sind. Der Grundriß vieler ähnelt einem Kleeblatt. Der Eingang ist durch herabgestürzte Steine und eingewehten Sand bei mehreren versperrt, und die abergläubische gegenwärtige Bevölkerung meidet sie als Orte der Furcht und Sitze feindlicher Dämonen.

Die Landschaft zwischen dem Wadi Schiati und dem Südrande der Hammada giebt an Unfruchtbarkeit und Oede den südlichern Distrikten nichts nach. „Wüst und grauenhaft" nennt sie Barth, „ein Bild von Wüstenei und Wildheit, gleichsam ein unvollendetes Gebiet der Schöpfung." Nur nach dem Nordrande hin bringt der Granit, welcher hier auftritt und durch seine felsigen Erhebungen und Klippen den Pfad zu mäanderartigen Krümmungen zwingt, einige Abwechselung hervor, und das von den Kameelen so geliebte Schia (der wohlriechende Beifuß) bedeckt einzelne Thalgründe mit erfreulicher Ueppigkeit.

Im Süden wird das Wadi Eherbi von dem Plateau von Mursuk begrenzt, das sich in einer mittlern Erhebung von 1000 Fuß über dem Meere gegen 30 Meilen weit nach Westen hin erstreckt. Der Karawanenweg von Mursuk nach Rhat, der das Plateau entlang führt, folgt dem Wadi Berdhusch, das sich viele Meilen weit von Ost nach West hinzieht. Nach seiner Mitte zu senkt es sich bis gegen 900 Fuß, steigt aber im Westen bis zu 2000 Fuß an. Sand, Kies und Kalkgeröll bilden den Boden des Thales, streckenweise begleiten es Sandstein und Kalkwände, an andern Stellen Sandhügel, und wiederum an andern verflacht es sich zur ebenen Wüste. Der ferne Südhorizont zeigt sehr gebirgiges Land. Unverkennbar sind in dem Wadi die Spuren, welche heftige Regenströme zurückgelassen haben. Dergleichen Ergüsse sind hier keineswegs zu selten. Die schweren Wolken entladen sich, von starken Wirbelwinden begleitet, in überreichem Maße. Die großen schweren Tropfen fallen in einer Dichtigkeit und Menge, daß wir jeden dergleichen Regen mit dem Namen Wolkenbruch bezeichnen würden. In jedem der über hundert Seitenthäler sammeln sich die Wasser zu Regenbächen, und im Laufe von wenig Stunden entsteht in dem Hauptwadi ein mächtiger Strom, der sich brausend und schäumend über die Felsterassen stürzt, mitten im Wüstengebiet die Erscheinung von Kataraketen bietend. An andern Stellen wühlt der ephemere Fluß den Grund tief auf und reißt die Sanddünen, die ihm der Wind hemmend in den Weg gebaut hat, aus einander, so daß nur die einzelnen, mit Tamarisken gekrönten Hügel übrig bleiben. Ebenso schnell als sie entstanden, verlaufen sich die Wassermassen auch wieder. An den tiefsten Thalstellen bilden sie Teiche oder kleinere Sumpflachen, das übrige Wasser verdunstet oder sinkt in den lockern Grund ein. Gräbt hier der Reisende einen Brunnen, so stößt er schon bei geringer Tiefe auf die gewünschte Erquickung. Ein heiteres Leben sammelt sich um jene Wüstenteiche im Wadi. Gräser, deren langhinkriechende Wurzeln und

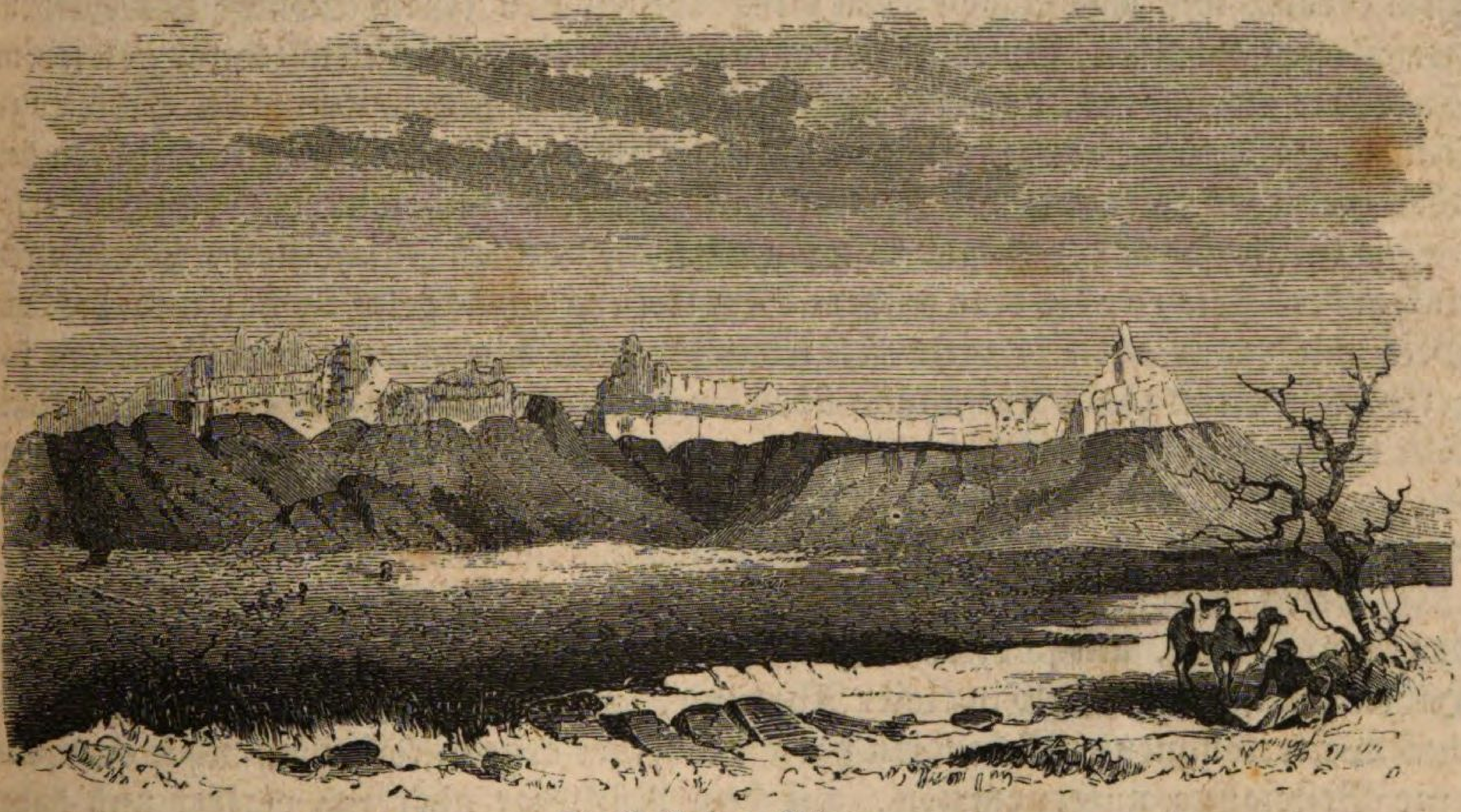
harte Samen unbeschadet lange im dürren Boden schlummerten, sprossen auf und bieten den Kameelen reichliches Futter. Die Akazienbäume bedecken sich mit Laub, die Tamarisken beginnen ihre Blütensträuße rosig zu entfalten. Mit Freudengeschrei begrüßen die durstenden Dromedare der anlangenden Karawane den Wasserspiegel. Der Ruf der Treiber ist nicht nöthig, um sie zur Eile anzuspornen. In langen Zügen schlürfen sie das Labsal, während die von der Hitze ermatteten Pilger sich durch ein langentbehrtes Bad erquicken. Hat der Reisezug gestärkt und erfrischt den Teich verlassen, so naht sich demselben das verscheuchte Wild. Antilopen kommen aus den Seitenthälern in kleinen Rudeln herbei, Schwärme von Flughühnern und Felstauben treiben am Ufer heitere Spiele und zahlreiches kleineres Geflügel, Steinschmätzer, lerchen= und drosselähnliche Vögel finden sich zur Tränke ein; ja selbst ein seltener Schmetterling und eine Libelle gaukeln über dem Wasserspiegel, ein fremdartiger Anblick im Wüstenland!

Ungefähr in der Mitte zwischen Mursuk und Rhat, wenige Meilen von dem Westrande des Plateaus von Mursuk entfernt, bildet das Wadi einen Thalkessel, der unter dem Namen Wadi Telissare (siehe das Anfangsbild S. 91) bekannt ist. Ein Seitenthal mündet hier in die Hauptsenkung und die zusammentreffenden Regenwasser sammeln sich zu einem Tümpel, der wenigstens einige Monate hindurch einen ziemlichen Wasservorrath bewahrt. Mimosen bieten im Thalgrunde angenehmen Schatten und mancherlei aufsprossendes Grün, Kräuter und Gräser machen das Plätzchen dem Reisenden und seinen Lastthieren zu einem angenehmen Rastort. Das Interesse des Europäers wird aber besonders durch die Skulpturen gefesselt, welche er an den senkrechten Felswänden eingemeißelt findet.

An einer senkrechten Felswand im Thale fand Dr. Barth eine ganze Gruppe Rinder in den verschiedensten Stellungen abgebildet. Alle bewegten sich nach der rechten Seite hin, an der wahrscheinlich der Tränkplatz angedeutet war. Weiterhin im Gebirge sind mehrfach Opferkreise, aus Quadern erbaut, vorhanden und Büffel, Strauße, kleinere Vögel und ähnliche tägliche Begleiter des Wüstenbewohners in die Blöcke eingearbeitet. Nirgends findet sich jedoch eine Abbildung des Kameels, und es wird dadurch die Thatsache bestätigt, daß dieses mit dem Haushalt der jetzigen Nomaden so innig verwachsene Thier früher hier gänzlich unbekannt war. Der Waarentransport geschah in jenen Zeiten mit Hülfe der Rinder, und es ist deshalb interessant, zu erfahren, daß noch ums Jahr 1848 ein Reisezug von Kano nach Rhat mit Hülfe von Rindern ausgeführt wurde, die man jeden zweiten Tag tränkte. Erst durch die Araber ward das Dromedar in Nordafrika eingeführt und hat hier seine zweite Heimat gefunden.

Von der Hochebene von Mursuk hinab nach dem Thale Ilaghlarhen und von diesem wiederum nach der noch tiefer gelegenen Ebene von Rhat gelangt der Reisende nur durch enge wilde Schluchten. Wahrscheinlich sammeln sich in den höhern Thälern des hier hoch aufstarrenden, vielfach zerrissenen Gebirges bei Regengüssen bedeutende Wassermassen an, die sich dann durch dieselbe Kluft den Weg bahnen, welche den Karawanen als Pfad dient. Sechshundert Fuß tief zieht sich letzterer hinab und besitzt dabei streckenweise nur eine Breite von sechs Fuß. Die

Sandsteinmassen sind wild zerborsten und starren links und rechts senkrecht, ja an vielen Stellen überhängend bis 100 und mehr Fuß empor. Die untere Hälfte der Wände besteht aus Mergellagern mit Ueberresten von Seemuscheln, aus den Urzeiten ihrer Entstehung stammend. Zwischen dem thonigen Mergel lagern wiederum Flötze von Kalkstein und Eisenerzen. In Vertiefungen der Seiten haben sich einzelne Talhabäume angesiedelt und bringen mit ihrem freundlichen Grün einiges Leben in die wilde Scene der Zerstörung. Vielfach windet sich der enge Weg in scharfen Winkeln links und rechts und ist auf weite Strecken sowol an seinem Grunde, als auch an den Seiten so glatt, als sei er von Menschenhand mit dem Meißel bearbeitet worden. Dieser enge Paß, der nahe der Grenze zwischen Fessan und dem Gebiete der Tuariks liegt, würde ein höchst wichtiger Punkt werden, sobald ein Krieg zwischen beiden Völkerschaften entstände.



Die Geisterburg Idinen.

Vier Stunden bedarf der Reisende, ehe er durch die erste Schlucht, Rhalla genannt, nach dem tief eingefurchten Thale von Erasarn Tesse gelangt, das mit Kraut und einigen Talhabäumen bewachsen ist und gegen 1500 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Hat der Wandrer die zweite ähnlich wilde und von zerrissenen Felsen umgebene Schlucht passirt, die ihn nach der Ebene von Rhat führt, so sieht er im Westen der letztern, in etwa anderthalb Meilen Entfernung, das berüchtigte Teufelsschloß Idinen vor sich, ein halbmondförmiges Gebirge mit einem jähen, tief zerrissenen Kamm von flimmernd blendendweißer Farbe und hochrothem, flacherem Fuße aus Mergelschichten.

Hier hausen nach dem Glauben der Asgar Schaaren von Dämonen, hier versammeln sich die Geister der Wüste, die Schrecken der Hirten. Zwischen ihnen und den Asgar besteht, den überlieferten Erzählungen zufolge, die Uebereinkunft, daß keiner der letztern das geheimnißreiche Felsenlabyrinth betreten darf,

wenn er nicht sein Leben verlieren will. Die Dämonen ihrerseits haben die Felsenmauern in Westen als Bollwerk für die Bewohner aufgeführt und lassen ihnen in der Wüste ihren Schutz angedeihen. Nur ein einziger, schwer zu findender Brunnen ist in der ganzen Umgebung von Idinen zu finden, und Felsklüfte, zerbröckelnde, stürzende Blöcke, mit Flugsanddünen wechselnd, bieten wirkliche Gefahren genug, um der Phantasie der abergläubischen Asgar Nahrung zur Bildung jener Sagen zu geben. Wir brauchen uns nur an die Teufelssagen unsers heimatlichen Brockens und Riesengebirges zu erinnern, in denen die Gefahren des Gebirges Fleisch und Bein erhalten haben, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Tuariks, deren Furcht jeden Hügel mit einer Sage von kameelgroßen Schlangen, von verscharrten Schätzen, die Marabutgeister bewachen, u. dgl. belebt, aus den zerrissenen Riffen und Kämmen jenes Gebirges eine Geisterburg geschaffen haben. In gleichem Grade, wie jene Sagen jeden Eingebornen von einem Besuche des Gespensterschlosses abhalten, fühlt sich der vorurtheilsfreie, vom Forschereifer getriebene Europäer angespornt, dasselbe zu besuchen und den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der darüber ausgebreitet ist. Nicht daß man die wirklichen Gefahren des öden Gebirges verkennte und sie muthwilliger Weise unbesonnen herausforderte, — die Geistersagen der Asgar knüpfen sich gar zu oft an Inschriften, Skulpturen und andere Zeichen, die eine frühere Bevölkerung zurückgelassen hat und die dem Geschichtsfreund eben so viele Anziehungspunkte bieten, als dem Geologen die zerklüftete Gebirgsart Aufschlüsse über die Formationen jener Gebiete verspricht. Alle Europäer, die bis Rhat vordrangen, unternahmen es, die Geisterburg zu besteigen, alle hatten mehr oder minder unglücklichen Erfolg, den die Eingebornen natürlich aus der Macht der Geister herleiteten.

Schon Oudney hatte es versucht, das Teufelsschloß zu besteigen. Er fand den Berg so steil, mit so vielen losen Steinen umlagert, daß er nur auf eine der Höhen gelangen konte. Ein tiefer Abgrund, den er antraf, verwehrte ihm jegliches Weiterkommen. Richardson hatte bei seiner ersten Reise nach Rhat ebenfalls eine Besteigung unternommen, auf dem Rückwege aber sich verirrt und dabei fast das Leben verloren. Barth und Overweg wagten den Besuch des Teufelsschlosses auch, jeder für sich, der erstere geschichtliche, der letztere geologische Forschungen im Auge behaltend. Keiner der Tuariks wollte ihnen als Führer dienen; Richardson, der im Lager blieb, bewog endlich einen Neger, Overweg mit einem Wasserschlauche zu folgen. Keiner der beiden Europäer kehrte zurück, obschon sie wußten, daß die Karawane nur während der heißesten Stunden des Tages hier rasten würde. Gegen 5 Uhr Nachmittags langte Overweg, von dem Neger unterstützt, im Zustande äußerster Ermattung an. Von Dr. Barth fand man nicht die geringste Spur, hing deshalb bei einbrechender Nacht eine Laterne in den Gipfel eines hohen Baumes und zündete Signalfeuer an, um dem Verirrten Zeichen zu geben.

Es hatten sich mehrere Umstände vereinigt, das Gelingen von Barth's Unternehmen zu erschweren. Unglücklicher Weise war den Tag vorher gerade der erfrischende Teig aus Gerstenmehl zu Ende gegangen, der sonst die Haupterquickung

des Reisenden bildete. Er konnte also nur etwas Schiffszwieback und einige Datteln als Mundvorrath mitnehmen, und dies war gerade unter diesen Umständen die allerungeeignetste Kost. Ein kleiner Wasserschlauch und ein Paar Pistolen bildeten das übrige Gepäck, gerade hinreichend schwer für den durch die vorhergegangenen Anstrengungen ermatteten Wandrer. Die Halsstarrigkeit der Führer verweigerte ihm ein Kameel bis zum Fuße der Geisterburg; würde er bis dorthin haben reiten können, so hätte er leicht mit frischen Kräften den Berg erstiegen. Nachdem Barth, ohne zu wissen, daß Overweg ihm folgte, die weit ausgedehnten Vorhöhen überschritten, die theils aus losem Sand, theils aus schwarzem Kieselgeröll bestanden, langte er an dem Teufelsschloß selbst an. Sehr ermattet klomm er einen tiefen Abgrund hinab und an der jenseitigen Wand desselben empor, bis er zu einem förmlichen Felsenrande von Klippen und Blöcken gelangte, ohne an denselben eine Spur von Inschriften oder Skulpturen zu entdecken. Ebenso wenig gewahrte er das Geringste von den herrlichen Palmenhainen, die nach den phantastischen Erzählungen der Asgar sich daselbst finden sollen; nichts bot sich dem Auge dar, als Steintrümmer und Sandfelsen, einige der grotesken Bildungen an ihrem Fuße tiefschwarz und in dem obern Theile blendendweiß. Keine Handbreit Schatten gewährte dem Erschöpften Erquickung; eine kurze Rast in der sengenden Mittagsglut, ein Schluck warmen Wassers von dem geringen Vorrath erfrischten ihn nicht. Von der mitgenommenen Speise konnte Barth nichts genießen. Er dachte an den Rückweg und verfolgte ein Thal, von dem ihm der Tuarikführer gesagt hatte, daß es zu dem einzigen Brunnen der Gegend führe, und durch welches er wieder zu seinen Gefährten kommen würde.

Nach langem Herumirren sah er erfreut einige Hütten zur Seite eines vertrockneten Baumes, schleppte sich mühsam bis zu ihnen hin und fand sie zerfallen, allem Anschein nach seit langen Zeiten von ihren Bewohnern verlassen. Er konnte vor Ermattung nicht weiter. Auf Nothschüsse, die er abfeuerte, erfolgte keine andere Antwort als das höhnende Echo der Geisterburg. An dem Baume sank er, von heftigem Fieber befallen, nieder und verbrachte die Nacht, die schnell hereinbrach, in einem gräßlichen Zustande. In der Ferne leuchtete ihm das Signalfeuer der Karawane, aber es gebrach ihm an Kraft, ein gleiches anzuzünden. Die aufgehende Sonne brachte ihm neue Hoffnung, aber auch neue Schrecken. Der wüthende Durst quälte ihn bis zu dem Grade, daß er sein eignes Blut trank. Die täuschenden Bilder der Luftspiegelung malten ihm die herannahende Karawane vor und erklärten ihm leicht, wie der Nomade der Wüste die letztere mit Dämonenschaaren bevölkert. Kaum besaß er noch so viel Kraft, daß er sein fieberkrankes Haupt fortrückte, wie sich der dürftige Schatten des Baumstammes nach dem Stande der Sonne veränderte. Zu Mittag schwand endlich der letzte Rest von Schatten und die glühenden Strahlen fielen sengend auf den Unglücklichen. Er verfiel in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit und erwartete hoffnungslos seinen Tod, — da traf der Schrei eines Kameeles sein Ohr. Barth gesteht, daß nie in seinem Leben eine Musik ihm lieblicher geklungen habe! Ein Asgar auf einem Dromedar war in der Nähe und spähte nach den Fußtapfen im Sande, die er bemerkt hatte und deren

weiterem Verlauf er aufmerksam folgte. „Wasser! Wasser!“ waren die einzigen Worte, welche der Verschmachtende zu stammeln vermochte. „Ja, ja!“ erscholl als Gegenantwort. In wenig Augenblicken war der Retter bei ihm und wusch ihm vorsichtig das Haupt mit Wasser. Der Trank, den er ihm dann einflößte, dünkte dem Armen gallenbitter zu sein. Auf dem Kameel festgebunden, langte Barth mit seinem Begleiter bei der Karawane an und ward hier mit Jubel begrüßt. Man hatte funfzig Dollar Demjenigen als Belohnung verheißen, der den Verirrten auffinden würde, und die Tuariks waren erstaunt, daß er noch lebte, denn Niemand, sagten sie, könne in der Wüste länger als zwölf Stunden ohne Wasser dem Tode entgehen. Während der nächsten drei Tage war Barth aber kaum im Stande etwas zu essen und erholte sich nur allmälig wieder.

„Auffallend ist es“, sagt er selbst über diese vollständige Ermattung, „wie der Europäer in diesen Gegenden nur von Dem lebt, was er augenblicklich zu sich nimmt, und daß er, so wie er einen Tag verhindert ist, das gewöhnliche Quantum von Nahrung zu genießen, augenblicklich um alle seine Kräfte kommt.“

Südlich von dem Berge Idinen liegt Rhat, die Hauptstadt des Asgargebietes. Sie zieht sich am nordwestlichen Fuße einer felsigen Anhöhe entlang, die in die Mitte des Thales vortritt und an ihrer Westseite mit Sandhügeln umgeben ist. Palmenpflanzungen umgrünen sie, theils als langgestreckte Streifen, theils als kleinere geschlossene Gruppen. Die Stadt gewährt einen freundlichen Anblick. Die Mauern ringsum sind aus weißem Thon und Sand aufgeführt und die Häuser aus gleichem Material gebaut, wodurch das Ganze einen heitern Anstrich bekommt. Der Begräbnißplatz ist in zwei Theile getheilt, einer für die Erwachsenen bestimmt, der zweite für die Kinder, und befindet sich außerhalb der Stadt. Die Einrichtung der Häuser ist ähnlich wie diejenige in Mursuk; die Lagerstätten zur nächtlichen Ruhe sind aus Palmenblättern gearbeitet und fünf Fuß über dem Boden erhaben, da man sich auf diese Weise leichter vor den häufigen Skorpionen schützt. Den sonderbarsten Anblick gewähren dem Fremden die Kinder des Ortes. Man pflegt denselben nämlich das Haar in der Weise zu scheeren, daß nur ein von der Stirn über den Scheitel laufender Kamm stehen bleibt.

Die Moschee von Rhat ist schöner als irgend eine in Fessan und befindet sich ziemlich dicht am Fuße des erwähnten Berges. Auf dem letztern soll ehedem die alte Stadt gestanden haben, durch Einsturz des Felsens aber zerstört worden sein, bei welcher Gelegenheit auch eine große Anzahl Einwohner ihr Leben verloren.

Trotzdem daß der Ort verhältnißmäßig klein ist und nur etwa 250 Häuser zählt, besitzt er doch für den Handel besondere Wichtigkeit. Die letztere würde sich noch um ein Bedeutendes steigern, wenn nicht die Eifersucht des weit nordwestlich gelegenen Tauat den Asgar feindlich entgegen träte, sobald letztere eine unmittelbare Verbindung mit dem fernen Timbuktu versuchen. Die Bewohner von Tauat suchen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Gütertransport zu dem bedeutenden Umwege über ihre Stadt zu zwingen.



Dr. Vogel beim Sultan der Tibu in Aschenumma.

IV.

Reise von Mursuk nach dem Sudan.

Traghan. — Gerthrun. Die Sklavenkarawane. — Tegerry. — Mescheru. — El Wahr. — Thierleben in der Oase. — Maddema. — Tibesti. — Mafras. — Yat. — Jkeba. — Das Thal Kauar. — Aschenumma und Bilma. — Salz. — Die Tibu und ihr Sultan. — Die Kelowi und das Land Asben. Berge von Asgar. — Wadi Egeri. — Barakat. — Berg Tiska und Mariau. — Alpenland von Asben. Regenflut. — Tintarhode. — Agades. — Der Sultan von Agades. — Von Bilma nach Bornu. Mußkatenu. — Saukura. — Dibbela. — Agadem. Erdschoten. — Wüste von Tintumma. — Belgahschiferri. — Unghurutua.

Mit frischem Muthe brach Dr. Vogel am 11. Oktober 1853 von Mursuk auf, um seinem fernen Ziele, dem Tsad-See, entgegen zu eilen. Ein Weg von mehr als zwei Monatsreisen lag vor ihm, ausgestattet mit allen Schrecknissen der Wüste, wie sie eine feindliche Natur und räuberische Menschen nur bieten können. Trotzdem war der kühne Reisende, für sein großes Unternehmen in edler Begeisterung durchglüht, voll unverzagter Heiterkeit, so daß er, kaum von dem

anſtrengenden Ausfluge nach den Natron-Seen zurückgekehrt, am Tage vor der Abreiſe ſeinem Freunde Dr. A. Petermann ſchrieb:

„Morgen früh heißt es endlich: „Friſch auf, Kameraden, zu Pferd, zu Pferd!““

Kaum daß der Reiſende die Palmenpflanzungen Murſuks im Rücken hat, empfängt ihn auch ſchon die traurigſte Oede. Die weite Sandebene iſt hier vollſtändig mit Salz infruſtirt, der Boden vielfach aufgeſprungen. Letzterer ähnelt einem friſchgepflügten Acker, die Erdſchollen ſind dabei hart, ſo daß ſie ſich nicht zerbrechen laſſen. Hie und da iſt die dunkle Erdoberfläche von ſchneeweißen Streifen und Flecken unterbrochen. In den breitern Spalten hängen einige Fuß tief ſchöne Salzkryſtalle, die hier ausgeblüht ſind. Da wo der Sand vorherrſchend wird, erhält die ganze Fläche ein unheimlich rothes Kolorit. Die Körner des Flugſandes ſind ziemlich klein und zeigen durch ihre abgerundete Geſtalt, daß ſie vielfach ihren Platz verändert.

Ortſchaften ſind nur wenige und meiſt höchſt ärmliche vorhanden. Unweit Murſuk iſt Traghan die anſehnlichſte und erfreute ſich ehedem eines beſondern Wohlſtandes. Es wurden hier zu Denham's Zeit Teppiche verfertigt, die an Schönheit denjenigen von Konſtantinopel gleichkamen. Der durch ſeine Heiligkeit damals beſonders berühmte Marabut, der als Hauptperſon des Ortes die Herrſchaft über denſelben verwaltete, war im Stande, eine Heeresmacht arabiſcher Truppen, welche die Stadt mit Plünderung bedrohte, mit 60,000 Dollars aus ſeinem Privatvermögen zu befriedigen.

In den Sandhügeln zwiſchen Murſuk und Mafun fand Vogel in großer Menge verſteinerte Wurzeln von Tamariskenſträuchern (Tamarix gallica); ebenſo ſammelte er Proben von Salz, das nördlich vom letztgenannten Dorfe eine Strecke von ¾ Meilen Länge und Breite bedeckt. Es bildet daſelbſt ungeheure Schollen und iſt ſtark mit Thon vermiſcht. Der Kalkſtein der Wüſte Maſtuta war vom Flugſand förmlich polirt. Unter den folgenden Dörfern Yeſſe und Bedan iſt nur das erſtere wegen ſeiner Lage an einem lichten Palmenhain ausgezeichnet. Der Brunnen Dekir auf dem Wege nach Gerthrun (Gatron nach Barth) iſt nicht ſelten ſo vom Sand verſchüttet, daß die anlangende Karawane ihn erſt mühſam aufgraben muß, ehe ſie einen nothdürftigen Trunk erhält.

Zwiſchen Murſuk und Gerthrun ward der Reiſezug Dr. Vogel's von einem heftigen Sandſturm überfallen. Dieſe Sandorkane ſind für den Wandrer viel unangenehmer und gefährlicher als die ſeltenen Gewitterſtürme. Dichte Sandmaſſen werden dem Pilger mit Heftigkeit ins Geſicht geſchleudert, die Kameele wollen nicht mehr fort, die Pferde ſchlagen aus und, was das Schlimmſte iſt, gar zu leicht verliert die Karawane den Weg. Nur durch die ausgezeichnete Ortskenntniß des Führers Hadſchi Achſen's glückte es Dr. Vogel und ſeinen Begleitern, halb erſtickt und alle Falten ihrer Kleider voll Sand am Abend die Ruinen des ſogenannten rothen Schloſſes zu erreichen. Von hier hatten ſie noch 2½ Meile bis Gerthrun.

Dieſer Ort, aus mehreren, eng beiſammen liegenden Hüttengruppen beſtehend, liegt am Saume eines lichten Dattelhaines und bildet ein angenehmes



Ankunft der Sklaven-Karawane.

Zu Vogel's Reisen. S. 121.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Bild gegenüber der nackten, traurigen Sandwüste ringsumher. Die Sandhügel und Erdhaufen in der Nähe sind mit Tamarisken gekrönt.

In Gerthrun war Dr. Vogel zu einem achttägigen Aufenthalte genöthigt. Man wartete auf den Schwager des Paschas, der etwas später aufgebrochen war. Während des erwähnten Sandsturmes war er vom Wege abgekommen und drei Tage lang in der Irre herumgezogen, da der Wind die Spuren der vorangegangenen Karawane verwischt hatte. Zwei Tage nach Dr. Vogel's Ankunft in Gerthrun brachte die von Bornu eintreffende Sklavenkarawane eine wenn auch ergreifende und traurige Abwechselung in die ermüdende Einförmigkeit des Wüstenlebens. Das Bild, welches er von derselben entwirft, ist furchtbar und ergreifend.

Der Sklavenzug zählte 4—500 unglücklicher Schwarzen. „Da habe ich", sagt er, „zuerst gesehen, was Sklaverei und Sklavenhandel ist! Die Tibu zwingen ihre unglücklichen Gefangenen, meist Mädchen und Kinder unter 12 Jahren, Lasten von 25 Pfund auf dem Kopfe zu tragen, und in Folge dessen hatten fast alle die Haare gänzlich verloren und war die Kopfhaut ganz abgerieben. Dadurch ersparen die Treiber eine Menge Kameele und es begleiteten den ganzen ungeheuren Zug nur etwa 35. Bis nach Tedgerri sind alle Sklaven gefesselt, mit einem Eisen um den Hals, an welches die rechte Hand mit ledernen Riemen gebunden ist. Erwachsene Männer (von denen ich höchstens 15 einbringen sah) bleiben in Ketten bis nach Mursuk. Alle waren fast ganz nackt oder nur mit den allererbärmlichsten Lumpen bedeckt. In Mursuk zwingt ein Gesetz des Paschas die Händler, jedem Sklaven eine Mütze und ein Hemd zu geben. Zu all dem Elend eines siebzigtägigen Marsches durch die Wüste kommen noch die grausamsten Mißhandlungen; die meisten der eingebrachten Unglücklichen zeigten deutliche Spuren davon. Sowie die Kameele abgeladen sind, müssen die Sklaven anfangen, Gosub und Gafuli in hölzernen Mörsern zu Mehl zu zerstampfen, eine Arbeit, die gewöhnlich 3—4 Stunden dauert. Dieses Mehl wird dann mit Wasser und ein wenig Salz zu einem dicken Brei gekocht, und das ist die ganze Nahrung, die sie erhalten. (Siehe das beigegebene Thonbild.)

Da Sklaven in Bornu sehr billig sind, so geht die Gleichgültigkeit gegen das Leben eines einzelnen ins Unglaubliche. Als die Karawane abgezogen, fand ich unter einem Baume ein menschliches Wesen buchstäblich bis zum Gerippe abgezehrt in den letzten Zügen, den Hungertod sterbend. Ein wenig Fleischbrühe brachte den armen Mann wieder zu sich und bald konnte er, mehr durch Zeichen als durch Worte, erzählen, daß man ihn schon drei Tage ohne Nahrung gelassen, weil er seiner wunden Füße wegen nicht mehr gehen konnte, nachdem man vorher vergeblich versucht, ihn durch Stockschläge zu kuriren. Am Abend vermochte ich einen Bewohner Gerthruns, den Unglücklichen in sein Haus aufzunehmen, wofür ich ihm eine kleine Summe zu seinem Unterhalte gab.

Einige Stunden südlich von Gerthrun fand ich drei Tage später die Leiche eines Sklaven an der Straße liegen, halb von den Schakals gefressen. Ich war der Karawane um einige Meilen voraus, in Begleitung meines Bedienten und zweier Araber, und so machten wir mit unsern Peitschenstielen ein Grab, in das wir die armen Reste hineinlegten. Nachdem wir einen Steinhügel darüber gebaut,

sprach einer ein arabisches Gebet, und weiter zogen wir durch die Wüste, auf einem Pfade, auf dem fast bei jedem Schritte menschliche Gebeine anzeigten, daß es der Weg der Sklavenkarawane sei.“

Von den eingebrachten Sklaven war der größte Theil von Bornu oder Sudan gebürtig. Unter 500, die Vogel sah, waren nur drei Fellata, Mädchen von etwa 14 Jahren, die durch ihre tiefe Melancholie sogleich auffielen. Als er zu ihnen kam, baten sie ihn, daß er sie doch kaufen möchte, und als er dies abschlug, fragten sie, ob er sie nicht leiden könne. Man sagte ihnen, die Religion des Reisenden verbiete ihm, Sklaven zu kaufen, worauf sie bemerkten, daß dieselbe viel besser sein müsse als der Muhamedanismus. Unter den übrigen Sklaven fand Vogel 20 Mußgo (Heiden), alles Knaben von 10—12 Jahren, eben so viel Kanembu-Mädchen und vom Rest zwei Drittel Bornaui und ein Drittel Sudani.

Ungefähr vier Meilen südlich von Gerthrun liegt Tegerry, das nächste Reiseziel Vogel's und der letzte Ort des Gebietes von Fessan.

Als im Dezember 1822 Denham und seine Genossen Gerthrun verließen, um die gefährliche Wüstenreise anzutreten, gab ihnen der Marabut des Ortes das Geleite bis vor die Stadt. Dort zeichnete er, nicht einen Zauberkreis, sondern ein Parallelogramm in den Sand und schrieb bedeutungsvolle Worte aus dem Koran in dasselbe. Dann bat er die Reisenden, einzeln über den von ihm geweihten Platz zu reiten, und sprach schließlich das Gebet (Fatah) über die Scheidenden. Alles geschah so ernst und würdevoll, daß es einen tiefen religiösen Eindruck machte.

Nachdem der Reisende ungefähr acht Meilen südlich von Gerthrun gezogen ist, zeigt sich ihm zwischen den dichten Kronen zahlreicher Dattelpalmen das Grenzörtchen Tegerry, umgeben von hohen, kastellähnlichen Thonmauern. An der Südseite der Stadt ist ein kleiner Salzwasserteich. Der Eingang ist gut geschützt, sehr schmal und niedrig und könnte eher für ein Pförtchen zu einem Ausfall angesehen werden, als für ein Stadtthor. Sowol in der Thormauer als auch in der zweiten Mauer dahinter sind Schießscharten angebracht, und über dem innern Thore befindet sich eine Oeffnung, durch welche man Geschosse und Feuerbrände auf angreifende Feinde werfen kann. Der Ort besitzt freilich nicht viel, um etwa die Habsucht der Feinde zu locken. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß sie sich über die Armuth der Bewohner beklagen, von denen sie fast nichts weiter erhalten konnten als Datteln; eine Zwiebel oder ein Huhn gehören schon zu den Luxusgegenständen. Die Datteln sind aber von ganz besonderer Güte und alle Karawanen pflegen hier ihren Hauptvorrath davon einzunehmen, denn während der nächsten zehn Tagereisen nach Süden führt der Weg durch eine vollkommen pflanzenleere Wüste. Dr. Vogel hatte für seinen Bedarf allein sechs Kameelladungen, etwa 25 Centner, nöthig und hielt sich deshalb zwei Tage lang in Tegerry auf.

Von der Quelle an dem Thore des Kastells erzählen die Bewohner von Tegerry Wunderdinge. Sie behaupten, daß sie an dem Stande des Wassers jedesmal das Herankommen einer Karawane bemerken könnten. Ehe eine solche nahe, steige das Wasser, nachher sinke es, und sie zeigen dem Staunenden gläubig

die veränderte Höhe des Wasserspiegels, ohne daran zu denken, daß eine solche durch das Tränken so zahlreicher Kameele herbeigeführt werden muß.

Das Wetter war glücklicher Weise etwas kühl geworden und das Thermometer hatte selbst Mittags noch nicht 30° erreicht; am 3. und 2. November hatte Vogel heftige Regenschauer erlebt, eine in diesem Landstriche sehr seltene Erscheinung.


Die Dumpalme (Hyphaene thebaica).

Eine Reihe niedriger Hügel umgiebt den Ort gegen Osten. Auf den Salzlachen unweit der Stadt sind wilde Gänse, Enten und Schnepfen gerade nicht selten. Dr. Vogel machte während der Rast einen Ausflug in die Umgegend und fand hier die erste und einzige Dumpalme (Hyphaene thebaica), welche in der ganzen Gegend vorhanden ist. Von der Gruppe, die Lyon und Denham erwähnen, war nur noch dieser eine halbabgestorbene Stamm übrig und es drängte sich Vogel die Befürchtung auf, daß nach zwei oder drei Jahren auch die letzte Spur davon verschwunden sein werde. Die Dumpalme unterscheidet sich von der Dattel schon aus der Ferne durch die mehrfach wiederholte gablige Theilung ihres Stammes, dessen Enden nicht wie bei der Dattel gefiederte, sondern schirmähnliche Fächerblätter tragen. Ihre kugligen Früchte ähneln im Geschmack dem Lebkuchen und werden als eine beiläufige Nahrung benutzt. Die Hauptverbreitung hat diese Palme im Sudan von der Ostküste Afrikas bis nach dem Golf von Guinea. Die Gruppe bei Tegerry bildete den äußersten Vorposten nach Norden.

Die Bewohner von Tegerry sind zur Mehrzahl Tibu, schwarz von Farbe, ohne entschieden eigentliche Negerphysiognomien zu besitzen. Ihre Gestalt ist mehr schlank zu nennen. Die platte Nase, der große Mund und die hervorstehenden

Backenknochen lassen sie nicht gerade angenehm erscheinen. Dazu kommt noch, daß ihre Zähne meist in Folge des Tabakkauens schwarzfleckig erscheinen. Sie sind so große Freunde dieses Genusses, daß sie selbst Schnupftabak, den sie erhalten können, in den Mund stecken. Die Hauptwaffen der Männer sind zwei Dolche, einer von 18, der andere von 6 Zoll Länge; letztern pflegen sie am Arm zu tragen. „Der große", sagte ein Tibu zu Major Denham, „ist meine Flinte und der kleine ist meine Pistole!"

Der Weg von Tegerry nach Bilma ist einer der schauerlichsten der ganzen Erde. Nicht die trostlose Wüste aus Flugsand, Steingeröll und Felsenklippen, fast gänzlich des Pflanzenwuchses bar, nicht die unbarmherzige Sonne, die hier eine Hitze entwickelt, wie fast an keinem andern Orte der Erde, die nicht als Lebenerzeugerin, sondern als tödtende Gewalt erscheint, nicht die Sandstürme und sonstigen Schrecken der Natur sind es allein, welche die Straße als einen grausen Pfad des Todes erscheinen lassen. Der gräßlichste Eindruck wird hervorgerufen durch die furchtbaren Spuren, welche die Gefühllosigkeit der Menschen, die Unmenschlichkeit der Sklavenhändler hier zurückgelassen haben. Man hebt es als eine schauerliche Merkwürdigkeit Valparaisos hervor, daß an einer Stelle des Trottoirs Gebeine der besiegten und gefallenen Spanier, der ehemaligen Unterdrücker des Volks, als Pflaster verwendet sind — hier in der Wüste ist die weite, weite Karawanenstraße mit Knochen und Menschengerippen gezeichnet. Man denke sich, welchen Eindruck ein solcher Reiseweg auf den europäischen Reisenden machen muß, der vielleicht bereits fühlt, welche zerstörenden Wirkungen die verderblichen Witterungsverhältnisse des fremden Landes und die Mühsale der langen Wanderschaft auf ihn ausüben! Sein Pferd stolpert, — er schrickt aus seinem stummen Sinnen auf und sieht nach dem Gegenstande, über den sein treues Thier strauchelte. Es zertrat mit den Hufen knirschend ein paar Menschengerippe! Der abgebrochene Kopf des einen Unglücklichen rollt im Sande weit hin. Nicht weit davon liegen neue Leichen, natürliche Mumien, Fleisch und Haut ausgedörrt und zusammengeschrumpft, bei dem oder jenem noch die Gesichtszüge in etwas erkennbar. Gegen hundert Gerippe umlagern den halbversandeten Brunnen; eben so viel waren während der letzten wenigen Stunden die Wegweiser. Dazu gesellt sich die rohe Gefühllosigkeit der begleitenden Araber. Halb zur Unterhaltung, halb aus brutalem Uebermuth zerschlagen sie mit dem Flintenkolben hier einen Schädel, dort ein Skelett und begleiten ihr gefühlloses Benehmen mit den empörendsten Bemerkungen: „Das war ein Mädchen! — Dieser war noch jung! Hol' der Henker ihre Väter! Es waren ja nur Sklaven!" — „Jener dort war mein Diener", äußert der Eine, „vor vier Monaten ließ ich ihn hier zurück!" — „Geschwind bring ihn auf den Sklavenmarkt", erwiedert ein Anderer, „damit dir Niemand zuvorkommt!" Ein widerwärtiges Gelächter der Schaar folgt dem unmenschlichen Witz.

Schon bei dem Brunnen von Omah, dem ersten, den der Karawanenweg von Tegerry nach Bilma berührt und der von Palmen umgeben ist, liegen zahlreiche Knochen umher, in besonders schreckenerregender Menge finden sie sich aber bei dem dann folgenden Brunnen Mescheru, dessen Umgebung die Araber des-

halb mit boshaftem Witz die „Promenade des Ministers" (dendal Ghaladima) genannt haben. Ununterbrochen peitscht der Wind beim heftigen Wehen die Reste der umgekommenen Unglücklichen in den Brunnen, und es ist zu verwundern, daß trotzdem das Wasser wegen seines guten Geschmacks von den Reisenden gelobt wird.

Zwischen Tegerry und Mescheru traf Vogel viel versteinertes Holz zerstreut herumliegend. Am auffallendsten war ihm darunter ein versteinerter Palmenstamm von 25 Fuß Länge und 18 Zoll im Durchmesser, den er halb im Sande begraben fand.

Südlich vom Brunnen Mescheru wird die Thalsenkung, die sich von Tegerry aus bis hierher erstreckt, durch einen steilen Bergzug abgeschlossen, auf welchen der rauhe Paß Thnie el Kebira führt. Die Gebirgsformation ist ganz den früher mehrfach geschilderten ähnlich. Zu unterst lagert ein feiner weißer Sandstein, stark mit Kalk vermischt; auf diesem breitet sich Thoneisenstein aus, mit Schichten von blauem Thon gemischt. Ueber demselben befindet sich Alaunschiefer und zu oberst sind einige Flötze jenes schwarzgefärbten, eisenhaltigen Sandsteins, der dem Basalt auf den ersten Blick so ähnlich sieht. Einzeln finden sich auch hie und da versteinerte Baumstämme, deren Kern kalkartig, deren Fasern und äußere Lagen aber verkieselt sind. Dr. Vogel fand hier auch eine Versteinerung, welche ihm der Abdruck eines Baumblattes zu sein schien. Seit wir durch die Herstellung des Wasserglases wissen, welche ansehnliche Mengen Kieselerde das salzhaltige Wasser aufzulösen im Stande ist, erscheint das Verkieseln von Holzmassen kein so unlösbares Räthsel mehr als früher. Sind auch die Regengüsse in den Wüstenstrecken selten, so wird anderntheils durch die Trockenheit der Luft der Fäulnißprozeß in gleichem Grade verlangsamt, und es ist nicht gerade nöthig, das Entstehen dieser Hölzer durchaus frühern Erdperioden zuzuschreiben. In den nördlichen Theilen der afrikanischen Wüste haben Ehrenberg, Unger und andere Forscher mehrfach ähnliche fossile Stämme, hier theils untergegangenen, theils noch bestehenden Pflanzengeschlechtern angehörig, aufgefunden.

Der Paß, durch welchen die Karawane auf die Berghöhen gelangt, ist sandig und sehr schwierig zu passiren, so daß nur vorsichtig und langsam vorwärts geschritten werden kann. Eine Tagereise weiter südlich gewinnen die Felsen ein sehr wildes und wegen ihrer schwarzen Färbung zugleich unheimliches Ansehn. Sie erscheinen wie die gekräuselten Wellen eines aufgewühlten und versteinerten Meeres. Während der folgenden funfzig Meilen (3½ Grad) war es Dr. Vogel nicht möglich, auch nur eine einzige astronomische Beobachtung anzustellen; die Gegend, durch welche der Weg führte, war zu rauh, die Anstrengungen waren zu groß.

Acht Meilen südlich von Mescheru liegt der Brunnen el Wahr oder Temmi in einem tief einstürzenden Thale, dessen Sohle aus grobem Kies gebildet ist. Zu beiden Seiten treten Felsklippen, 5—600 Fuß hoch, schwarz und wild aussehend, eng heran und gewähren dem Auge, das durch die vorhergegangene weite Sandebene ermüdet ist, einige Erholung. Das eng gewundene Thal führt in seinem weitern Verlauf mitten in eine zerrissene, zerklüftete Berggruppe,

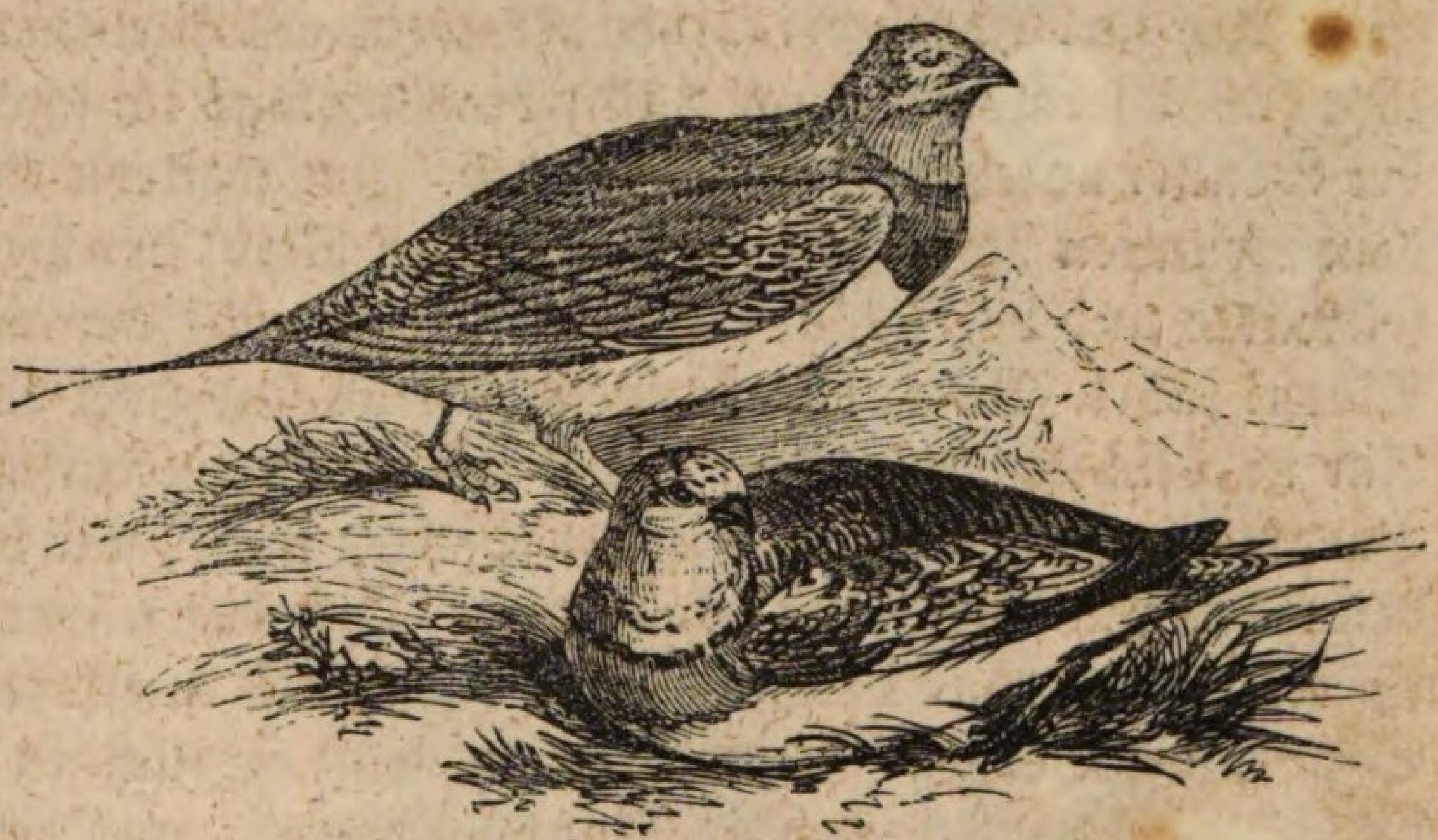
welche kegelförmige Spitzen und säulenförmige Vorberge zeigt. Besonders großartig und imposant erscheint die ganze Scene von dem am Anfange der Schlucht befindlichen gewöhnlichen Karawanenlagerplatze aus, wenn in stiller Nacht die schmale Mondsichel ein schwaches Dämmerlicht über die Riffe und die bleichen Skelette an ihrem Fuße ausgießt. Der Weg nach dem Brunnen hinab ist äußerst beschwerlich, und durch das scharfe Steingeröll werden die Füße der Kameele leicht wund. Während der heißen Tageszeit bietet eine Höhle, die am Anfange des Thales ist, einigen Schutz vor dem unmittelbaren Sonnenstrahl. In dieser Höhle sammelt sich auch das schöne frische Wasser, um dessen willen das Wadi besucht wird.

Vierthalb Meilen weit folgt wieder dürre Sandwüste; dann unterbricht ein flaches Thal die trostlose Einförmigkeit und bietet unter reichlich vorhandenen Talhabäumen dem Wandrer angenehmen Schatten und in den mancherlei Wüstenkräutern seinen Thieren etwas Erquickung. Das Gestrüpp wird als Brennmaterial zusammengebunden und zur Weiterreise mitgenommen. Der Kalkstein, der in großen Blöcken zwischen el Wahr und el Achmar zu Tage tritt, zeigt nicht die geringsten Spuren von Versteinerungen. Ungefähr zwei Meilen südlicher liegt der Brunnen el Achmar oder Maddema. Seine Umgebung bietet ein von dem vorigen etwas verschiedenes, wennschon sehr ähnliches Bild. Der Brunnen selbst liegt in offener Wüstenlandschaft; im Westen wird dieselbe aber von einem großen imposanten Bergzuge begrenzt. Weithinkriechende Koloquinten (von den Arabern Handal genannt) ranken über die zahllosen Menschenknochen, die den Boden ringsum bedecken. Dazwischen sproßt anderes Wüstengestrüpp, Chareb und Kaie von den Nomaden bezeichnet. An diese Pflanzenwelt schließt sich auch einiges Thierleben. Eine Herde Gazellen findet hier Nahrung und Trank. In außerordentlicher Menge beleben Käfer den Boden. Die am häufigsten in den Krautflecken der Wüste vorkommende Käferart ist der Strahlenkäfer (heiliger Ateuchus; Ateuchus sacer), der daselbst unsere einheimischen Pillenkäfer vertritt. Aus dem Mist der Kameele und Gazellen formt das Insekt Kugeln, legt in selbige seine Eier und rollt sie dann nach geschützten Vertiefungen und gescharrten Löchern. Als der reisende Naturforscher Professor Ehrenberg die Wüstengebiete Nordafrikas durchzog, stand er eines Nachts mit geladener Flinte neben dem Lager seiner Gefährten auf Wache, da man räuberische Beduinen in der Nähe vermuthete. Mitten in nächtlicher Stille hörte er ein sonderbares Geräusch und fürchtete, es möge etwa ein Räuber sein, der auf dem Bauche kriechend sich nähere. Er rief nach Licht und beim Scheine der Laterne gewahrte man im Sande die regen Strahlenkäfer, welche emsig ihre aus Sand und Dung zusammengeklebten Ballen vor sich herschoben. Den alten Aegyptern war das interessante Thierchen deshalb zum Symbol der Kraft geworden, welche den Kreislauf des Jahres durch Bewegung der Gestirne bewirkt. Sie meinten, daß die Bewegung der Kugeln immer


Der Strahlenkäfer (Ateuchus sacer).

von Ost nach West geschähe, und erblickten in den Zacken des Brustschildes Andeutungen der Sonnenstrahlen, sowie in den dreißig Gliedern der sechs Tarsen die Zahl der Monatstage. Man erwies dem Käfer deshalb göttliche Verehrung und stellte Abbildungen von ihm dar, sowol im riesigen Maßstabe aus Granit, wie auch als kleine Talismans aus Edelsteinen und Metall geschnitten. Letztere trugen besonders die Krieger als Schutzmittel um den Hals oder an Fingerringen.

Auch Vögel beleben zu Zeiten den Wüstenquell, vorzüglich die bereits genannten Wüstenhühner (Pterocles), von den Naturforschern Flughühner, von den Arabern Chata genannt. Abweichend von den Sitten der meisten Hühnervögel besitzen diese Flughühner im Laufen nur geringe Ausdauer, eine desto größere dagegen im Fliegen. Zur Paarungszeit ziehen sie sich nach den bewohntern Landschaften und fruchtbarern Gegenden zurück, in denen reichliche Samen ihren Jungen Nahrung bieten. Ein eigentliches Nest bauen sie nicht, sondern scharren zum Brüteplatz nur eine flache Vertiefung in den Sand. Sind die Jungen erwachsen, so kehren die Alten mit ihnen nach den ebenen Wüstengebieten zurück, in denen sie sich am behaglichsten zu fühlen scheinen. Dort vereinigen sie sich mitunter zu massenhaften Flügen, die in der Ferne eilenden Wolken gleichen. Die Hauptnahrung liefern den Flughühnern die harten Samenkörner der zahlreichen Leguminosen, welche einen Hauptbestandtheil der Wüstenflora bilden, z. B. des genannten Agul (Alhagi camelorum), Ginsterarten, Akazien, Senna u. s. w. Vielleicht gerade durch diese harte, trockne Kost dazu gezwungen, können die Vögel das Wasser nicht gut entbehren; mehrere Male des Tages trinken sie in langen Zügen am Quell, und wenn sie es irgend haben können, baden sie sich auch gern. Den Wüstenreisenden liefern sie eine erfreuliche Abwechselung bei seiner elenden, einförmigen Kost. Freilich ist ihr Fleisch hart und schwärzlich und würde dem Europäer keineswegs so munden wie ein Rebhuhn, dem das Flughuhn an Größe gleichkommt. Das isabellfarbige Gefieder ist mit abwechselnd schwarzen und silbergrauen Querstreifen gezeichnet. Ueber die Brust zieht ein dunkelbraunes, schwarzeingefaßtes Querband und ein ähnliches steht an der Kehle. Die zwei mittlern Federn des Schwanzes haben verlängerte Spitzen.



Flughühner der Wüste.

Unter den wenigen Säugethierarten, die in den ausgedehnten Wüstenstrecken Nordafrikas ihre Existenz zu fristen vermögen, ist die Kuhantilope (Antilope bubalis; siehe auf der Abbildung im Vordergrunde links), der sogenannte wilde Ochse, eines der ansehnlichsten. An Größe einen Hirsch übertreffend, ähnelt sie in

der Bildung ihres Kopfes und ihrer ganzen Gestalt sehr einem Rind, obschon ihr Bau etwas schlanker ist. Ebenso vermag sie auch eine bedeutendere Schnelligkeit zu entwickeln und setzt sich, in die Enge getrieben, mit ihren leierförmig gebogenen Hörnern sehr erfolgreich zur Wehre, indem sie ihren Feind wie der Ochs empor zu schleudern sucht. In ihrer Gesellschaft findet sich auch eine andere große, stämmige Antilope, der Wadan oder Audad (Oryx Gazella). Beide ziehen sich am liebsten in die gebirgigen Bezirke der Wüste zurück, in denen ihnen geschützte Thäler mit Krautwuchs und wenig besuchte Brunnen Unterhalt gewähren. Auf beigegebener Abbildung hat der Zeichner ein Rudel jener Antilopenart dargestellt, welche von den Arabern Abu-harb (Antilope leucoryx) genannt wird und welche ebenfalls in Nordafrika einheimisch ist. Die tiefen Erdrisse des Vordergrundes erinnern uns an die Dürre und Trockenheit des Bodens, für welche auch die Luftspiegelung am Fuße des Höhenzuges und die Sandwirbel lebhaft sprechen. Nur der Graswuchs möchte in Wirklichkeit etwas schwächer ausfallen.

Als Dr. Barth bei seiner Rückreise am Brunnen Mabdema lagerte, zeigte ihm das Thermometer um 2 Uhr Nachmittags im schönsten Schatten 45° und selbst bei Sonnenuntergang noch 40 Grad. Im weitern Verlauf führt die Straße nach dem Brunnen Mafaras. Unterwegs bleibt der Berg Fadja etwa zwei Meilen seitwärts und bezeichnet die Richtung, welche der von hier abgehende Weg nach Tibesti führt. Unter dem Namen Mafras sind zwei verschiedene Brunnen bekannt. Am nördlichsten derselben stellte Vogel astronomische Beobachtungen an. Sein Barometer belehrte ihn, daß die Sahara nicht, wie bisher vielfach geglaubt worden war, eine Tiefebene von geringer Erhebung über dem Meere sei, sondern daß sie eine Hochebene von ungefähr 1300 Fuß mittlerer Höhe darstelle. Von den Schwarzen Bergen bei Sokna an setzt sie sich in ziemlicher Gleichförmigkeit fort, nur 1—200 Fuß in Höhe wechselnd; nur einmal, unter dem 22. Grade nördlicher Breite, steigt ein Gebirgskamm bis zu 2400 Fuß Höhe auf. Oestlich von hier, in Tibesti, vermuthete er aber höhere Berge, da der von dort her wehende Wind bitter kalt war. Das nach Osten gelegene Land Tibesti, von Tibu (Titurtschade) bewohnt, war ehedem zu mancherlei geographischen Uebertreibungen Veranlassung gewesen. Man hatte erzählt, daß sich daselbst vulkanische schwarze Berge befänden, die so hoch wären, daß man — nach der Beschreibung der Araber — die Mütze vom Köpfe verlöre, wenn man nach der Spitze derselben hinaufsähe. Durch eine solche Höhenbestimmung ist freilich nicht viel gewonnen. „Das Nämliche", schrieb Dr. Vogel an Petermann, „könnten Sie auch von der Nelson-Säule sagen, wenn Sie sich nur nahe genug an den Fuß derselben stellen." Als zweites Märchen berichtete man von Quellen, in denen kochendes Wasser und Schwefel emporsprudelte. Die Tibu lachten, als Vogel sie nach solchen Sachen fragte, doch erfuhr er, daß sich Quellen in jenem Lande vorfinden, in denen große Luftblasen in ähnlicher Weise emporsteigen, wie dies in den Kohlensäurebrunnen Westfalens der Fall ist. Sie zeigen dabei ganz das Aussehn, als ob das Wasser koche, besitzen aber nur die gewöhnliche Temperatur.

Der zweite Brunnen gleichen Namens liegt fünf Meilen von dem erstern



Thierleben in der Oase.

Zu Vogel's Reisen. S. 128.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

nach Süden. Die Strecke zwischen beiden ist eine wahre Spiegelfläche, offen und vollkommen öde, nur durch die nie fehlenden Knochen traurig genug bezeichnet, und wirkt auf den Wandrer um so erdrückender und peinlicher, weil sowol er als seine Thiere nach den zurückgelegten Strecken erschöpft sind. Sowie Tegerry der südlichste bewohnte Ort von Fessan ist, bildet der Brunnen Mafaras die südlichste Grenzmarke dieses Landes überhaupt. Er liegt unterhalb einer Reihe weißer Sandsteinhügel, die mit Kalksteinen wechseln. Selten zeigt er unmittelbar das Wasser selbst, sondern ist gewöhnlich so versandet, daß die Karawane nur an einer kleinen Gruppe verkrüppelter Palmbäume die Stelle erkennt, an welcher sie beim Nachgraben etwas Feuchtigkeit findet. Da das Wasser nur spärlich zusammensickert, ist eine geraume Anzahl von Stunden erforderlich, um eine einigermaßen zahlreiche Kafla zu tränken.

Während dieser Wartezeit gewähren eine Anzahl schöner Talhabäume dem Reisenden angenehmen Schatten und lassen ihn den Ort im Vergleich mit der Oede umher als einen lieblichen Aufenthalt preisen. Auch eine Dumpalme steht daselbst und der Stumpf einer zweiten deutet an, daß ehedem noch mehrere hier wuchsen. Zwei und eine halbe Meile weiter führt der Weg über die Berggruppe Tiggera n dumma, die Grenze von Fessan; er durchschneidet ein Thal, reich mit Kräutern besetzt und einigen Talhabäumen. Wieder eine Strecke von etwa zwei Meilen zwängt sich der Pfad zwischen rauhen, schroff zusammentretenden Felsenhöhen hindurch, bis man in das flache Thal von Yat oder Djenham (Izha des Denham) gelangt. Auf dem blendendweißen Sande, der die ganze Fläche bedeckt und dessen grell zurückgeworfenes Licht das Auge schmerzhaft berührt, verursachen die erhitzten Luftschichten vielfach täuschende Spiegelungen. Die Spitzen der Hügelreihen und Felszüge, die zeitweilig über dem Horizont auftauchen und auf ihren obern Kanten dürftiges Gestrüpp tragen, erscheinen als palmenreiche Wadis, als das ersehnte Ziel, welchem die todmüde Karawane zustrebt. Und gerade hier, wo man sich den von Tibustämmen bewohnten Gegenden nähert, gesellt sich zu den bisherigen Gefahren zum Ueberfluß noch die des räuberischen Ueberfalls. Die Aufmerksamkeit der Reisenden ist geschwächt, ihre Kräfte sind erschöpft, und dies benutzend schleichen gewandte Diebe entweder unbemerkt herbei oder versuchen durch kecken, schnellen Ueberfall etwas zu erbeuten. Für solche Fälle ist es nöthig, daß jede Karawane ein paar Pferde in ihrem Gefolge hat, so viele Beschwerden es auch verursacht, sie durchzubringen. Ein paar Reiter müssen bei dem geringsten Zeichen der Gefahr seitwärts auf Kundschaft abschweifen und Räuber, welche sie in der Nähe entdecken, entweder durch ihr Erscheinen zurückschrecken oder selbst mit bewaffneter Hand einen kühnen Angriff auf sie unternehmen. Jeder Tibu-Kaufmann, der mit seiner Karawane die Wüste nach Bornu passirt, hat ein Pferd bei sich und auf demselben auch stets einen kleinen Wasserschlauch. Mit diesem ist er dann im Stande, sich und seine werthvollste Habe zu retten, sobald eine ernstere Gefahr plötzlich hereinbricht. Die Tibu-Pferde sind von kleiner Statur, dabei aber lebhaft und von großer Ausdauer. In Ermanglung anderer Nahrung füttert man sie sogar mit Kameelmilch, saurer oder süßer, die ihnen ganz gut bekommt.

Nachdem die längst erblickte Berggruppe überstiegen ist, welche, von West nach Ost ziehend, den Weg versperrt, gelangt die Karawane in die Oase Ssiggedim. Die Wanderer begrüßen sie mit Jubel und lagern sich im Schatten der zahlreichen Dum- und Dattelpalmen. Gerredh (Mimosa nilotica) gewährt mit seinen frischgrünen Blättern dem Auge angenehme Erquickung; nur streckenweise ist der Boden frei und mit einer Salzkruste überzogen, sonst aber reichlich mit Ssebot überwuchert. Einige Steinwohnungen, auf einem vorspringenden Felsenriffe errichtet, geben Zeugniß davon, daß die Oase wenigstens zeitweise bewohnt wird. Leider steht gerade dieser Platz in dem Rufe, daß er räuberischem Gesindel als Zufluchtsstätte diene.

Eine über zwei Meilen weite Kiesfläche scheidet die Oase Ssiggedim von dem Wadi Ikeba oder Ikbar, das sich als eine flache Einsenkung am westlichen Fuße einer Berghöhe ausbreitet. Um den Brunnen, dessen Wasser erfrischend kühl ist, erheben eine große Menge Dumpalmen ihre gabeltheiligen Gipfel und erzeugen mit ihren fächerförmigen Blättern angenehmen Schatten. Der Boden ist von Kräutern und Gras bedeckt und das ganze Plätzchen erscheint dem Ankommenden, den die trostlose Einförmigkeit der vorherigen langen Wüstenfahrt bis zum Aeußersten ermüdet, als ein kleines Paradies. Dr. Vogel sammelte hier Steingebilde eigenthümlicher Art, die er geneigt war, für versteinerte Knochen zu halten. Die Oase war damit buchstäblich bedeckt, an einigen Stellen fußhoch. Kleine Karawanen dürfen es aber der Räuber wegen nicht wagen, hier zu lagern. Das Wadi Ikbar bildet den nördlichsten Anfang der großen Senkung, die durch das Wadi von Bilma (das Thal Kauar) gebildet wird und die sich ziemlich über zwei Breitengrade, also gegen dreißig Meilen in der Richtung von Nord nach Süd erstreckt. Eine hervorragende Bergspitze dient als Wegweiser; „Tummeras kumma" d. h. „Ihr werdet bald Wasser trinken!" haben sie die Araber benannt. Zwei kegelförmige Berge, etwa eine halbe Stunde von einander gelegen, bilden gleichsam die Thorpfeiler. Durch einen felsigen Engpaß geht der Pfad vom höhern Wüstenplateau nach dem Wadi hinab und die Karawane begrüßt bald das erste Tibu-Dorf Anai, eine halbe Meile vor dem größern Anikimma. Der Ort Anai liegt auf einer gegen hundert Fuß hohen Sandsteinmasse von dunkler Färbung und ziemlich weicher Beschaffenheit. Eine Anzahl Hütten liegen auf dem Berge, einige andere befinden sich am Fuße desselben; ihre besten Habseligkeiten bergen die Eingebornen aber auf dem Gipfel des Felsen. Sobald die räuberischen Tuariks und Kelowis ihre Einfälle machen, was mitunter im Laufe eines Jahres mehr als einmal geschieht, flüchtet sich Alles hinauf auf den Felsen, der nur mittelst einer Leiter zu ersteigen ist. Letztere wird dann hinaufgezogen und mit Steinen und Geschossen die natürliche Festung erfolgreich vertheidigt. Die Hauptwaffen der Tibu bilden die Speere; meistens hat deren jeder Mann vier größere und einen kurzen. Mit ihnen wissen sie sehr geschickt umzugehen; beim Werfen derselben wird der Arm gebogen und die Hand in der Höhe der rechten Schulter gehalten. Sowie der Speer geschleudert wird, giebt man ihm einen Druck mit den Fingern und er dreht sich in der Luft um sich selbst. Junge kräftige Tibu vermögen diese Waffe bis

auf 80 Fuß weit zu schleudern. Prallt sie dabei auf dem Boden auf, so fliegt sie noch weiter. Schwerter haben die Tibu mitunter drei, vier in ihrem Besitz; dieselben haben eine ganz besondere Gestalt und werden von ihnen Humgamunga genannt. Nicht weit von hier liegt das Städtchen Gessibi (Kisbee), in dem ehemals der Sultan der Tibu seinen Sitz hatte. Es befindet sich an der Westseite des Thales und hatte früher seine Bedeutung besonders dadurch erhalten, daß die Straße nach Asaneres an ihm vorbeiging. Die durchziehenden Karawanen zahlten dem Herrscher daselbst einen Tribut. Seit der Weg verlegt ward, steht es verlassen und seine Hütten sind zerfallen, Schlupfwinkel für Hyänen und Schakale.

Bei Anikimma tritt ein vereinzeltes Vorgebirge vom Seitenrande des Thales weit in das Innere des Wadis und stellt eine Art von Einbuchtung dar. Jenseits dieses Felsenzugs nimmt ein Palmenhain den Wandrer auf und er begrüßt Aschenumma, den Ort, wo die erste Hälfte der großen Wüstenstrecke beendigt ist und er sich auf den noch übrigen Theil vorbereitet. Die Oase Kauar, von den Tibu Henderi Teje oder Tedä genannt, ist für den ganzen Verkehr zwischen Nord- und Südafrika von der größten Wichtigkeit, indem sie die weit getrennten Völkerschaften des Sudan mit dem Norden in Verbindung setzt.

Aschenumma ist gegenwärtig der Sitz des Häuptlings der Tibu. Am Fuße eines hohen, sehr steilen Felsens, dessen Formen an die bekannte Gestalt des Königstein erinnern, sind etwa 120 niedere Hütten über eine niedere Terrasse zerstreut. Ohne Ordnung und Symmetrie bedecken sie zerstreut den Abhang. Eine einzige unter ihnen ist aus Steinen, die übrigen sind aus dunkelfarbigem Thon und Palmenblättern gebaut. Daneben sind einige Gärten, von Palmenblättern eingezäunt und mit Safsfah (Steinklee, Melilotus), einigen Zwiebeln und etwas Gemüse bepflanzt. Einzelne Hütten zeigen auch schon die runde Form, wie sie im Sudan gebräuchlich ist, und daneben von Palmenzweigen umzäunte und halbbedeckte Hofräume. Die Hitze, durch die von den hellfarbigen Felsenklippen zurückprallenden Sonnenstrahlen erzeugt, steigert sich zu einer außerordentlichen Höhe, häufig erreicht sie einige vierzig Grad. Rings um den Ort zieht sich ein lichter Palmenhain und am Fuße einzeln stehender Sandsteinfelsen dringen Quellen mit frischem Wasser im Kiesboden zu Tage. Weiter nach Westen zu bringen zwei Salzseen mit ihrem blinkenden Wasserspiegel einen seltenen Schmuck in die Landschaft. Das Innere der Wohnungen ist meistens reinlich und hübsch, obschon überaus ärmlich. Die Männer der Tibu sind kaum mehr als vier Monate im Jahre mit ihren Familien zusammen, in der übrigen Zeit durchziehen sie als Kaufleute die Wüste und gehen dabei gewöhnlich südlich bis Bornu und nördlich bis Mursuk.

Die Wohnung des Häuptlings zeichnet sich in keiner Weise vor den übrigen aus. Der allgemeine Titel des Häuptlings ist „maina" und der besondere Name des gegenwärtigen ist Bakr oder Abu Bakr, gewöhnlich wird er Mai Bakr genannt. Dr. Barth, der ihn auf seiner Rückreise besuchte, nennt ihn einen Mann von achtungswerthem Benehmen in vorgerücktem Alter.

Die Audienz, welche Dr. Vogel bei ihm hatte, lassen wir letztern selbst erzählen. Er schreibt darüber an seine Mutter Folgendes:

„Aschenumma, Tibu, den 26. November 1853.

Ich habe so eben einen Mann aufgetrieben, der mit Depeschen von mir nach Mursuk gehen will, und da kann ich denn nicht umhin, Dir den ersten und einzigen Brief zu schreiben, den je ein Sterblicher von Aschenumma (einer Oase, in der Mitte der großen Wüste Sahara gelegen) empfing. Ich habe eine sehr beschwerliche Reise von Mursuk bis hierher gehabt und funfzehn Tage lang nichts als Sand und Himmel gesehen, auch nicht das kleinste Hälmchen Gras! Jetzt bin ich, Gott sei Dank, nur noch zwänzig Tage weit vom See Tsad und dem prächtigen grünen Bornu. Allen Aufenthalt eingerechnet, hoffe ich sicher Neujahr in Kuka feiern zu können.

Ich bin so wohl, als es die Umstände erlauben, nur etwas matt, was sehr natürlich ist, wenn man bedenkt, daß ich in zwanzig auf einander folgenden Tagen täglich dreizehn Stunden zu Pferde gesessen habe und dabei jede Nacht zwei Stunden Wache gehalten, ohne irgend eine andere Nahrung als Reis und eine Art Graupen von Weizenmehl in Wasser gekocht und hin und wieder eine Hand voll Datteln!

Hier haben wir Fleisch in Ueberfluß; ich genieße nur die Brühe davon, da mein Magen etwas schwach ist und man sich hier mehr als irgendwo vorsehen muß, nichts Schwerverdauliches zu genießen.

Wenn Du einen Blick auf diese Gegend werfen könntest! dies Meer von Sand mit seinen Inselchen von Palmen und den schwarzen Felsen, die überall nackt und kahl emporstarren; und wenn Du mich sehen könntest, fast schwarz verbrannt von der Sonne, in halb arabischer, halb europäischer Kleidung, in meinem Zelte platt auf der Erde liegend, während ich diese Zeilen schreibe, denn mein ganzes Ameublement besteht aus einem Feldstuhl und einer Matratze nebst zwei Strohmatten. Mein Tisch hat schon lange vorher in Zeltflöcke und Brennholz verwandelt werden müssen!

Da Du eine so große Freundin von Thieren bist, so würden Dir meine beiden Pferde, ein graues und ein braunes, viel Freude machen; sie sind so zahm, daß sie mir wie Hunde überall nachlaufen und, wenn ich esse, sicher kommen, um sich ein paar Datteln zu holen. Das graue Pferd ist sehr schön und ein Geschenk von Hassan Pascha, dem Gouverneur von Mursuk; das braune, auf dem ich in Tripoli reiten gelernt, ist auch recht hübsch und so unbändig, daß keiner meiner Begleiter es je besteigen will. Ich bin die einzige Person, die es nicht abwirft.

Gestern machte ich meine officielle Visite beim Sultan von Tibu, in dessem Lande ich mich augenblicklich aufhalte. Er lebt in einem kleinen Erdhäuschen, mit Palmenzweigen bedeckt, und empfing mich in einem Zimmer, das außer ihm und den Vornehmsten seines Volkes noch zwei Ziegen und ein Pferd beherbergte. Se. Majestät saß auf einer niedrigen Bank von Rohr, gekleidet in eine blaue Blouse mit einem ungeheuren, furchtbar schmutzigen Turban auf dem Kopfe. Ich ging

auf ihn zu und gab ihm die Hand, zum Zeichen, daß ich ihn für keine über mir stehende Person halte (zum Erstaunen aller Tibu), und erkundigte mich nach seinem Befinden. Er fragte, wie ich die Königin von England verlassen, und versicherte mich, daß ich ohne alle Bedenken sein Land durchziehen könne, da er Alles für mich thun werde, was er könne. Er war sehr erfreut über meinen Plan, einen Kurier nach Mursuk zu senden (den ersten einzelnen Boten, der je die Reise gemacht hat), und versprach mir, etwaige Briefe, die ich von Kuka schicken werde, sicher zu befördern. Ich beschenkte ihn darauf zu seiner großen Freude mit einem rothen Burnus und Kaftan, einem Stück Musselin, einer rothen Mütze, zwei Rasirmessern und einigen Stücken grauen Calicots. Sowie ich zu meinen Zelten zurückgekehrt war, schickte er mir dagegen zwölf große Schüsseln mit gekochtem Reis und ein fettes Schaf, welche Vorräthe von meinen Leuten in weniger als einer Stunde verschlungen wurden.

Was denkst Du wol, daß ich dem Boten gebe, der mit diesen Zeilen über 150 Meilen weit durch eine Wüste ohne alle Spur von Vegetation geht und dann denselben Weg wieder zurückkommt, dabei ein Kameel und sich erhalten muß und keinen Augenblick seines Lebens sicher ist? — Alles in Allem etwa drei preußische Thaler! — Ich wurde so eben am Schreiben durch etwa ein Dutzend des schönen Geschlechts unterbrochen, die, eine augenblickliche Abwesenheit meines Bedienten benutzend, sich in mein Zelt gedrängt hatten, wo ich alle Noth hatte, sie mir vom Leibe zu halten. Ich beschenkte jede, galant wie ich immer bin, mit vier Nähnadeln, über welche sie höchlichst entzückt waren. Die Damen hier tragen im linken Nasenflügel einen großen Knopf von rother Koralle und ihre Kleidung besteht aus einem Stück Kattun von etwa einer Elle Breite und drei Ellen Länge, welches sie um den Leib wickeln. Uebrigens ist ihre Haut glänzend schwarz und sie suchen dieselbe durch übermäßiges Einölen zu verschönern. Ihr Haar ist in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, die gleichfalls von Fett triefen.

Höchst unangenehm und drückend fühle ich hier den gänzlichen Mangel an Geld. Alles wird mit Stückchen Calicot bezahlt, und das giebt natürlich ein ewiges Ausmessen und Abschneiden, was höchst lästig ist.

Der Ort liegt an einem großen steilen Felsen, der fast wie der Königstein aussieht und der in jeder Richtung durchwühlt ist. Dieser Felsen bildet den Zufluchtsort der Eingebornen, wenn sie von den Tuariks, einem räuberischen Stamme, westlich von hier wohnend, angegriffen werden. Ein solcher Angriff erfolgt alle zwei Jahre etwa und wird dabei Alles mitgenommen, was irgend transportabel ist. Die Männer werden niedergemacht und Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Dieselben Herren wollten auch unserer Karawane einen Besuch abstatten, und drei Nächte hindurch schlief ich nicht anders als mit dem Revolver zur rechten und einer Doppelflinte zur linken Hand. Sie fanden uns aber stets zu sehr auf der Hut und zu stark, und so sind wir bisjetzt ungestört und unbelästigt geblieben. Doch ich muß schließen, da eben eine Anzahl der Vornehmen des Ortes angemeldet werden, die gern meinen Kaffee kosten wollen. Nach Dir

keine Sorge, wenn Du nun für lange Zeit nichts von mir hörst, nach Bornu geht noch keine Post und noch kein elektrischer Telepraph."

An seinen Vater fügt Vogel in demselben Schreiben hinzu, er habe gefunden, „daß die große Wüste ein Plateau sei von ziemlich gleichförmiger Erhebung (zwischen 15 — 1200 Fuß) mit einem Randgebirge von 2700 Fuß (bei Sokna die Schwarzen Berge) und einem andern Kamme unter dem 22. Grade nördlicher Breite, der sich bis 2400 Fuß erhebt, von Kalkstein und schwarz gefärbtem Sandsteine (nirgends Basalt); überall wo die Felsen fehlen, Salz in Menge. Es ist ein Irrthum, wenn gesagt wird, daß die Dattelpalme bei Tegerry aufhöre; sie ist hier, fünf Grad südlicher, im Ueberfluß. Das Wetter ist hier recht unausstehlich, fortwährend Nordostwind und Staub, der die Sonne verdunkelt; am Morgen eine Temperatur von 8 Grad und am Mittag von 30 Grad." In den gegen 20 Fuß hohen Hügeln bei Bilma traf Vogel einzelne dünne Lagen von Holz in einem der Braunkohle sehr ähnlichen Zustande, das sich bei der Berührung in Staub verwandelte.

An Ritter Bunsen theilte Dr. Vogel aus derselben Oase, von Schimotison, 7 Meilen nördlich von Bilma, unterm 26. November 1853 dieselbe Bemerkung über die Bodenbildung des Landes mit und fügt hinzu:

„Ich habe mir den Sultan von Tibu, in dessen Lande ich mich befinde, durch ein Geschenk im Werthe von 7 Pfd. Sterl. zum guten Freunde gemacht; ich glaubte diesen Aufwand machen zu müssen, um mir die Verbindung mit dem Norden offen zu erhalten. Es ist ganz in der Macht der Tibu, jede Communikation zu unterbrechen, und ich könnte dann nur mit den Karawanen, die nicht öfter als einmal im Jahre abgehen, schreiben.

Ich bin bisher recht glücklich gewesen und habe auf dem sehr beschwerlichen Marsche von Fessan bisher auch nicht ein einziges Kameel verloren. Die Gegend ist fürchterlich, auf 600 (engl.) Meilen auch nicht die geringste Spur von Vegetation, Alles Sand und schwarze Sandsteinfelsen. Hier haben wir die ersten grünen Bäume gesehen, seitdem wir Tegerry verlassen. Wir sind nur 17 Tagemärsche entfernt von den Ufern des Tsad-Sees und werden in zwei Tagen dahin aufbrechen. Wir haben hier drei Tage Halt machen müssen, theils der Thiere wegen, theils auch, um die nöthigen Vorräthe von Mehl und Butter einzunehmen.

Meine Begleiter und ich sind, Gott sei Dank! bisher immer so wohl gewesen, wie man nur erwarten konnte. Ich leide etwas am Magen, aber denke, daß ein wenig Ruhe und gutes Leben in Bornu Alles wieder gutmachen werden. Hadschi Achsen, der Vetter des Sultans von Bornu, der mich begleitet, hat sich als ein braver Mann gezeigt; er thut Alles für mich, was in seinen Kräften steht, und ist mir vom größten Nutzen gewesen."

Südlich von Aschenumma liegen noch mehrere Ortschaften, deren Bewohner sich alle mehr oder weniger von der Gewinnung des Salzes und von dem Handel mit diesem Mineral ernähren. Zunächst sind die beiden Dörfer E l i d j i und T e g i m a n i, dann folgt die Stadt D i r k i. Diese ist sammt den sie umgebenden Mauern aus demselben schwärzlichen Thonschlamm gebaut, welcher den Boden der Salz-

becken bildet. Er wird zwar beim Austrocknen ziemlich fest, gewährt aber im Gegensatz zu den weißgetünchten Wohnungen Aschenummas einen trübseligen Anblick. Dazu kommt noch, daß sowol die Mauern als auch viele Hütten zerfallen sind. Die Salzlachen, in der trocknen Jahreszeit zu stinkenden, widerlichen Schlammtümpeln austrocknend, erhöhen noch das Unangenehme der Scene. Für den zu Pferde Reisenden erhält der Ort nur deshalb eine Bedeutung, die freilich wichtig genug ist, weil hier der einzige Hufschmied der ganzen Oase wohnt, ein Mann, von dem möglicher Weise sein Leben abhängig werden kann. Jenseits der Dattelpflanzungen von Dirki liegt das Dorf Schemidderu, halb auf Felsklippen, halb am Fuße derselben; von Palmenstreifen umsäumt dann das Dorf Emimaddama. Das Südende des ganzen Wadi zeigt ein malerisches Ansehn. Felsenriffe senken sich in Terrassen von den steilen Seitenwänden nach der Thalsohle herab, an andern setzen sie als niedere Rücken quer durch die ganze Breite der Oase. Zwischen den lebhaft gefärbten Gesteinen breiten sich grüne, kräuterreiche Weiden, von Palmenhainen unterbrochen. Gemüsegärten, durch Ziehbrunnen bewässert, erzeugen mancherlei erquickende Küchenkräuter. Wild wachsend sproßt der von den Kameelen so sehr geliebte Agul (Alhagi camelorum), eine blaublühende, Mannatropfen ausschwitzende Leguminose, ebenso die als Gemüse verwendete Moluchia (Corchorus olitorius). Stellenweise finden sich auch neben den wildwachsenden Akazien gepflegte Kalabassenbäume, deren Fruchtschalen vielfache Hausgeräthe abgeben. Herden von Rindvieh verkünden dem Fremdling, daß es ihm möglich ist, sich einen lange entbehrten Genuß, einen Trunk frische Milch, sowie Tibu-Käse zu verschaffen. Letzterer ist sehr wohlschmeckend, aber so hart, daß er in Wasser eingeweicht werden muß, bevor er genießbar wird.

Die Hauptbedeutung der Oase liegt aber, wie bereits angedeutet, in ihrem Salzreichthum. Man möchte das ganze große Thal eine gewaltige Saline nennen. Besonders scheinen die Thonlager reich an Natron zu sein. Die Regenwasser, hier nicht, wie im nördlichen Afrika, während der kühlern Jahreszeit, sondern gewöhnlich zur Zeit der größten Hitze fallend, ziehen sich in diesen sie aufhaltenden Schichten nach der Rinne des Wadi und werden dort zur gesättigten Sohle. An verschiedenen Stellen bilden sie Seen und Teiche, von Sumpfvögeln belebt, unter denen sich besonders der unserm Kiebitz ähnliche Spornflügler bemerklich macht. Ehedem begnügte man sich mit dem Einsammeln der Salzkrystalle, die beim Verdunsten des Wassers am Rande der Lagunen sich ansetzten; bei gesteigertem Bedürfniß warf man den nassen Schlamm auf kegelförmige Haufen und sammelte das Salz, welches an diesen ausblühte. Heutigen Tages hat sich dieser Industriezweig noch weiter vervollkommnet; man gießt das Salzwasser in viereckige Thonformen und läßt es in denselben verdunsten, während man das durch die Natur freiwillig auskrystallisirte auch einsammelt. Letzteres ist pulverförmig und für den Europäer das einzig genießbare, freilich auch dreimal höher im Preise als die in viereckigen Stücken vorkommende Sorte, die bitter schmeckt und Dem, welcher nicht an sie gewöhnt ist, jegliche Speise verdirbt. Die letzern packt man zu zuckerhutähnlichen Säulen aufeinander und umwickelt sie mit Palmenblättern oder

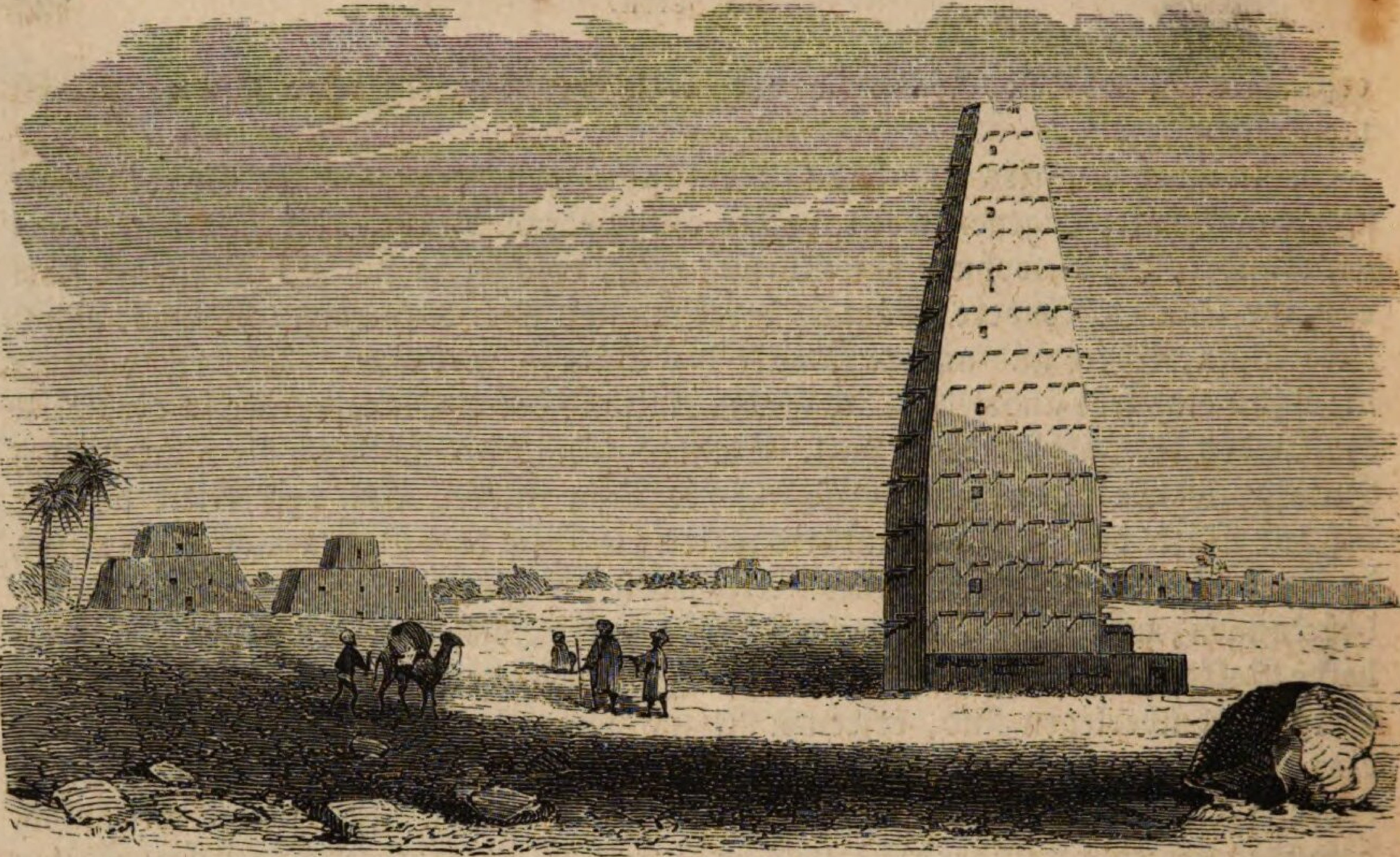
Matten aus den Fasern der Dattelpalme. Vogel sandte Proben von dem Salze von Bilma nach London und bemerkt dabei: „Die Säulen Salz, etwa 25 Pfd. im Gewicht, werden nach Sudan verkauft und kosten etwa 16 derselben einen spanischen Dollar. In Sudan hat jede einzelne diesen Preis.“ Jährlich zieht eine große Karawane, ausschließlich mit Salz beladen, nach dem Süden und Westen. Freilich theilen sich die Kelowi, ein Volksstamm westlich von Bilma, mit den Tibu in den Ertrag. Wir werden später ein Näheres über diese Concurrenten berichten. Die einzelnen Häuptlinge, deren mancher 200 und mehr Kameele mit Salz beladen hat, sammeln sich zu einem gewaltigen Reisezug, der ein eigenthümliches, lebensreiches Bild in der Wüste darstellt. Der angesehenste Häuptling stellt sich an die Spitze, um ihn sammeln sich die einzelnen Trupps, jeder mit einem Trommler oder auch mit einem Pfeifer versehen. Hochlodernde Lagerfeuer erhellen die Nacht vor dem Aufbruch, bis das Dämmerlicht zur Rüstung mahnt. Da erschallt Trommelwirbel durch die Stille des Morgengrauens; die Trommler bearbeiten mit rasendem Eifer aus Leibeskräften das Fell, welches über einen hohlen Kürbis gespannt ist, und suchen eine Ehre darin, einander zu übertreffen. Ein allgemeiner Jubelruf aller Personen im Lager antwortet ihnen. Die Kameele, die Bedeutung des Zeichens verstehend, schreien dazwischen; sie werden bepackt, und in kriegerischer Ordnung rückt ein Trupp nach dem andern aus, jeder mit seinem besondern Führer an der Spitze. Eine dieser Salzkarawanen, welche Dr. Barth antraf, zählte 10,000 Kameele, die mit Salz beladen waren. Der dritte Theil davon ging nach Kano und hatte daselbst den Werth von etwa 50 — 80 Millionen Kurdi (Muscheln). Gewöhnlich versehen sich die Salzhändler ihrerseits mit denjenigen Artikeln, die ihrer Heimat fehlen. Sie kaufen hauptsächlich Baumwolle und Korn ein, die nach Kuka ziehenden besonders gern eine Art getrockneter Fische, die den Tsad-See beleben. Dieser Fisch hat zwar für eine europäische Nase einen unerträglichen Gestank, bildet aber die höchste Delikatesse für einen Tibu. Sind alle seine übrigen Bedürfnisse gestillt und es fehlt ihm der Fisch, so hat das Leben wenig Anziehendes für den Tibu. Vorzugsweise zum Transport dieses Stinkfisches verwendet der Tibu seine Sklaven und zwingt diese Unglücklichen, die schauerliche Wüste von Kuka nach Bilma zu Fuß zu durchschreiten, ein Bündel jener Waare auf dem Kopfe, welche dem Eigenthümer viel mehr gilt als das Leben des Sklaven. Er übertrifft hierin noch weit die Araber und Tuariks an Grausamkeit.

Durch die Lage der Salzseen wird auch die politische Stellung der Bewohner des Wadi zu einer sehr verschiedenen. Die Leute von Dirki und Bilma werden wegen ihrer Stellung als Vermittlungsglied im Salzhandel von den Tuariks geachtet und ihr Eigenthum geschont; sie halten ja für diese Halbnomaden das Salz in Bereitschaft. Die Kelowi plündern sie nicht aus, beschützen sie im Gegentheil, und in Folge dessen reisen Kaufleute von Dirki und Bilma über Asben nach Haussa. Die Einwohner von Aschenumma und andern Plätzen dagegen sind jeder Art von Bedrückung und Ungerechtigkeit preisgegeben, werden nicht blos zeitweise in ihren Wohnorten mit Ueberfällen bedroht, sondern laufen stets Gefahr

erschlagen zu werden, wenn sie vereinzelt mit Tuariks oder Kelowi zusammentreffen.

Zwischen Tuariks und Tibu (oder Tubu) besteht auch in der Sprache keine Verwandtschaft, dagegen weist letztere entschiedene Aehnlichkeit mit derjenigen der Kanori, der Bewohner von Bornu, nach, obschon sie sich als Mundart stark von ihr scheidet. Andere Stämme der Tibu sind über Kumadugu Waube, Mandara Dasa, Edere und andere Bezirke des Südens verbreitet. Ehedem bildeten die Tibu eine sehr angesehene, mächtige Nation, deren Glanzperiode in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt. Damals gebot über ihr Reich die Dynastie der Bulala, welche sich vorzugsweise auf die Tibu stützte. Von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Tibu dem Bornureiche einverleibt, da sich dieses bis Fessan erstreckte. Abgesehen von den Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, welche die Tibu durch Tuariks und Kelowi zu leiden haben, da ihnen beide Volksstämme durch ihre Feuergewehre, besonders aber durch kriegerischen Geist weit überlegen sind, erfreuen sie sich eines ziemlichen Wohlbefindens und eines Grades von Wohlstand, den man im Herzen der Sahara nicht vermuthen sollte. Bei einem festlichen Aufzuge, den Dr. Barth in Aschenumma mit ansah, befanden sich nicht weniger als zehn Pferde, und bei solchen festlichen Gelegenheiten wird die allgemeine Heiterkeit durch die Aufführung von Nationaltänzen erhöht. Im Schatten eines großen Talhabaumes versammeln sich die Frauen, von reichlichem Oele glänzend, die dreieckigen Zöpfe zu beiden Seiten des Gesichts herabhängend. Außer dem gewöhnlichen Korallenschmuck in linken Nasenflügel ziert den Hals einzelner eine Bernsteinkette; am Gewand, das auf der linken Schulter zusammengeknüpft ist und die rechte Brust frei läßt, hängt bei einigen ein Schlüsselbund. Andere tragen in der Hand einen Zweig, andere einen Fächer, aus weichem Grase geflochten, noch andere einen solchen aus Straußenfedern. Die Trommel bildet das Hauptmusikinstrument. Die Tänzerinnen nähern sich einander mit mancherlei Bewegungen des Kopfes und der Hände, sowie des Oberkörpers, den sie von einer Seite zur andern werfen, schwingen und wiegen, ohne die Füße zu bewegen. Plötzlich wird der Takt der Musik schneller und schneller und zugleich lärmender, dann gehen die Tänzerinnen zu den heftigsten Bewegungen über, werfen den Kopf wild umher, knirschen mit den Zähnen, schütteln die Hände gegen einander, springen zugleich bald rechts, bald links, bis gänzliche Erschöpfung sie zwingt, ihre Stelle andern zu überlassen.

Bei solchen Gelegenheiten wird auch den Sklaven ihr besonderes Vergnügen erlaubt. Sie bilden einen dichtgeschlossenen Kreis; einer von ihnen tritt in die Mitte desselben und sucht den Ring zu durchbrechen, indem er mit behendem Sprunge bald gegen den einen, bald gegen einen andern anprallt, wird aber eben so kräftig von jedem zurückgestoßen. Hat er in dieser Weise die Runde gemacht, so löst ein anderer ihn ab.



Thurm in Agades.

Die Kelowi und das Land Asben.

Die Salzlagunen von Bilma sind fortwährend der Gegenstand der Eifersucht der benachbarten Völkerstämme gewesen, deren Existenz mehr oder weniger ebenso mit denselben eng verknüpft ist, als die der Tibu selbst. Am meisten findet dies mit den bereits genannten Kelowi statt. Dies ist ein Volksstamm, welcher das Land Asben oder Aïr, etwa 60 Meilen gerade westlich von Bilma, bewohnt und sich seit ungefähr hundert Jahren daselbst niedergelassen hat. Schon vor jener Zeit wurde der genannte Landstrich durch einen halb libyschen Volksstamm bewohnt, der sich mit der frühern schwarzen Bevölkerung vermischt hatte. Bei der Eroberung wurden wahrscheinlich die Männer größtentheils getödtet und die Ueberlebenden zu einer Art Sklaven oder Leibeigenen gemacht, denen man jedoch zusicherte, daß sie nicht außer Landes verkauft werden dürften. An der Nordseite der Gebirge von Asben wird noch gegenwärtig ein Hügel als die Stelle bezeichnet, an welcher jener Vertrag zwischen beiden Völkerschaften abgeschlossen worden sei. Sobald Karawanen dort vorbei kommen, erhalten die Sklaven die Erlaubniß, ausgelassen heiter sein zu dürfen. Sie führen dann wilde Gesänge und Kriegstänze auf und haben das Recht, von jedem Freien des Reisezugs irgend ein Geschenk zu erbitten. Die Frauen bekamen mancherlei Vorrechte, die sich bis in die neuesten Zeiten erhalten haben. So zieht z. B. bei Verheirathungen die Frau nicht in den Wohnort ihres Mannes, sondern letzterer ist durch die Sitte genöthigt, sich in der Heimat der Frau niederzulassen. Eigenthümlich ist auch die Bestimmung, welche aus der Vermischung beider Volksstämme hervorgegangen ist, daß der aus dem Berberstamm gewählte Häuptling nur mit schwarzen Frauen oder Sklavinnen

Kinder zeugen soll, die ihm aber in der Herrschaft keineswegs folgen. Als Thronerbe wird der Sohn der ältesten Schwester bestimmt. Es ist dies ein Gebrauch, der sich auch bei den Stämmen in den Gebieten zwischen dem untern Niger und den Aschanti, desgleichen in manchen Gegenden Indiens wiederfindet. Den Berberstämmen scheint er ursprünglich fremd gewesen zu sein, da er von den edlern Stämmen der Tuariks mit Verachtung als ein Zeichen betrachtet wird, wie wenig Vertrauen jene Völkerschaften in die eheliche Treue ihrer Frauen setzen. Das Familienleben der Kelowi ist auch weit entfernt von jener Strenge, durch welche sich die Tuariks auszeichnen. Häufig lebt der Mann an einem andern Orte als die Frau und besucht dieselbe nur gelegentlich. Untreue von beiden Theilen ist dann nicht selten. Das aus dieser Vermischung von Berbern und der ursprünglichen Bevölkerung entstandene Volk der Kelowi hat die edle Gestalt und den Ernst der Tuariks eingebüßt und ihr Charakter, sowie ihre Sitten haben mehr die Heiterkeit der Haussavölker angenommen. Von den Tuariks werden sie geringschätzig behandelt. Aus Vermischung der Targi oder Imoscharh-Frauen mit schwarzen Männern oder selbst mit Sklaven entstanden die Busaua, Leute mit berberähnlichen Zügen, aber verwahrlosten Sitten, die besonders die südlichen Theile der Wüste als arge Räuber durchziehen.

Die Kelowi vermögen an 10,000 bewaffnete Männer ins Feld zu stellen, sobald ein allgemeines Interesse sie dazu veranlaßt; gewöhnlich sind ihre einzelnen Abtheilungen nicht in dem Grade einig, daß sie fest zusammenhielten. Die Kelowi-Krieger sind mit Speer, Schwert und Dolch bewaffnet, führen aber außerdem einen großen Schild aus Ochsen- oder Antilopenhaut, mit dem sie sowol sich selbst als ihr Reitthier gut zu decken verstehen. Viele von ihnen haben auch, ähnlich wie die alten Assyrer, Bogen und Pfeil. Flinten besitzen nur wenige und selbst diese mehr zum Schein als zu einem wirksamen Gebrauch. Mit ihren Nachbarstämmen, den Kelgeres und Itissan, führen die Kelowi vielfach Fehde, und obschon sie denselben an Zahl überlegen sind, so haben die erstern doch den Vortheil größerer Einigkeit und erhalten besonders auch durch ihre Berbersitte, vorzugsweise Pferde zu benutzen, ein Uebergewicht. Im Kampfe ist der Reiter zu Pferd stets gegen den Kameelreiter in Vortheil. Das Land der Kelowi, Aïr oder Asben, vermag nicht die dichte Bevölkerung, die es trägt, zu ernähren, obschon es viel mehr erzeugen könnte, wenn seinem Anbau größere Sorgfalt geschenkt würde. Ein großer Theil der Kelowi ist deshalb darauf angewiesen, sich dem Salzhandel zu widmen und durch denselben Getreide, Kleiderstoffe und andere Lebensbedürfnisse aus dem Sudan zu beziehen.

Ehe wir die Beschaffenheit des Landes Asben selbst schildern, werfen wir einen Blick auf das ungefähr 90 Meilen in der Richtung von Süd nach Nord umfassende Gebiet, welches sich zwischen demselben und dem Lande der Asgar-Tuarik in der Umgebung von Rhat befindet und welches gegen 60—70 Meilen westlich von dem Reisewege Dr. Vogel's entfernt ist. Seine Kenntniß verdanken wir ausschließlich dem Zuge der Herren Richardson, Barth und Overweg, der ersten Europäer, die in jene Theile Afrikas drangen.

Das weite Land zwischen Rhat, ungefähr unter 25°, und Tintelluſt in Asben, unter 19° nördlicher Breite, ist Wüste, aber Wüste eigenthümlicher Art. Durchaus abweichend von Dem, was man früher als das Bezeichnende der Wüste betrachtete, Tiefebene mit Flugsand, und wie die Umgebung der beschriebenen Natron-Seen in Fessan sich darstellt, wird dieses Gebiet meistens durch Felsen gebildet. Auf dem Plateau, das den ganzen Raum zwischen beiden Städten füllt und gegen 2000 Fuß mittlere Höhe behält, erhebt sich im Norden das Gebirge von Asgar, im Süden dasjenige von Asben, jedes um mehr als 2000 Fuß die Hochfläche übersteigend, also viertausend und einige Hundert Fuß über den Meeresspiegel emporgipfelnd. Zwischen beiden wechseln weite ebene Spiegelflächen aus Felsengrund und Geröll und mehrere einzelne Ketten und Berggruppen von geringerem Umfange.

Die Berge von Asgar sind durch wildzerrissene Sandsteinmassen gebildet, zwischen denen sich in tiefen Schluchten der Karawanenpfad hinwindet. Einer dieser Thalrisse ist das Wadi Egeri, das die beistehende Abbildung darstellt. Der Boden zeugt deutliche Spuren, daß er zur Zeit der mächtigen Regengüsse das Bett eines Wildbaches bildet. Herabgestürzte Felsblöcke bedecken ihn, und seine hellgelbe Färbung, durch Kies und Sand hervorgerufen, hebt sich malerisch ab von den in verschiedenem Braun schattirten Seitenflächen der Schlucht. Südlich von den Asgarbergen treten mächtige Granitmassen zu Tage, und gerade an den Stellen, wo die beiden Gesteinformationen mit einander in Berührung kommen, ist die Zerklüftung des Sandsteins am großartigsten und wildesten. Wegen der ansehnlichen Erhebung würde dieses Gebirgsland einen sehr gesunden Wohnplatz bieten, leider aber wird dies durch die große Unfruchtbarkeit unmöglich gemacht. Nur in wenigen vereinzelten Thälern ist etwas Krautwuchs vorhanden. Ueber das ganze Gebirge zerstreut finden sich tiefeinstürzende Kesselthäler, deren Grund von ansehnlichen Alpenseen gebildet wird. Mehrere sind so groß, daß sie sogar für Krokodile als Aufenthaltsorte ausreichen. Sie werden nur durch zusammenlaufende Regenwasser gebildet, haben dabei aber eine ansehnliche Tiefe und halten das ganze Jahr hindurch Wasser. Oryxantilopen und wilde Ochsen (Antilope bubalis), sowie Schaaren von Flughühnern finden in diesen abgelegenen Gebirgsthälern Zuflucht und Unterhalt und die am besten bewachsenen Plätze werden von schwarzen Hirten aufgesucht, die nur einen Lederschurz als Kleidung tragen und hier ihre Herden von Ziegen und kräftigen Eseln weiden.

Bei Barakat schon deutet der häufig angebaute Negerhirse (Pennisetum typhoideum) den fernen Sudan an, Weizen und Gerste beginnen in gleichem Grade zurückzutreten; am Südfuße der Asgarberge zeigen auch die wildwachsenden Kräuter eine solche Veränderung. Die Talhabäume sind zwar noch herrschend und die vielfach erwähnten Bittergurken (Koloquinten) ranken in derselben Einförmigkeit über den Boden der Wadis wie in Fessan, aber außer ihnen wird die riesige Asklepias (Asclepias gigantea) auffallend häufig; von den Tuariks wird sie Turfasia, in Sudan Aschur (d. i. der Zehend, der Feldzins) genannt. Sie verdient als einjähriges Gewächs ihren Beinamen vollständig, denn sie schießt bis zu

20 Fuß Höhe empor. Die Tamarisken (Ethelbäume) erreichen hier eine ansehnliche Größe.

Südlich von der 600 Fuß über dem Thale sich erhebenden Tiska-Berggruppe und bei der steilen Bergkette Mariau beginnt eine weite Granitfläche, mit ihrer dunkelblauen Färbung an den Spiegel des Oceans erinnernd. Statt des Sandes



Das Wadi Egeri.

deckt Kies und Granitschutt den Boden; vielfach finden sich auch Brocken porphyrartigen Gesteines mit großen Feldspathkrystallen. Am Südende der Granitebene fangen einzelne Sandhügel an, die Nähe einer andern Gesteinformation anzudeuten. Ethelgebüsche krönen ihre Gipfel, Gräser und Kräuter gedeihen zwischen ihnen und bunte Schmetterlinge, schillernde Libellen lassen selbst diese Dünen als ein bevorzugtes Plätzchen erscheinen gegenüber dem Granitplateau, das durch vollständige Unfruchtbarkeit und durch den Mangel jeglicher Lebensspur

gekennzeichnet ist. Noch wechseln dunkelblaue Granitschichten mit weißen Sandhügeln, zwischen denen häufig Luftspiegelungen den täuschenden Anblick von glitzernden Wasserflächen vorgaukeln; endlich aber verschwindet der Granit und Sandsteine sowie Schieferfelsen treten an seine Stelle.

Das Alpenland von Asben steigt mehr als dritthalbtausend Fuß über die Thalsohle der Umgebung empor und gewinnt durch scharfgeschnittene schmale Kämme mit steilabstürzenden Seiten groteske Formen. Hier machen sich die Pflanzenformen des Sudans in immer stärkerem Grade bemerklich. Zu den stachligen Talhabäumen tritt der Hadjilidj (Balanites aegyptiaca), dessen weithinkriechende seilähnliche Wurzeln oft von den Regengüssen bloßgelegt sind und von den Kelowi zu vortrefflichen Lanzenschaften verwendet werden. In den von steilen Sandsteinfelsen umschlossenen Thälern gedeihen mancherlei Gräser und Kräuter. In einigen Thälern wuchert das „Nessi" (Panicum grossularium), ein unserm Hirse verwandtes Gras, in andern gedeiht „Burekkeba", in wieder andern „Hhad", Alles vortreffliche Futterkräuter. Auch der Abisge (Capparis sodata), im Sudan unter dem Namen Schiwak (Ssiwak) bekannt, beginnt hier und liefert mit seinen korinthenähnlichen Beeren eine nicht unangenehme Zukost.

Manche Theile des Gebirges von Asben werden aus mächtigen Zügen weißen, festen Marmors und aus Gneisfels gebildet und besonders die letztern entwickeln in ihren Thälern eine wahrhaft tropische Ueppigkeit. Die Talhabäume erlangen eine bedeutende Größe; mehrere andere Akazienarten treten dazwischen auf, zahlreiche Dumpalmen gesellen sich dazu, theils als hohe verzweigte Stämme, theils als Gestrüpp mit malerischem Schmuck fächerförmiger Blätter, und auch einzelne Datteln sind vorhanden. Vielfach verschlungene Schmarotzergewächse und Orchideen schmücken die Zweige der Waldbäume.

Jene üppige Pflanzenwelt hängt innig mit den Witterungsverhältnissen zusammen. Die zur heißen Jahreszeit, beim höchsten Stande der Sonne eintretenden Regengüsse haben einen vollendet tropischen Charakter. In kurzer Frist zieht das am Horizont meistens südwestlich erscheinende Gewölk herauf. Heftige Windstöße brechen plötzlich und so mächtig herein, daß sie den Reiter fast von seinem Thiere werfen, und kurz darauf stürzen Wasserfluten in solcher Menge herab, daß der Reisende sammt seinem Gepäck völlig durchnäßt ist. Wohl dem Wanderer, der, vertraut mit diesen Eigenthümlichkeiten der Gegend, einen sichern Hügel zu erreichen suchte, denn im Thal, wo sonst am liebsten die Karawanen rasten, schwillt der trübe Strom zu einem See, steigt höher und höher, brandet schäumend an den Baumstämmen der Seitenwände und wälzt Steinblöcke vor sich her.

Richardson erlebte mit seinen Reisegenossen einen solchen Regenguß, der ihnen beinahe Gut und Leben gekostet hätte. „Ich stand gerade am 31. August an meinem Zelte", erzählt er, „und bewunderte die neue Landschaft, in die wir gerathen waren, eine Landschaft mit üppiger Vegetation und feuchter Atmosphäre, als wildes Geschrei ertönte. Die Wasserströme stürzten wieder über uns ein! Der Wady kommt! Dessenungeachtet begnügten unsere Leute sich anfänglich mit dem Geschrei und machten keine Vorbereitungen, dem Wasserstrome Einhalt zu thun; allein

nach kurzer Zeit bequemten sie sich doch, mit Hülfe von Aexten und Stöcken einige Dämme aufzurichten. Diese Vorkehrungen hatten natürlich so gut wie gar keinen Sinn. Das Wasser stieg immer höher, und die schäumenden Wogen stürzten wirbelnd zwischen uns herein. Ich rief dem Yusuf zu, daß er einen hohen Ort ausfindig machen möchte, wohin wir unsere Sachen transportiren könnten. Er gab jedoch eine ausweichende Antwort, durch welche er verstehen ließ, daß die Ueberschwemmung sich schon geben würde, wie sie es früher gethan, und daß uns wol weiter nichts geschehen würde, als ein wenig durchnäßt zu werden. Alle niedrigen Stellen im Thale waren schon von dem schlammigen Wasser bedeckt, welches sich gewaltsam an den Stämmen der Bäume brach und endlich so hoch stieg, daß es auch unser Zelt bedrohte. Yusuf errichtete nun, so gut es gehen wollte, einen kleinen Damm rings um das Zelt; allein binnen wenigen Minuten war derselbe hinweggeschwemmt, und wir standen im Wasser.

Jetzt aber trat für uns die unvermeidliche Nothwendigkeit ein, abzuziehen. Unsere Leute, die, wie es schien, bis jetzt von der Feuchtigkeit gelähmt gewesen waren, wie man es in den arktischen Gegenden von der Kälte werden kann, fingen an sich anzustrengen und führten unsere Zelte und unsere Bagage auf einen andern Boden hinüber, welcher sich bedeutend über den Thalgrund erhob und von brausenden Gewässern umgeben war. Der Rest der Karawane ahmte uns nach und bald sahen wir alle auf den Gipfeln der kleinen Inseln campiren, wohin gleichfalls die Kameele getrieben wurden, wenigstens diejenigen, die nicht schon von selbst auf solchen Inseln eine Zuflucht gesucht hatten. Hier bot sich eine gute Gelegenheit dar, den afrikanischen Charakter zu studiren. Die Kelowi machten keine Vorbereitung gegen die Ueberschwemmung, bis der letzte Augenblick da war, und es schien dann, als wollten sie dieselben so verkehrt als möglich ins Werk setzen. Sie rollten ihre Ballen mit Waaren ins Wasser, als seien es Holzblöcke, obgleich dieselben, wenn sie ein wenig in die Höhe gehoben worden wären, hätten trocken erhalten werden können. Unterdessen sangen und tanzten die schwarzen Sklaven und spielten im Wasser herum, als wenn irgend ein großes Glück sie betroffen hätte. Das Wasser stieg noch immer und schäumte über den Rand der Insel. Wir wurden allmälig genöthigt, uns bis in die Mitte derselben zurückzuziehen, und da kein Zeichen vom Fallen des Wassers vorhanden, das ganze Thal vielmehr schon eine brausende Flut mit schwimmenden Bäumen geworden war, begannen finstere Befürchtungen mich zu erfüllen. Ich berechnete mit gespannter Aufmerksamkeit und Besorgniß, wie viel Zoll die Gewässer wol steigen müßten, bis sie ganz und gar unsere Habe zerstören könnten, und wie viel Zoll, bis sie unser Leben in Gefahr bringen würden. Während ich dastand und mich selbst mit beunruhigenden Gedanken quälte, waren unsere Leute die leichtfertigen Kinder des Augenblicks, die, ohne einen Gedanken für den nächsten Tag, damit zufrieden waren, daß die Wellen sie noch nicht erreicht hatten, und die unter Gelächter und Scherz der Fluten zu spotten schienen, welche stets höher und höher steigend die höchsten Bäume umwarfen, die Gebüsche wegspülten und im wilden Tanze die Ränder der kleinen Inseln umbrausten. Vielleicht wußten sie, daß wenigstens ihr Leben gesichert sei, dachten aber nicht daran,

daß, selbst wenn wir nach der Küste hinüber schwimmen könnten und unsere Habe preisgeben würde, wir doch immer im Lande eines Feindes uns befänden, ohne Mittel, die Gier des ersten Banditen, der Lust verspüren möchte, uns anzugreifen, zu befriedigen. Aengstlich stand ich da und beobachtete die Fortschritte, welche die Ueberschwemmung machte. Da schien dieselbe endlich inne zu halten; eine Zeit lang hielt sie sich auf demselben Punkte und wälzte sich durch das Thal, welches ganz vom Wasser erfüllt war. Darauf bemerkten wir ein langsames und ein wenig später ein immer schnelleres und schnelleres Fallen des Wassers. Die Hoffnung erfüllte aufs neue unsere Brust und wir dankten dem Allmächtigen für unsere Rettung. Die Gewässer standen mehr denn 2½ Fuß hoch über der gewöhnlichen Oberfläche des Thales. Wäre diese Ueberschwemmung während der Nacht gekommen, so hätten wir uns kaum retten können; jedenfalls würde der größte Theil unserer Habe und unsere Kameele verloren gewesen sein. Die Gewalt solcher herabstürzenden Wassermassen ist entsetzlich; eine große Anzahl Häuser wurde hinweggespült und unzählige Bäume mit den Wurzeln herausgerissen, ebenso war der Boden des Thales nach allen möglichen Richtungen hin umgewälzt worden."

Der von Richardson's Reisegesellschaft erlebte Regenfall und Wasserstrom erreichte aber eine außergewöhnliche Höhe, was schon aus dem Umstande erhellt, daß Hütten der Eingebornen und ältere Bäume hinweggeschwemmt wurden. Nicht alle zeigen sich in ähnlichem Grade verderblich, sondern im Gegentheil durch ihren Einfluß auf die Pflanzenwelt segenbringend.

Die Bewohner von Asben bauen auf bewässerten Feldern vorzugsweise Negerhirse (Pennisetum typhoicum) und bedienen sich, da die Brunnen gewöhnlich eine nur geringe Tiefe haben, einer höchst einfachen Vorrichtung, um das Wasser aus letztern auf die Felder zu heben. Sie befestigen einen Ledersack am Ende einer Stange und setzen diese wiederum mit einem Querholz in Verbindung. Die Hütten der Dorfbewohner sind entweder ganz aus Zweigen gebaut, und zwar in der Art, daß selbige im Kreise in die Erde gesteckt, nach oben halbkuglig zusammengebogen und dann durchflochten sind, oder sie haben einen Unterbau aus Zweigen und ein Dach von den Blättern der Dumpalme.

Ueberraschend üppig zeigt sich die Gegend zwischen T i n t e l l u s t und dem fast 30 Meilen südsüdwestlich davon gelegenen A g a d e s. Berge von ansehnlicher Höhe reihen sich daselbst entweder zu Ketten und Kämmen oder bilden geschlossene Gruppen mit hervortretenden auffallenden Formen. Die meisten bestehen aus Granit und Gneis, einige der bedeutendsten Gebirgsstöcke aber aus Basalt. Zwischen den wild und malerisch sich aufthürmenden Kuppen ziehen sich dichtbewaldete Thäler wie bunt schillernde Schlangen entlang und geben ein Zeugniß von der Tragkraft des Bodens. Der Hauptbestand der Wälder wird aus Akazien und Mimosen gebildet, die mit ihren weitragenden, dornenbesetzten Zweigen sich über den Weg neigen und mit den üppigen Schlinggewinden, von Baum zu Baum geflochten, den Pfad oft so verengen, daß der Reiter auf dem Kameel gezwungen ist, sich zu bücken, will er nicht wie weiland Absalom zwischen den Aesten hängen bleiben. Die Akazien und Mimosen haben hier nicht mehr das dürftige und lichte Laubdach,

das sie in der Wüste zeigen, ihre Kronen werden dicht, steigen pyramidal empor und erreichen mitunter einen Durchmesser von 70 Fuß. In dem dichten Gewirr der Zweige treiben Schaaren von Turteltauben und von kleinen ägyptischen Tauben ihr munteres Spiel; zahlreiche Affen schwingen sich an den Lianen entlang und steigen zum Quell herab, um ihren Durst zu löschen. Auf weite Strecken breitet sich ein frischgrüner Rasen aus, der — in Afrika eine große Seltenheit — fast mit einem europäischen Wiesenteppich wetteifert. Die hohen Büsche der Turkafia (Asclepias gigantea) bilden das Unterholz und behängen sich mit weißen und violetten Blütenschirmen. Neben den genannten Bäumen findet sich der weitschattige Taborak (Balanites aegyptiaca, Hadjilidj in Bornu), Dumpalmen bilden geschlossene dichte Bestände und der Abisge (Schiwak in Bornu, Capparis sodata) verflechtet seine zähen Zweige mit Akaziengebüschen und jungen Dumpalmen zu einem vollständig undurchdringlichen Dickicht. Dr. Barth beschreibt einen Feigenbaum mit großen fleischigen Blättern, den er hier antraf und den er acht Fuß über dem Boden 26 Fuß im Umfange fand. Stellenweise ranken Melonen in dichten Massen über den Grund; freilich sind ihre Früchte abscheulich bitter und ungenießbar, sowie die anderthalb Zoll langen schönrothen Beeren eines hier häufigen Strauches süßlich und fade schmecken. Auch die Karengia (Pennisetum distichum), diese Plage des Sudan, beginnt hier bereits. Es ist dies eine Grasart, nahe verwandt mit der mehrfach genannten Negerhirse, an deren Samen sich lange Stacheln befinden. Da diese mit Widerhaken versehen und sehr spröde sind, so stechen sie sich leicht in Kleider und Haut ein und schieben sich bei jeder Bewegung tiefer. Sie verursachen schmerzhafte Geschwüre, wenn sie nicht rechtzeitig beseitigt werden, und jeder Reisende führt deshalb eine kleine Zange bei sich, um die Quälgeister baldmöglichst auszuziehen. In dem Dickicht erschallt der schmetternde Ruf der Perlhühner, schlanke Mohor-Antilopen (Antilope Sömmeringiana) rauschen durch das Gebüsch und in nächtlicher Stille schallt das Gebrüll des Löwen durch die Thäler. Die Wüste kennt den Löwen nicht, wol aber ist er der König der Waldwildniß. Der Löwe dieses Gebiets hat eine nur sehr kurze Mähne und ähnelt darin demjenigen von Guzerat. Schakale und Hyänen fehlen ebenfalls nicht.

Der Anbau des Landes ist verhältnißmäßig sehr schwach, obschon sich der Boden gut dazu eignet und Weizen, Wein, Datteln und alle Arten Gemüse in Fülle hervorbringen könnte. Ehedem war der Landbau in viel höherem Maße gepflegt; seit aber durch die vielfachen Fehden die Bevölkerung sich dem Ackerbau entfremdet hat, finden es die meisten Bewohner bequemer, entweder als Salzhändler zu agiren oder als Räuber ihre Nachbarn zu plündern. Dr. Barth sah hier auf seiner Reise nach Agades einen Mann, der drei seiner Sklaven vor den Pflug gespannt hatte und mit ihnen das Land bearbeitete. Es ist dies vielleicht die südlichste Stelle, bis zu welcher der Pflug in Gebrauch gekommen ist; durch ganz Mittelafrika ist die Hacke das einzige Werkzeug in der Hand des Landwirths. Sobald ein Stück Land hier einmal verwildert ist, macht es viel Mühe, es aufs neue der Kultur zu gewinnen. Die Dumpalmen durchflechten mit ihren weithin

kriechenden zähen Wurzeln den Grund in ähnlicher Weise, wie es die Zwergpalmen in den Ländern am Mittelmeer thun, und werden dadurch zur wahren Plage, da ihre Früchte einen nur dürftigen Ersatz bieten.

Auf einer freien Granitfläche, auf der stellenweise Sandstein auflagert und die gegen 2500 Fuß über dem Meere erhaben ist, liegt die Stadt Agades, ehedem gleich wichtig und angesehen wie Timbuktu im Westen, nur daß ihr Name in Europa kaum genannt ward. Durch fünf Berberstämme ward aller Wahrscheinlichkeit nach Agades in alter Zeit gegründet, als eine Kolonie, welche den Handel zwischen den Berberstaaten und den Negerländern vermitteln half. Ums Jahr 1515 eroberte es der große Sonrhay-Krieger Hadschi Muhamed Askia und vertrieb die Berber, wenigstens die angesehensten derselben. Ein großer Theil der niedern Klassen blieb wahrscheinlich im Orte zurück und vermischte sich mit den eingedrungenen Sonrhay, denn obschon die jetzigen Bewohner von Agades sehr den eigenthümlichen Sonrhay ähneln, wie diese wenig muskulös sind, breite offene Nasenlöcher, mäßig dicke Lippen, eine hohe Stirn und hellschwarze Haut wie diese haben, so ist ihre Statur doch vorherrschend schlanker und höher und ihre Haut hat nicht jenen Glanz, wie er in Sonrhay gewöhnlich ist. Dies scheint durch eine Vermischung mit Berberblut entstanden zu sein. Agades besaß in seiner Blütezeit 30 — 50,000 Einwohner und war von einer Mauer umgeben; jetzt enthält es dagegen nur noch gegen 700 Häuser, die von ungefähr 7000 Einwohnern bevölkert sind. Der größte Theil besteht aus Ruinen.

Welche Wichtigkeit dieser Ort ehedem besaß, welche Großartigkeit der hier getriebene Handel erlangte, geht aus der Angabe hervor, daß der Herrscher von Agades, der sich außerdem einer ziemlichen Selbständigkeit erfreute, an den Sultan von Timbuktu einen Jahrestribut von 150,000 Dukaten zahlte. Der wichtigste Artikel des Handels von Agades war damals Gold, ein Mineral, das gegenwärtig nicht mehr dorthin gebracht wird. Die jetzigen Bewohner beschäftigen sich ebensowol mit Handwerken als mit dem Handel. Sie arbeiten aus buntem Leder, von dem sie einiges sogar aus Aegypten beziehen, Reisetaschen, Beutel, Sandalen, Sättel und ähnliche Geräthschaften, und zwar werden die erstgenannten Artikel fast ausschließlich von Frauen gefertigt. Dieselben flechten auch Matten aus weichen gefärbten Grashalmen. Die Arbeiten der Feinschmiede sind verhältnißmäßig nicht übel. Der Handel befaßt sich theils mit diesen Erzeugnissen des Ortes, theils mit dem Salz von Bilma und wird meistens nach Süden zu betrieben. Nach Rhat und Mursuk kommen die Handelsleute von Agades gewöhnlich nur, wenn sie auf einer Pilgerreise gen Mekka begriffen sind. Als Münze ist das Gold, für welches ehedem sogar ein eigenes Gewicht hier festgestellt war, in Agades verschwunden; vorzugsweise wird ein Tauschhandel gegen Negerhirse (Pennisetum typhoideum) getrieben; indisches Korn (Sorghum) kommt weniger vor, sparsam auch nur die im Sudan vielfach gebräuchlichen Baumwollenstreifen.

Die Einwohner von Agades sind fanatische Muhamedaner. Mehrere Moscheen sind vorhanden und neben der im Innern freilich unansehnlichen düstern Hauptmoschee erhebt sich ein fast 100 Fuß hoher Thurm. Dieser ist wie die Wälle des

Ortes aus dicken Lehmmauern aufgeführt. Aehnlich wie die Zierde des Sudan, die majestätische Delebpalme, schwillt er in der Mitte an und verjüngt sich nach oben. Um ihm größere Festigkeit zu geben, sind in ihm absatzweise Holzplanken übers Kreuz gelegt, die rundum mit ihren Köpfen ein paar Ellen weit vorstehen. Er diente nie zum Gebetsaufrufe, wie dies mit den Minarets in den türkischen Städten der Fall ist und welches hier vom Dach der Moschee aus geschieht, sondern ward als Warte benutzt, um das Herannahen von Feinden rechtzeitig melden zu können. (Siehe die Abbildung S. 138.)

Aus den bewaldeten Thälern in einiger Entfernung von der Stadt versorgt man letztere mit Brennholz und Trinkwasser; das Wasser aus den Brunnen der Stadt selbst gilt für weniger gesund. Sehr gern vermischt man das Wasser mit Hirsemehl, auch wol mit gepulvertem Käse. Diesen Trank, Fura genannt, der nicht übel schmeckt, genießt man dann mittelst eines Schöpflöffels, der in Gesellschaften die Runde macht, wie anderwärts ein Festpokal. Die Wohnungen der Leute in Agades zeigen einen hohen Grad von Behaglichkeit, wenn ihre Einrichtung auch freilich von europäischen Gebräuchen durchaus sehr abweicht. Der Eintretende gelangt zunächst in ein größeres Zimmer. Links und rechts in demselben sind durch Balustraden von etwa zwei Fuß Höhe Seitenhallen abgetrennt, in denen dasselbe geheimnißvolle Dämmerlicht herrscht wie in dem darauf folgenden größern Gemach. Von letzterm aus führen Thüren nach Seitenräumen, Speichern für Vorräthe der verschiedensten Art, durch die Mittelthür dagegen gelangt man auf den viereckigen Hof, den Lieblingsaufenthalt der Familie. An der einen Mauer desselben sind eine Anzahl muthwilliger Ziegen angebunden, muntere Kinder, im einfachen Kostüme Adam's, treiben mit einem der meckernden Hausgenossen, der sich vielleicht losgerissen hat, ihr lustiges Spiel. Eine Reihe große irdene Töpfe sind in die Wand wagrecht eingemauert und dienen einer Schaar zutraulicher Tauben als Nist- und Brüteplätze. An einer andern Seite des Hofes ist ein Schattenplatz, eine Laube aus Matten, eingerichtet, zwischen dessen „vier Pfählen" die Familie die heiße Tageszeit behaglich verbringt, und an der dritten Wand endlich steht das Sanktissimum, das riesig große Ehebett, als wohlverwahrtes Heiligthum. Mächtige Pfosten tragen dasselbe, die eine Wand ist aus Bretern gebildet, die Decke und die andern Wände sind mit dicken Matten verwahrt und der innere Raum, der ein kleines Zimmerchen darstellt, bietet besonders dem weiblichen Theil der Bewohnerschaft ein Gemach, um sich bei Tag und bei Nacht ungestört zurückziehen zu können. Bei denjenigen Häusern, die ein zweites Stockwerk haben, führt zu letzterem vom Hofe aus ein „Ding zum Steigen", d. i. eine Art sehr roher Treppe.

Nie versäumt der Bewohner von Agades sein tägliches fünfmaliges Gebet zu sprechen und sorgt für den religiösen Unterricht seiner Kinder dadurch, daß er letztere in die Schule schickt. Solche Schulen werden meist durch herumziehende Bornuneger errichtet und der Unterricht besteht hauptsächlich darin, daß die Schüler Sprüche aus dem Koran, die ihnen auf hölzerne Tafeln geschrieben sind und vorgesagt werden, im Chorgesang nachsprechen. Agades hat fünf oder sechs solcher

Schulen, und gegen 300 Kinder besuchen dieselben. Die Sprache der Bewohner von Agades hat viel Aehnlichkeit mit der in Timbuktu.

Höchst eigenthümlich sind die Verhältnisse, welche in Bezug auf den Sultan von Agades stattfinden. Es wird derselbe stets durch die Häuptlinge der drei Stämme des Landes: der Kelowi, Kelgerreß und Itissan, gewählt und zwar stets aus einer bestimmten Familie in der Stadt Gober, welcher man Scherif-Adel (Nachkommen Muhamed's) zuschreibt und die früher in Stambul gewohnt haben soll. Bei der Krönungsfeierlichkeit verkündet ein Trommler und Ausrufer das fröhliche Ereigniß den Einwohnern der Stadt. Am nächsten Morgen ziehen die versammelten Häuptlinge der drei Stämme nach der Privatwohnung des Sultans und begleiten ihn nach dem öffentlichen Hause. Hier führen ihn die Kelgereß und Itissan zu einem Gado, d. h. einer aus Zweigen verfertigten und mit Matten und Teppichen bedeckten Ruhebank, und nöthigen ihn zum Sitzen. Noch läßt der neue Herrscher seine Füße auf dem Boden ruhen, und erst wenn die Häuplinge der Kelowi ihn auffordern, es sich bequem zu machen, gestattet es ihm die Sitte, die Füße auf den Gado zu legen. Nach beendigter Einsetzungsfeierlichkeit begiebt sich der neue Sultan mit seinem ganzen Gefolge nach einer außerhalb der Stadt liegenden Kapelle, um dort sein Gebet zu verrichten.

Ihm voran zieht ein Trupp Musikanten, links und rechts reiten seine Minister, unmittelbar hinter ihm die sämmtlichen Häuptlinge, alle in ihren besten Schmuck, weite Sudanhemden (Toben) aus Baumwolle und Seide, gekleidet und aufs beste bewaffnet mit Speer, Schwert, Dolch und ungeheurem Schild. Ihnen nach die Kelowi-Krieger hoch zu Kameel, von ihrem Fürsten geführt. Wer von den Bewohnern der Stadt es irgend ermöglichen kann, schließt sich, mit Speer und geradem Schwert bewehrt, oder auch wol mit Pfeil und Bogen versehen, dem Zuge an, reitet entweder zu Pferde oder zu Kameel, oder geht zu Fuß. Die Mehrzahl trägt dabei dunkelfarbige oder gesprenkelte Hemden, sogenannte Perlhuhn- oder Pfeffer-Toben, auf dem Haupte eine hohe rothe Mütze mit einer Unmasse von Trobdeln und Quasten, sowie mit zahlreichen, an Schnuren hängenden Ledertäschchen aufgeputzt, welche letzere schützende Zauberformeln enthalten. Um diese rothe Mütze ist gewöhnlich ein schwarzes Tuch und über dasselbe ein langer ägyptischer Schal, weiß und roth gestreift, gewunden, so daß der ganze Kopfputz das Ansehn eines phantastisch geschmückten Helmes erhält. Die dunkeln, glänzenden Toben erscheinen von fern wie Stahlrüstungen und das Ganze erinnert täuschend an den Aufzug eines Fürsten des Mittelalters mit seinen Rittern und Mannen.

Viele der Reiter haben Steigbügel von Kupfer, deren Gestalt den in Europa gebräuchlichen gleicht. An den Köpfen ihrer Pferde hängen außer den erwähnten zauberreichen Ledertäschchen Riemen mit zahlreichen Schellen, und das Geklingel und Rasseln derselben giebt schon einer nur geringen Anzahl Berittener den Anschein, als sei es ein ansehnlicher Heerhaufe. Die weiten Hosen der Reiter sind unten gewöhnlich eng und mit einer zwei Zoll breiten Borte besetzt.



Von Bilma nach Kuka.

Von Bilma bis zum Tsad-See lag noch eine traurige und höchst beschwerliche Strecke Wegs von etwa 70 deutschen Meilen, auf welcher keine einzige Ortschaft und nur sehr wenige, mitunter mehrere Tagereisen von einander entfernte Brunnen lagen, deren Wasser noch dazu schlecht genug war. Unweit Bilma traf Dr. Vogel einen Quell, in dessen Becken reichliche Luftblasen emporbroddelten und welcher deshalb das Ansehn eines heißen Sprudels erhielt, obschon er nur die gewöhnliche Temperatur besaß. Eine heiße Schwefelquelle, von welcher ihm in Mursuk erzählt worden war, daß sie hier in der Wüste existire, war den Einwohnern der Oase nirgends bekannt, ja sie lachten über die Idee, daß in ihrem Lande heißes Wasser und Schwefel aus der Erde kommen solle.

Am südlichen Ende erhebt sich das 1100 Fuß über dem Meer gelegene Thal von Kauar wieder allmälig über Alaun- und Mergelschichten bis zur gewöhnlichen Höhe des Wüstenplateaus. Ueber Mußkatenu führte der Weg nach dem $4\frac{1}{2}$ Meilen davon entfernten Brunnen Saukura, einem Rastplatz, der durch die reichlich wuchernden Gebüsche der Salzkaper (Schiwak, Capparis sodata) einige Annehmlichkeiten bietet. Er liegt in einer flachen Thalebene, die rings von Palmengestrüpp umgürtet ist. Das reichlich vorhandene Wasser des Brunnens ist nur wenige Fuß von der Oberfläche entfernt und die in der ganzen Senkung sich in dieser Tiefe erstreckende Feuchtigkeit bedingt das Vorhandensein der genannten Gewächse. In der Richtung nach Nordwest liegt, drei Tagereisen von hier entfernt, der sehr alte Tibu-Ort Faschi oder Agherim (Agram), der durch die Eroberungszüge des Königs Edriß von Bornu früher Berühmtheit erhalten hat.

Erst 15 Meilen südlich von Saukura folgen die nächsten Brunnen, die

von Dibbela. Die ganze weite Strecke ist ein Sandmeer im Sinne der gewöhnlichen Vorstellung von Wüste. Der zu Zeiten fallende Regen ist zu spärlich, als daß er selbst einem genügsamen Grashalm das Leben fristen könnte, und die Kuh-Antilopen, die ihr Dasein dem Reisenden durch ihre zahlreichen Fußtapfen im Sande verrathen, besuchen diese Einöde nur, wenn sie durch die Nachstellungen der Jäger aus den bewachsenen Oasen verscheucht werden. Der feine Sand ist das Bett des Wandrers bei Nacht, der dunkle, sternendurchfunkelte Himmel seine Decke — und es soll sich ganz behaglich auf diesem Lager schlafen, zumal wenn ein langer anstrengender Ritt während des glühendheißen Tages den höchsten Grad von Erschöpfung herbeigeführt hat. Aber selbst der geringe Genuß, im Wüstensande von der fernen grünen Heimat mit ihren frischen Wassern und lieben Freunden zu träumen, ward unserm Reisenden nicht ungestört zu Theil. Es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß die Tuariks aufgebrochen seien, um die Karawane zu überfallen und die für den Sultan von Bornu bestimmten reichen Geschenke für sich in Beschlag zu nehmen. So war Dr. Vogel gezwungen, stundenweise Wache zu stehen und während der übrigen Zeit nur mit geladener Büchse zur Seite und dem Revolver in der Hand zu schlafen, um auf einen geeigneten Empfang der ungebetenen Gäste gebührend vorbereitet zu sein. Die Räuber hatten indessen ermittelt, daß ihnen die Reisegesellschaft doch zu zahlreich und zu gut bewaffnet sei, und unterließen deshalb einen ernsthaften Angriff, so daß man mit der bloßen Unruhe davonkam.

Nachdem ein hoher Sandrücken, reichlich mit Kadjidji bewachsen, überstiegen war, langte man an dem Brunnen Dibbela an. Seine Umgebung trägt einen fast romantischen Charakter. Im Osten ragen steil und zerrissen nackte schwarze Felsmassen empor, die übrigen Seiten der tiefen Einsenkung umgrenzen Dünen aus blendendweißem Flugsand. Talhabäume umschatten den Brunnen und aus den Schluchten der Felsen ragen die Kronen einzelner Dumpalmen. In dem rings umschlossenen Thale steigert sich die Hitze des Tages zum Unerträglichen, und leider gewährt das Wasser keine besondere Erquickung, da es einen ganz abscheulichen Geschmack wegen seines Gehaltes an Bittersalzen hat. Hier war es, wo der freundliche Henry Warrington, der Vogel begleitete, auf seiner Rückreise von Kuka den Tod fand. Schon in letzterer Stadt kränklich und unterwegs durch die Folgen der Dysenterie aufs äußerste geschwächt, zerrüttete wahrscheinlich die schlechte Beschaffenheit des Wassers von Dibbela seinen Körper vollends und führte seine Auflösung herbei. — Die Höhen bei Dibbela fand Vogel 1300 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres.

Wiederum folgt bis zum Thale von Agadem ein Sandmeer von 7—8 Meilen Durchmesser. Nur einzelne schwarze Felsriffe schauen hie und da aus demselben heraus und gewähren den lagernden Karawanen einigen dürftigen Schutz, wenn der Wüstenwind ihnen dichte Wolken von Sand entgegen treibt. Mehrfach durchschneiden auch Einsenkungen in der Richtung von Ost nach West die Ebene, und die Ränder derselben fallen mitunter steil genug ab, um die Mühseligkeiten der Reise noch zu vergrößern.

In dieser Wüstenstrecke finden sich eigenthümliche Bildungen im Sande, die

mit den bekannten Blitzröhren einige Aehnlichkeit zeigen; es sind Stangen, aus krystallisirtem Sande gebildet, die in Menge umherliegen, von den Kanori Bargom-tschidibe, von den Haussaleuten Kautschin-kassa, d. h. Erdschoten genannt. Manche glauben in ihnen Ueberreste von Termitengängen zu erblicken, welche die stämmigen Stengel von Negerhirse umgeben hatten. Vielleicht dürfte man auch der Vermuthung Raum geben und sie als Erscheinungen ansehen, welche mit den sogenannten geologischen Orgeln Verwandtschaft besäßen. Mehrfach haben wir erwähnt, daß Baumstämme mitten in der Wüste verkieselt angetroffen werden, theils Bäumen angehörig, die noch in der Nähe gedeihen, theils solchen, die ausgestorben sind, aber ehedem hier wuchsen. Es erscheint deshalb vielleicht nicht ganz undenkbar, daß in der Vorzeit ein kleinerer Binnensee, ähnlich den Lagunen von Bilma, hier stagnirte und ähnlich wie diese und die Natron-Seen in Fessan von Schilfgewächsen und Gesträuch umwachsen war, deren untere hohle Stengeltheile mit Hülfe des Salzgehaltes der Gewässer verkieselten. Ob die Gewässer durch eine allmälige Hebung des Landes sich nach andern Orten hinzogen, oder ob sie durch jene von Ost nach West streichenden Wadis sich ergossen, könnte natürlich nur eine eingehende Untersuchung an Ort und Stelle ergeben. Ein Vorkommen von Negerhirse in dem gänzlich unfruchtbaren Gebiete, sowie ein Auftreten von Termiten, welche gegenwärtig bereits bei Kibbu, fast 50 deusche Meilen südlich davon, ihre Nordgrenze haben, dürfte mindestens nicht viel wahrscheinlicher sein; ebenso liegen wenig Gründe vor, in dieser regenarmen Zone eine so häufige und auf eine Stelle beschränkte Erscheinung durch den Blitz erklären zu wollen.

Dr. Vogel sandte Proben solcher Röhren nach London. Er theilt darüber mit, daß sich dergleichen bis zu 18 Zoll Länge von verschiedenem Durchmesser, von 1—3 Linien, fänden. „Sie staken meist senkrecht im Sande", schreibt er dabei, „an den tiefsten Stellen der Namle. Diese sonderbaren Gebilde sind ohne Zweifel das Produkt einer Ameisenart, die sich in Bornu in großer Menge findet und das Eigenthümliche hat, Holz, Baumzweige, Grashalme u. s. w. zuerst mit einer Erdkruste zu überziehen und dann diese Artikel unter dem Schutze der Hülle zu zerfressen. Man findet in Bornu alle Felder mit Röhren dieser Art übersäet und in den Wäldern solche von 18 — 25 Zoll Durchmesser, wo irgend ein verdorrter Baum gestanden. Diese Röhren sind sehr bröcklig und zerbrechlich, die von mir eingesandten aber wahrscheinlich durch den Einfluß des glühenden Sandes verglast. Uebrigens müssen sie schon sehr lange in demselben vergraben liegen, da es jetzt daselbst weder Grashalme noch Ameisen giebt."

Von einer Hügelkette, die nach Vogel's Schätzungen vielleicht 150 — 200 Fuß über der Thalsohle erhaben ist, senkt sich der Pfad nach dem Thale Agadem. Dieses liegt 1000 Fuß über dem Meere, ist also etwas Weniges tiefer wie Bilma. Höhenzüge umschließen nördlich von Agadem eine weite Thalebene und bilden ein unregelmäßiges Becken, dessen reicher Gehalt an Natron bestimmt genug darauf hinweist, daß es einst das Becken eines Natron-Sees war, von dem das Salz beim Verdunsten des Wassers im Boden zurückblieb. Agadem selbst wird im Osten von einer Felsenreihe umgeben und hat etwa eine halbe Meile Breite. Den West- und

Nordrand bezeichnen Sanddünen. Auch hier ist die ganze Thalsohle von Salzkapergebüschen erfüllt. Sie wuchern so üppig und massenhaft, daß ihretwegen zu manchen Zeiten des Jahres sich eine Schaar Leute vom Stamme der Bolodua oder Am-wodebe mit ihren Herden hier aufhält. Wenn mehrfache Regen den Grund befeuchtet haben, sproßt auch etwas Gras auf und gewährt den Thieren, die ungern auf längere Zeit sich mit den Blättern der Kaper begnügen, etwas bessere Weide. Zwei Brunnen, einer nördlich und einer südlich in der Senkung gelegen, bieten der Karawane vortreffliches, klares Wasser, der erstere in reichlicher, der letztere freilich nur in spärlicher Menge. Ein behagliches Ausruhen ist aber an solchen regelmäßig von den Reisenden benutzten Lagerplätzen nicht thunlich, denn im Sande siedeln sich Kolonien von Kameelläusen an, die nach langer Fastenzeit jeden neuen Ankömmling gleich den räuberischen Tuariks und Tibus als Beute begrüßen und ihren Tribut beanspruchen. Die Wüste ist einmal kein Paradiesesgarten, und selbst an die geringste Annehmlichkeit, die sie bietet, hängt sie irgend eine fatale Mahnung. Auch unter Schiwakgebüschen wandelt man, wie unter den Palmen, nicht immer ungestraft.

Wie der Künstler seinem Publikum, der Gastgeber seinen Gästen das Beste bis zuletzt aufspart, so behält auch die Sahara dem von Norden kommenden Reisenden zum Schlusse seiner Wanderschaft ein besonderes Kabinetstück, eine Wüste im engern Sinne vor, die Wüste von Tintumma. Unter den 30 Meilen, die er noch bis zum Tsad-See zu durchziehen hat, nimmt sie den größten und traurigsten Theil ein. Etwa 970 Fuß über dem Meere erhaben, dehnt sich eine traurige Sandfläche, durch nichts unterbrochen, südlich vom Brunnen Agadem aus und zwei Meilen weit bildet loser Flugsand ein dürres Gegenstück zum Spiegel des Oceans, wie dieser beim Windeswehen seine Oberfläche verändernd, nur durch Sterne und Kompaß es dem Wandrer ermöglichend, den Weg zu finden. Keine andere Strecke von Tripoli bis Kuka ist in gleichem Grade berüchtigt wie die Wüste von Tintumma, dadurch daß der Reisende den Weg leicht verliert. Ein Verirren in diesem Gebiet ist aber sicherer Tod. Kein Wunder deshalb, daß die Eingebornen dieselbe mit abergläubischer Scheu betrachten, in den vor dem Sturme dahinziehenden Sandwolken Schaaren von schlimmen Dämonen zu erkennen glauben und in den hier häufigen Luftspiegelungen das Werk des Satans erblicken. Da die Hitze auf dieser Sandfläche sich während des Tages bis zum Unerträglichen steigert, nimmt man die etwas kühlere Nachtzeit gern zu Hülfe; die Größe der Gefahr, die Jedem bewußt ist, spannt alle Kräfte an, — eine Art Begeisterung ergreift selbst die armen Sklaven, die, noch mit schweren Packeten auf dem Kopfe beladen, zu Fuße den losen Sand zu durchwaten haben. Sie stimmen einen wilden Gesang ihrer Heimat an, die Führer feuern zu Zeiten Flintenschüsse ab, und wie ein wilder Gespensterzug eilt die dunkle Schaar durch die Nacht, bis allgemeine Ermattung, allgemeines Erschlaffen nach der gewaltsamen Aufregung folgt und ein unabweisbares Halt! gebietet.

Keine Spur eines holzigen Gewächses ist an einem Lagerplatz in der Tintumma zu finden, um ein Feuer anzünden und etwas Speise bereiten zu können. Gestampfte

Negerhirse, ein wenig Mehl, mit dem stinkenden Wasser des Lederschlauches kalt angerührt, ist die einzige Erquickung, die dem erschöpften Körper geboten wird.

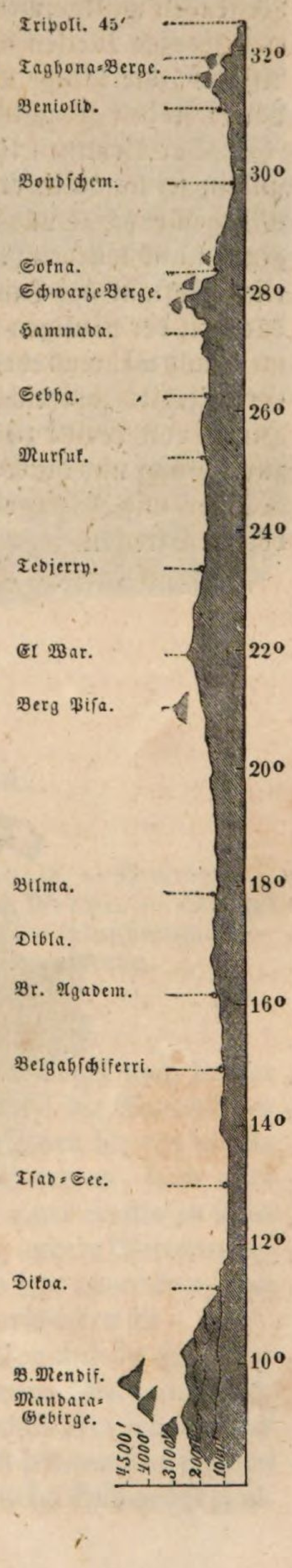
Trotz dieser gräßlichen Oede, trotz der tödtenden Einförmigkeit und der drohenden Gefahren hat aber doch der Wüstenocean etwas ähnlich Großartiges wie der Spiegel des azurnen Weltmeers. Unbegrenzt streckt sich die weite Fläche und verschwimmt am Horizont mit dem weiten Himmelsgewölbe, nichts als Sand und Himmel gewahrt das Auge und der schwache, hülflose Mensch fühlt ganz die eigne Nichtigkeit und Kleinheit gegenüber den riesigen Mächten der Natur, — er fühlt um so lebhafter das Bedürfniß einer helfenden Macht, die über dem Wüstensand und über den Sternen thront, und versteht die Inbrunst, mit welcher der Wandrer auf der Matte neben seinem treuen Thier niederkniet und das Fatah spricht, das Antlitz gen Osten gerichtet.

Zum Brunnen Belgahschiferri senkt sich der Boden um 50 Fuß, so daß dieser 920 Fuß über dem Meer liegt. Die Hügel dabei steigen bis 1100 Fuß an. Von dort aus erhebt sich das Land zu einem Kamme, der 10 Meilen nördlich vom Tsad-See gelegen, allmälig nach demselben hinabfällt.

Wir stellen hier am Ende der Wüstenreise die Barometermessungen Dr. Vogel's in nebenstehendem Profil zusammen, das die ganze Strecke vom Spiegel des Mittelmeers bis zu den Mandarabergen unter 8^0 n. Br. begreift.

Der genannte Brunnen ist oft vom Flugsand verschüttet, und mühsam muß die ankommende Karawane erst den Grund aufwühlen, um ein spärliches Naß zu erhalten. Glücklich preist sie sich, wenn ein günstiges Geschick eine Horde wandernder Tibu mit ihr gleichzeitig hierher geführt hat und letztere ihr vielleicht einen Trunk Kameelmilch zum Labsal anbietet. Dem einzelnen Wandrer der kleinen Karawane dagegen droht durch ein solches Zusammentreffen die größte Gefahr. Allem Vermuthen nach war es hier bei dem Brunnen Belgahschi, wo der Begleiter Dr. Vogel's, der Korporal Macguire, den Tod fand. Mit seines Herrn Papieren und Sammlungen war er im Begriff, den Weg nach Europa anzutreten, als er wahrscheinlich hier beim Eintritt ins Wüstengebiet von Räubern überfallen und nach tapferer Gegenwehr meuchlings erschlagen ward.

Die häufiger fallenden Regen und die in Folge derselben aufsprossenden Kräuter Had und Ssebod werden dem



Reisenden willkommene Boten, daß er sich dem Sudan nahe befindet. Zugleich tritt wenige Meilen südlich von Belgahschi das gefiederte Stachelgras des Innern Afrikas, die lästige Klette (Pennisetum distichum) auf, dessen wir bereits im Lande Asben gedachten.

Der Brunnen Unghurutin ist bereits von schönem Baumwuchs umgeben und in seiner Nähe erquicken sich die ausgehungerten Kameele an den reichlichen Mengen des Had und Retem (Pfriemenkraut), die hier gedeihen. Weidegründe beginnen und würden zahlreichen Herden Nahrung gewähren können, wenn der politische Zustand des Landes es erlaubte. Gerade diese Grenzgebiete von Bornu sind das Ziel der häufigen Raubzüge, welche sowol Tuariks als auch Kelowi unternehmen, und während ehedem, als kräftige Fürsten in Bornu herrschten, durch das ganze Grenzgebiet zahlreiche Tibuniederlassungen vorhanden waren und die Kanembu-Hirten von Weide zu Weide zogen, führt jetzt der Strauß seine Jungen hierher zur Aesung und die Giraffe pflückt die Blätter der sprossenden Mimosen. Nur der Räuber und Jäger oder der bewaffnete Reisende durchzieht in Eile die verwilderten Strecken.



Araber auf der Reise.



Am Komadugu Waube.

V.

Reise durch Kanem nach Kuka.

Ankunft im Sudan. — Die tropische Regenzeit. — Das Land Kanem. — Naturbeschaffenheit Kanems. — Geschichte dieses Landes. — Das Königreich Bornu. — Der Komadugu Waube. — Fischreichthum. Der Zitterwels. — Die Stadt Jo. — Flußübergang. — Der Aschur. — Die Dumpalme. — Reiterei des Sultans von Bornu.

In den ersten Tagen des Jahres 1854 langte endlich Dr. Vogel nach langer mühseliger Wüstenreise an der Grenze des Sudan an. Er hatte die Sandflächen von Tripoli im Hochsommer durchzogen und deshalb in denselben die schlimmste Hitze ausstehen müssen. Hier in Bornu kam er zwar im Winter an, fand aber Alles so von der Sonne verdorrt, daß das Land den Anblick einer trostlosen Einöde gewährte. Er trat in eine Zone ein, in welcher vollständig andere Witterungsverhältnisse herrschen, die von denjenigen Nordafrikas ebenso sehr abweichen, wie die Beschaffenheit des Bodens von derjenigen in der Wüste verschieden ist.

Statt des losen Flugsandes, der Kalk- und Sandsteinfelsen und der spiegelnden Granithochflächen betritt der Wandrer südlich vom Brunnen Mul eine Tiefebene von nahe an 80—90 deutschen Meilen Breite aus fruchtbarem Thon- und Humusboden, der nur stellenweise von Sandhügeln und noch seltener durch einen einzelnen Granitberg unterbrochen wird. Letzteres ist erst weit im Süden der Fall.

Diese Ebene hat nur wenige, höchstens 50—60 Fuß Erhebung über den mittlern Stand des Tsad und letzterer selbst ergab sich nach Dr. Vogel's Barometermessungen als 850 Fuß über dem Ocean gelegen.

Es kommen zwar schon in der großen Wüste mitunter Regengüsse vor, von deren Heftigkeit wir bereits Beispiele anführten, aber erst am Tsad beginnt die Zone der regelmäßigen Tropenregen, in welcher trockne und nasse Jahreszeit Jahr aus Jahr ein fast mit dem Datum wechseln.

An der Nordküste Afrikas fallen die meisten Regengüsse zur Zeit des Winters, bei einer Temperatur, die in einzelnen Fällen auf dem Gebirge sogar bis zum Gefrierpunkt sinkt, so daß sich die Landschaft wenigstens einige Stunden lang mit einer Schneedecke belegt. Im Sudan dagegen fällt die Regenzeit mit dem höchsten Stande der Sonne, mit dem Sommer zusammen. Die Eintheilung der Jahreszeiten in Winter und Sommer ist dort in dem uns geläufigen Sinne nicht mehr anwendbar. Die Gebiete in der Nähe der Wendekreise haben die Sonne einmal im Jahre im Zenith. Am Wendekreis des Krebses findet dies Ende Juni statt. Ueber den Ländern des Aequators steht die Sonne jährlich zweimal senkrecht über dem Haupte, das eine Mal im März, das andere Mal im September. Am Wendekreise ist deshalb eine Zeit des höchsten und eine Zeit des niedrigsten Sonnenstandes vorhanden, am Aequator dagegen scheiden sich zwei Perioden des höchsten von zwei Perioden des niederen Standes. Von letztern fällt der eine nördlich, der andere südlich. Je mehr nun die zwischen dem Gleicher und dem Wendekreis gelegenen Distrikte sich dem erstern oder dem letztern nähern, desto mehr treten die beiden höchsten Sonnenstände deutlicher aus einander oder verschmelzen mit einander, und in demselben Grade lassen sich entweder zwei Perioden des Regens unterscheiden, oder dieselben fließen zu einer einzigen zusammen.

In der Gegend, über welcher das Gestirn des Tages lothrecht steht, wirken seine Strahlen am stärksten und rufen einen kräftigen Luftstrom von unten nach oben hervor. Die Atmosphäre wird mit Feuchtigkeit übersättigt, es bilden sich mächtige Wolken und Regengüsse stürzen herab, von Blitz und Donner begleitet, für welche wir keinen Maßstab besitzen. Die meisten Gewitter entladen sich am Abend, aber selbst am Tage ist der Himmel dunstig, die Luft erstickend heiß und schwül und dabei so mit Wasserdampf überladen, daß die von dem Nachtregen durchnäßten Leinentücher während des ganzen Tages nicht trocknen, trotzdem daß die Hitze im Schatten bis gegen 42 Grad steigt, eine Temperatur, welche die Luft bei uns selbst beim klarsten Himmel während der Hundstage nicht erreicht. Dr. Vogel hatte während seiner Reise nach Mußgo Ende Mai 1854 drei Wochen lang keinen trocknen Faden auf dem Leibe.

Am Tsad steht die Sonne in der ersten Woche des Mai und dann, vom Norden zurückkehrend, während der letzten Woche des Juli den Bewohnern über dem Haupte. Die Regenzeit — der Sommer — beginnt in den Gegenden um jenen See vom Ende Mai (die Wirkungen des höchsten Sonnenstandes folgen einige Zeit nachher erst am deutlichsten) und schließt Mitte September. Um diese

Zeit herrschen vorzüglich Süd- und Südostwinde und selbst die Nächte bleiben nicht selten so erstickend schwül, daß sie 40⁰ und am Morgen nur ausnahmsweise 30⁰ zeigen. Letztere Temperatur gilt dann schon für kühl. Mitte Mai entladen sich in Bornu gewöhnlich die ersten Gewitter, begleitet von heftigen Stürmen; da aber der Boden zu dieser Zeit gänzlich ausgedörrt ist, so wird das Regenwasser, das in Tropfen von 1 Zoll im Durchmesser fällt, anfänglich schnell aufgesogen und verursacht zunächst keine Unannehmlichkeiten. Die heftigen Blitze dagegen richten nicht selten unter den Herden erheblichen Schaden an. Auch Menschen werden häufig erschlagen. Bei längerer Dauer der Regenzeit verwandelt sich aber das übersättigte Land bei seiner flachen Beschaffenheit weit und breit in einen See und unendlichen Sumpf. Der Wind, fortwährend feucht und drückend heiß, geht allmälig nach Ost und Südost über, bis im September die Regengüsse nachlassen. Während der übrigen Jahreszeit — während des sogenannten Winters — ist zwar die Hitze etwas weniger stark, die Trockenheit aber desto trostloser. Der Wind weht dann vorherrschend von Nordost, und der Himmel ist fast ununterbrochen klar. Am Tage steigt das Thermometer meistens nur bis gegen 30⁰ C., mitunter werden die Nächte sogar empfindlich kühl, und die Luft hat dann gegen Morgen nur 18—20⁰ C., ja noch weniger.

Dr. Vogel traf es, wie gesagt, so ungünstig, daß er gerade mitten in der dürrsten Jahreszeit, im Januar, am Tsad anlangte. Er fand deshalb das Land ausgedörrt, versengt, nicht viel freundlicher als die Wüste, welche er verlassen hatte. Die Karawane lagerte am nördlichen Ufer des Komadugu Waube, gegenüber dem Städtchen Jo (Yeu). Hier stand er an der eigentlichen Grenze des Reiches von Bornu, und dem Gebrauche gemäß mußte von hier aus dem Herrscher des Landes die Meldung der Ankunft gemacht und von dem Statthalter des Ortes Jo die Erlaubniß geholt werden, die Grenze überschreiten zu dürfen. Nur 3—4 Meilen östlich von diesen Stellen ergießt sich der Komadugu in den Tsad, die Straße nach Kuka führt also an der Westseite des Sees entlang, nachdem sie nördlich vom Komadugu das Land Kanem theilweise durchschnitten hat. Kanem breitet sich am Nordufer des Sees aus und stößt im Nordosten an Borgu, im Osten an Wadaï. Kurz vor Jo begegnete Dr. Vogel einer nach Fessan ziehenden Karawane und benutzte diese günstige Gelegenheit, um, auf dem Pferde sitzend, mit Bleistift einige Zeilen an den englischen Konsul G. B. Gagliuffi in Mursuk zu schreiben und ihm seine glückliche Ankunft an der Grenze von Bornu zu melden:

„Nahe bei Yeu (Jo), zwei Tagereisen von Kuka, den 3. Januar 1854.

Geehrter Herr!

Wenn diese Zeilen Sie erreichen, geben Sie gefälligst dem Ueberbringer einen Dollar als Belohnung. Ich befinde mich ganz wohl und ebenso meine Begleiter. Ich habe blos zwei Kameele auf dem letzten Marsche verloren. Haben Sie die Güte, dem Colonel Herman zu schreiben, daß der Tsad-See nur 800 engl. Fuß hoch über dem Meeres-Niveau liegt; die Wüste ist viel höher, überall wenigstens 1200 Fuß. Erst bei Belgahschiferri (Beere Kaschifery bei Denham) fällt sie auf 900 Fuß.

Ich empfehle mich Ihnen angelegentlichst, sowie meinen Freunden in Tripoli, England und Deutschland. Sie werden bereits von der Revolution in Kuka und dem Tode des Hadschi Beschir, sowie des Scherifs von Sinder gehört haben. Ich bin versichert worden, daß der neue Scheikh von Bornu mich freundschaftlich empfangen wird."

Wir werden später Näheres über die politischen Wirren berichten, welche Bornu damals zerrütteten, und werfen, während die Karawane an der Grenze des Landes anhält, einen Blick auf das genannte Land Kanem, da dies zum Verständniß der Geschichte Bornus nothwendig ist.

Kanem, das Land nördlich vom Tsad.

Der westliche Theil Kanems besteht theils aus dem tiefgelegenen fetten Marsch- und Thonboden, der die Umgebung des Tsad bezeichnet, theils aus mäßigen Sanddünen, die sich nördlich nach der Wüste zu fortsetzen. In der trocknen Jahreszeit dörrt der flache Humusboden bis zur Steinhärte aus und zerspaltet sich stellenweise in tiefe Risse; beim Steigen des Tsad und beim Eintritt der Regenzeit dagegen werden weite Strecken mehr oder weniger überschwemmt und unwegsam. Dieselben verwandeln sich dann entweder in Sümpfe, günstige Tummelplätze für Flußpferde, oder in grasreiche, üppige Wiesen, auf denen Büffel, Elephanten und Antilopen-Arten weiden. (Siehe das Bild S. 161.) Diese weiten Flächen würden sich vortrefflich zum Reisbau eignen, wenn der politische Zustand des Landes überhaupt einen friedlichen Ackerbau gedeihen ließe. Das Ufer des Sees ist sehr veränderlich; nicht nur, daß der Stand des Wasserspiegels je nach der Jahreszeit außerordentlich abweicht und in den trocknen Monaten meilenweite Strecken bloßlegt, über denen sonst die Fluten spielen, — an vielen Stellen bilden sich auch neue Schlammbänke und durch Zunahme derselben flache Inseln, während andere Stellen sich wieder zusammensetzen und ihre Bewohner durch die zudringenden Gewässer zur schleunigen Flucht und zur Verlegung ihrer Wohnstätte gezwungen werden. So war Dr. Barth 1851 bei Ngegimi über ausgedehnte Flächen des schönsten Wiesenlandes gezogen, welche zwei Jahre nachher sammt der letzgenannten Stadt unter dem Wasserspiegel lagen. Der neue Ort desselben Namens, den Dr. Vogel berührte, war weiter westlich auf den höher gelegenen Hügeln gebaut worden.

Auf den etwas erhabenen sandigen Strecken erhält das Gebiet mehr ein heideähnliches Aussehn und bedeckt sich mit kurzen Gräsern und Gestrüpp, über welches sich hie und da einzelne Mimosenbäume schattenspendend erheben. Doch auch hier wird die Einförmigkeit oft durch Thalsenkungen unterbrochen. Diese Kessel besitzen gewöhnlich auf ihrem Grunde hinreichende Feuchtigkeit, so daß sie sich vortrefflich zum Anbau von Weizen und Sorghum eignen. In alter Zeit waren sie meistens auch zu diesem Zwecke benutzt und an ihrem Rande lag gewöhnlich ein Dorf oder eine Stadt; jetzt liegen sie dagegen fast durchgängig brach und unbenutzt und von den Wohnungen der Menschen sind nur spärliche Ueberreste bemerklich. Tiefer gelegene Einsenkungen enthalten Wasserbecken, kleinere oder größere Seen,

die zur Zeit des Hochwassers mit dem Tsad in Verbindung treten und zur trocknen Jahreszeit auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Je nach dem Stande des Wassers verändert sich auch die Beschaffenheit des letztern. Der Boden enthält nämlich in mehreren jener Einsenkungen etwas Natron, das durch den Regen aufgelöst und dem Tümpel zugeführt wird. Nimmt das Wasser nun seinen niedrigsten Stand ein, so ist der Gehalt an Salz dem Geschmacke deutlich bemerkbar, beim Hochwasser verschwindet derselbe aber so vollständig, daß das Wasser durchaus süß und angenehm erscheint. Das Salz ist überhaupt in der Umgebung des Tsad-Sees eine so seltene Sache, daß es zum großen Theile aus Asche dargestellt wird. Es ist dies Salzsieden vorzugsweise ein Erwerbszweig der Budduma, der Bewohner der Tsad-Inseln, und sie verwenden dazu die Wurzeln des Salzkaperstrauches (Capparis sodata), der das flache Seeufer auf weite Strecken bedeckt. In den erwähnten Thalsenkungen hat sich, seit sie von den menschlichen Bewohnern verlassen worden sind, die völlige Wildniß wiederhergestellt. Mimosen und Akazien verschiedener Art, aber sämmtlich mit Dornen bewehrt, verflechten sich zu Dickichten, über welche sich Schlinggewächse in üppiger Menge hinziehen und die Undruchdringlichkeit vermehren. Kornubäume und Hadjilidj (Balanites aegyptiaca) schauen über die niedern Gebüsche hervor und das Dumpalmengestrüpp hat mit weithinkriechenden zähen Wurzeln Besitz von den Flächen genommen, die ehedem Weizenfelder bildeten. Gleichzeitig sind auch die ursprünglichen Herren der Wildniß beim Weggange des Menschen wieder in ihre Rechte getreten. Skorpione lauern in unangenehmer Menge unter dem Gestrüpp und Wurzelwerk und machen Jagd auf die schwächere Insektenwelt; Stechmücken umlagern wolkenähnlich die Tsad-Ufer; Schildkröten schieben sich langsam nach den Kräuterflecken der feuchten Stellen; Schlangen sind keineswegs selten. Eine goldgrünschillernde Art kommt vor, die 18 — 20 Fuß Länge erreicht und sich an den Baumästen aufhängt, um vorbeipassirende Thiere zu umstricken.

So angenehm also jene Dickichte in den Thalsenkungen für den Reisenden sein müssen, da sie ihm Schatten und Wasser gewähren, dem Pflanzensammler auch noch vielerlei Ausbeute an unbekannten Arten versprechen mögen, so gefährlich ist andererseits auch der Aufenthalt in ihnen. Am wenigsten eignen sie sich zu Lagerplätzen während der Nacht, denn Löwen und Leoparden lagern in den Dornendickichten in Gemeinschaft mit Hyänen und beleben bei einbrechender Dunkelheit die Wildniß durch improvisirte Konzerte.

Der östliche Theil des Landes Kanem übertrifft den westlichen bei weitem an Abwechselung. Hügel und Thalsenkungen folgen sich hier viel dichter und die erstern erreichen bei der ansehnlichen Höhe von 400 — 700 Fuß stellenweise auch schroffere und malerische Formen. Einzelne jener Thäler besitzen ansehnliche Ausdehnung und werden zur Regenzeit von einem Bache durchrieselt. Der Ackerbau ist hier in ausgebreiteterer Weise vorhanden und an dem Rinnsal des Gewässers entlang bezeichnen schöne Dattelpalmenpflanzungen die Betriebsamkeit der Bewohner.

Noch räthselhafterer Natur ist das längste und östlichste jener Thäler, die nach dem Tsad-See zu an dessen Nordseite münden, das sogenannte Bahr el Ghasal

oder Burrum, ein sandiges, breites Wadi, mit reichem Baumwuchs geschmückt, das sich tief nach Borgu hinein erstreckt. Man erzählt von demselben, daß es sich vom Tsad-See nach dem Norden zu senke und deshalb ehedem vom See aus zur Flutzeit unter Wasser gesetzt worden sei. Erst in spätern Zeiten habe sich die Verbindungsstelle zwischen See und Thal durch Sanddünen so weit erhöht, daß dem Wasser der Eintritt verwehrt werde. In diesem Thale gewinnt man Salz und schafft dasselbe nach Wadaï, von wo aus es westlich nach Baghirmi und dem östlichen Theile von Bornu weiter gebracht wird. Noch kein europäischer Reisender war so glücklich, bis zu dieser interessanten Stelle vordringen zu können, auch Dr. Vogel gelang es nicht, so lebhaft er auch den Wunsch danach hegte und sich darüber in einem Briefe an Dr. Petermann aussprach.

Die Bewohner des Landes Kanem sind gegenwärtig vorzugsweise auf Viehzucht angewiesen, da der Ackerbau ihnen trotz der günstigen Beschaffenheit des Bodens bei der herrschenden Zerrüttung nicht Sicherheit des Ertrags genug gewährt. Sie sind theils eingeborne Kanembu oder stammverwandte eingewanderte Tibu. Zwischen ihnen haben sich aber auch eine Anzahl Budduma, Bewohner der See-Inseln, und Schua-Araber angesiedelt und der unruhige Araberstamm der Uëlad-Sliman spielte eine Zeit lang hier eine bedeutende, obschon wenig segensreiche Rolle.

In frühen Zeiten war Kanem ein Reich von größter Bedeutung. Im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelang es einem Manne Namens Ssaef, der zu dem libyschen Stamme der Berdoa gehörte, sich in Kanem ein solches Ansehn zu verschaffen, daß er die daselbst wohnenden verschiedenen Kanembu-, Tibu- und Berberstämme unter seiner Herrschaft vereinigte. Seine Frau stammte aus Mekka. Bereits im Jahre 1086 ward durch den König Hume, einen Sprößling des Geschlechts des Ssaef, die muhamedanische Religion hier eingeführt und der letztgenannte Fürst selbst starb auf einer Wallfahrt nach der heiligen Stadt Mekka. Die Residenzstadt der Kanembufürsten war Ndjinice, jetzt ein unansehnliches zerfallenes Dörfchen in Ostkanem. Von hier aus unterhielt man einen lebhaften Verkehr mit der Küste über Fessan, und König Dunama (der 1098—1150 regierte) bezog von Tripoli ansehnliche Mengen von Pferden und verwendete dieselben, um eine möglichst starke Reiterei zu gründen. Er selbst machte drei Reisen nach Arabien und erregte die Eifersucht und das Mißtrauen der Aegypter in dem Grade durch seine Unternehmungen, daß sie ihn bei seiner Durchreise ermordeten. Glücklicher als er dehnte Sselma (1194—1210) seine Macht aus. Er war der erste schwarze König; seine Vorgänger hatten hellfarbig ausgesehen wie die Araber. Besonders gelang es ihm durch das Freundschaftsverhältniß, in welchem er zu dem Fürsten von Tunis Beni Hafiß stand, seinen Einfluß über die Wüstengebiete auszudehnen und zu befestigen, so daß es einem seiner nächsten Nachfolger, Dunama oder Ahmed genannt (1221—1259), bereits gelang, das Königreich Kanem bis über ganz Fessan und Wadaï auszudehnen. Seine Hauptstärke bestand in einer höchst zahlreichen gutgeübten Reiterei, und es wird erzählt, daß er 41,000 Mann zu Roß in seinem Heere gezählt habe, eine Zahl, die trotz ihrer außer-



Elephanten und Flußpferde am Tsad-See.

ordentlichen Höhe doch nicht übertrieben erscheint, wenn man die gegenwärtigen Zustände in Bornu damit vergleicht. Unter den Heldenthaten Ahmed's wird besonders der siebenjährige Krieg hervorgehoben, welchen er gegen die Tibu führte und der mit der Unterwerfung der letztern endigte. Südlich reichte das Gebiet dieses gewaltigen Herrschers bis weit jenseits des Tsad, östlich bildete der Nil, westlich der Kowara (Niger) die Grenze. Von demselben Herrscher wird aber auch berichtet, daß er gleichzeitig die erste Veranlassung zum Zerfall des Reiches und zum Untergange der Dynastie gegeben habe, indem er den „Talisman von Bornu", ein versiegeltes Päckchen, geöffnet habe und der befreite Dämon von da an unausgesetzt umhergezogen sei, um allenthalben Empörung, Unzufriedenheit und Ungehorsam zu erregen. Es scheint diese Sage mit der Einführung der muhamedanischen Religion als Volksreligion in Verbindung zu stehen. Bis dahin war dieser Glaube mehr Hofreligion gewesen. Nach Ahmed's Tode begannen für das Reich Kanem unglückliche Zeiten, von denen es sich nie völlig wieder erholte. Zunächst wurden die Kanembu lebhaft angegriffen durch den Volksstamm der Sso oder Sseu, welcher im jetzigen Bornu zwischen dem Komadugu Waube und dem Schari wohnte. Der Kanembukönig Sselma, der im Anfange des 14. Jahrhunderts lebte, ward, so erzählt die Sage, durch eine unglückliche Mutter, welche er schwer beleidigt hatte, verflucht, und in Folge dieser Verwünschung fiel nicht nur er selbst durch die Waffen der eindringenden Sso, sondern es blieben auch auf dieselbe Weise seine vier Söhne, die ihm in kurzen Zeiträumen folgten.

Kaum hatte man etwas Ruhe vor diesen Drängern im Südwesten erlangt, als von Osten her ein neuer Feind aufstand. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts war nämlich ein Prinz des Kanembuhauses nach der Landschaft Fittri geflohen und hatte sich dort in dem Thale el Batha, dem spätern Wadaï, eine Herrschaft über den Stamm der Kuka gegründet. Seine Nachkommen, die Bulala, griffen den Kanembukönig Daud 1380 und dessen Nachfolger so hartnäckig und mit so gutem Erfolg an, daß sich Abu Bakr Linyatu, der 1394—1398 regierte, genöthigt sah, seine Residenz von Ndjimie weg nach Kagha zu verlegen. Es ist dies ein wildes Gebiet von gegen 10—12 Meilen in Bornu, zwischen Udje und Gudscheba gelegen, das jederzeit von solchen, die eine Niederlage erlitten hatten, benutzt worden ist, um wieder neue Kräfte zu sammeln. Vom Jahre 1400 an folgt nun eine Periode ununterbrochener Bürgerkriege und mannichfachen Elends. Mehrere Könige wurden ermordet, andere irrten flüchtig umher; nie kehrte für Kanem der ehemalige Wohlstand zurück. Zwar unterwarfen sich spätere Könige von Bornu, derselben Dynastie der Ssaefi angehörig, Kanem wieder und machten es, 120 Jahre nach dem Verlust, zur tributpflichtigen Provinz, niemals schlugen sie aber ihre Residenz daselbst wieder auf. Sie brachen zwar durch mehrjährige Kriege die Macht der Bulala, waren aber später selbst zu schwach und energielos, das Gebiet gegen die von mehreren Seiten drängenden Feinde genügend schützen zu können. Von Osten her dehnten die Herrscher Wadaïs ihre Macht mehr und mehr aus und das unglückliche Land ward zum ewigen Zankapfel zwischen diesem jugendlichen, kräftigen Reiche und Bornu, der sinkenden, altersschwachen Macht. Von den Inseln

im See unternahmen die Budduma in ihren leichten Booten Streifzüge und Ueberfälle und führten Vieh und Menschen als Gefangene fort, von Nordwesten her endlich drangen die Tuariks unausgesetzt vor und plünderten bis tief ins Innere des Landes, die Ortschaften verbrennend und Vieh und Menschen mit fortschleppend. Zum Ueberfluß hatte sich vor wenigen Jahren hier noch der mehrfach von uns erwähnte Araberstamm der Uëlad Sliman festgesetzt und unternahm seine Raubzüge gegen die Tuariks von Aïr. Den Erzählungen der Eingebornen zufolge sollen die Uëlad Sliman den Tuariks binnen zwei oder drei Jahren 30,000, ja nach den Aussagen Anderer sogar 50,000 Kameele abgenommen haben. Der ganze Unterhalt der Tuariks von Asben beruht aber, wie wir bei Beschreibung jenes Landes erwähnt haben, auf ihren Kameelen, die sie des Salztransports wegen bedürfen. Für das von Bilma entnommene und nach dem Sudan geführte Salz verschaffen sich diese Berberstämme dann das zum Leben nöthige Getreide, sowie die übrigen Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Dadurch, daß die Araber den Tuariks die Kameele in jenem großartigen Maßstabe wegnahmen, zwangen sie dieselben, entweder auszuwandern und ein Land aufzusuchen, das ihnen durch fruchtbaren Boden hinreichend Lebensunterhalt gewährte, oder mit gewaffneter Hand ihre Herden den Räubern wieder zu entreißen. Die Tuariks wählten das Letztere. Obschon zwischen ihren einzelnen Stämmen für gewöhnlich mancherlei Streit, Eifersucht und Fehde herrscht, vereinigte sie diesmal doch der gemeinsame Feind und sie brachten im Jahre 1850 ein Heer von mindestens 7000 Mann zusammen, von denen eine Anzahl zu Pferd, die andern zu Kameel beritten waren. Die Araber hatten unter der Anführung des kühnen und entschlossenen Häuptlings Muhamed etwa 900 — 1000 Mann unter den Waffen, mit denselben aber eine große Anzahl Hülfsvölker aus andern Stämmen vereinigt. Anfänglich bezogen sie bei der Nachricht, daß die Kelowi rüsteten, ein so gut befestigtes Lager bei Keskaua am Ufer des Tsad, daß die Kelowi selbst erklärten, sie würden nicht im Stande gewesen sein, den Uëlad Sliman etwas anzuhaben, wenn sie in ihrer Verschanzung geblieben wären. Da sich die Ankunft der Tuariks aber verzögerte, verloren die unruhigen Araber den Glauben an das Gerücht, ihre Hülfsgenossen entfernten sich mit ihrem Beuteantheil nach ihren Wohnsitzen und der Rest des Stammes lagerte im Wadi Alali in Kanem. Ehe sie es hier ahnten, wurden sie von einer großen Schaar Tuariks umringt und von allen Seiten angegriffen. Die Araber waren fast nur mit Flinten bewaffnet, die ihnen im Reitergefecht beim schnellen Ansprengen, Abfeuern und Zurückziehen zwar vortheilhaft, beim Handgemenge aber nicht viel nütze waren. Die Kelowi dagegen hatten außer einer geringen Anzahl Flinten vorzugsweise Speer, Schwert und Dolch für den Einzelkampf. Beim ersten Angriff fielen zwar einige Tuariks, dann aber wurden die Araber überwältigt und mehr als die Hälfte von ihnen blieb todt auf dem Schlachtfelde. Muhamed selbst schlug sich, schwer verwundet, mit dem Rest durch, soll aber kurz darauf durch ein Tibu-Weib, das ihn erkannte, getödtet worden sein. Die kühnsten und herzhaftesten Kämpfer der Araber waren gefallen und der aus jüngern und weniger tapfern Leuten bestehende Rest gerieth durch diesen Unglücksfall in ein Abhängig-

keitsverhältniß zu Bornu. Der Wesir von Bornu wollte sich der streitlustigen Freibeuter als einer Vorhut gegen die Tuariks und gegen Wadaï bedienen, gab ihnen einen Sold und veranlaßte sie zu Einfällen in die Ostprovinzen Kanems, die unter Wadaïs Oberherrschaft standen. Der Stamm war aber durch innern Unfrieden gespalten, so daß es dem Häuptling Rhat mit den wenigen ihm treu gebliebenen Mann nicht gelingen konnte, etwas Erhebliches auszurichten. Als er auf jenem Streifzuge, bei welchem sich Dr. Barth und Overweg ihnen angeschlossen, einige Weiler verbrannt und einige Viehherden weggenommen hatte, wurde er von den Eingebornen, die sich gesammelt und Verstärkung durch Reiter aus Wadaï erwarteten, gezwungen, sich möglichst schnell zurückzuziehen. In den Gegenden Kanems, die Bornu tributpflichtig und zu deren Schutz die Araber bestellt waren, hausten sie übrigens nicht viel besser als in Feindes Land, plünderten Reisende aus, nahmen Vieh weg und erlaubten sich alle möglichen Gewaltthätigkeiten, so daß die meisten Ortschaften sich selbst helfen mußten. Die einen zahlten deshalb den Tuariks eine jährliche Abgabe, obschon sie von Amtleuten aus Bornu regiert wurden, die andern verständigten sich mit den Budduma, noch andere suchten sich mit gewaffneter Hand zu schützen. Kurz nach jenen verunglückten Unternehmungen nahm auch die Uneinigkeit der Araber in dem Grade zu, daß der ganze Stamm seiner Auflösung entgegen ging. Die Achtbarsten unter ihnen verzichteten auf das wilde Räuberleben und legten sich auf den Handel, Andere strebten danach, wieder in ihre ehemaligen Wohnsitze an der großen Syrte zurückzukehren.

So liegt das fruchtbare Land Kanem noch immer im trostlosesten Zustande der Unsicherheit und des Verfalles. Der Einwohner wagt es nicht den Acker zu bauen oder einen Fruchtbaum zu pflanzen, obschon die Datteln, wie erwähnt, hier gut gedeihen. Er kann nicht darauf rechnen, daß er das Getreide einernte, das er säet, und die Früchte pflücke, die er pflegt. Er muß sich begnügen mit Dem, was ihm die Herde liefert, und stets auf seiner Hut sein, dieselbe vor räuberischen Ueberfällen in den Schutz der Ringmauern zu retten. Unter günstigen politischen Verhältnissen würden sich die Kanembu bald zu einem erfreulichen Wohlstande hinaufarbeiten. Sie sind ein wohlgebauter, gutproportionirter Menschenschlag und ihre Frauen zeichnen sich vor den breit und plump gestalteten Weibern von Bornu sehr vortheilhaft aus. Ueber ihre Kleidung und Bewaffnungsweise haben wir bereits früher (s. S. 16 u. 23) Näheres mitgetheilt und verweisen auf die dort befindliche Abbildung.

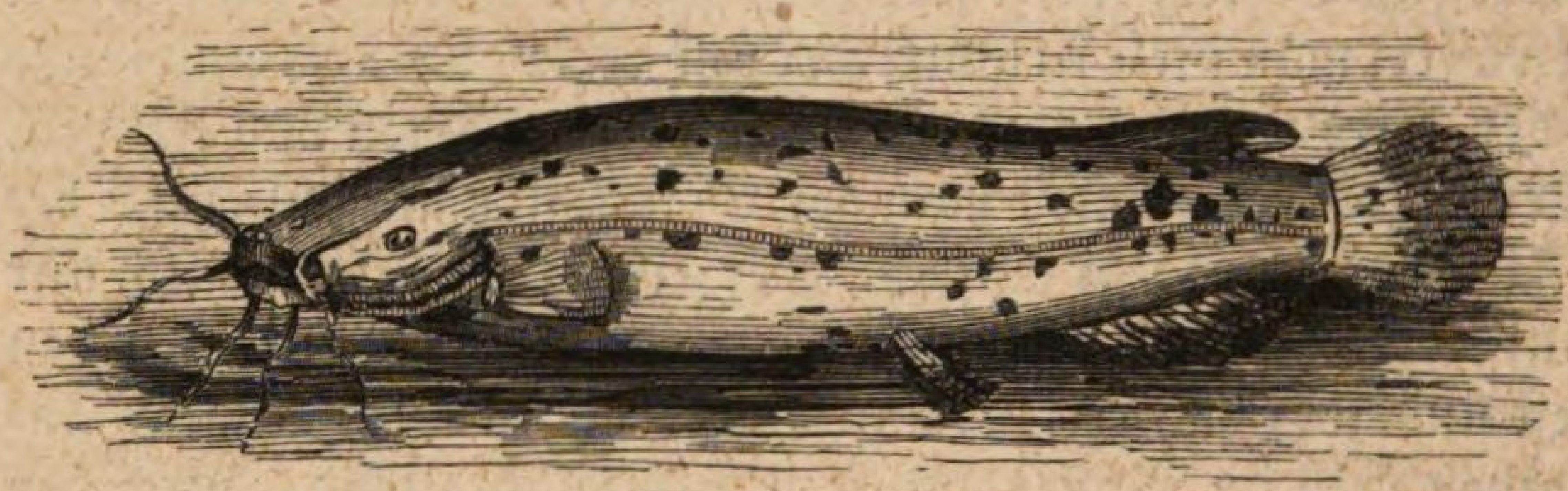
Durch die Unsicherheit des Gebietes sind auch nicht wenige Stämme zum Auswandern nach andern, ruhigern Gegenden bewogen worden. So hat sich eine Abtheilung an dem Südufer des Tsad als Viehzüchter niedergelassen, der wir später, sobald wir unserm Reisenden auf seinen Ausflügen nach Ngornu und Maduari folgen, wieder begegnen werden.

Das Königreich Bornu

beginnt eigentlich erst südlich vom Komadugu Waube, obschon, wie gesagt, die westlichen Theile Kanems am Norduser jenes Flusses dem Namen nach dazu gerechnet werden. Man war eine geraume Zeit hindurch in Europa zu der Meinung gekommen, der Komadugu bilde den Abzugskanal des Tsad-Sees, durch welchen letzterer mit dem Niger in Verbindung stehe, trotzdem daß Denham und seine Begleiter deutlich das Gegentheil in Bezug auf die Strömung des Flusses mitgetheilt hatten. Zur Regenzeit ist der Komadugu ein sehr ansehnlicher Fluß, der bei einer Breite von gegen 50 Ellen 6—7, stellenweise sogar 10—11 Fuß Tiefe besitzt. Seinen höchsten Wasserstand hat er Ende September. Von jener Zeit an beginnt er abzunehmen und nach wenigen Monaten ist von dem mächtigen Strome nichts weiter übrig als eine Anzahl unzusammenhängender Wassertümpel, die in trocknen Jahren gänzlich verschwinden. Zur Zeit des Hochwassers und Regens entwickelt sich an seinen Ufern eine rege Thätigkeit. Der fruchtbare Boden wird in kleine viereckige Beete getheilt und diese werden mit Weizen bestellt. Durch Schöpfrinnen bewässert man diese Fruchtfelder und erzielt dadurch eine reiche Ernte. Die Gewässer des Stromes sind reich an verschiedenen Arten von Fischen, deren Fang zahlreiche Leute, die Bewohner mancher Ortschaften ausschließlich beschäftigt. Die Art des Fischfanges ist sehr einfach. Der Fischer, der gewöhnlich nur mit einem leichten Schurz bekleidet ist, bindet zwei große hohle Kürbisse an den Enden einer Stange fest und setzt sich reitend auf letztere. So rudert er mit Händen und Füßen, den halben Leib im Wasser und sein Netz ausbreitend, durch den Fluß. Oben am Netze hat er Rohrstücken als Schwimmer befestigt, unten zieht er dasselbe durch Ledersäckchen, die mit Sand gefüllt sind, in die Tiefe. Sobald sich ein Fisch in den Maschen des Netzes gefangen, zieht er denselben heraus, tödtet ihn durch einige Schläge auf den Kopf, die er ihm mittelst einer kleinen Keule versetzt, wirft ihn in einen der Kürbisse und wiederholt dies so oft, bis ihn die volle Ladung nöthigt, nach dem Ufer zu steuern, um seine Beute zu bergen. Bei geringerem Wasserstande, sowie in den seichten, fischreichen Hinterwassern des Tsad treiben die Frauen das Fischfangen auf noch einfachere Weise. Sie vereinigen sich zu vielen und veranstalten eine Art Kesseltreiben, indem sie im Ornat Eva's in langer Reihe in das Wasser waten und durch Plätschern und Schlagen die Fische des umschlossenen Beckens so nach dem Strande in die Enge treiben, daß sie dieselben mit den Händen greifen und ans Ufer werfen können. Fischerdörfer aus leichten Strohhütten entstehen an den Ufern des Stromes, aufgehängte Netze und Stangen mit trocknenden Fischen dekoriren die Umgebung derselben. Besonders schmackhaft ist unter diesen Fischen eine Art Barbe, am interessantesten aber eine Sorte elektrische Fische von 10 Zoll Länge, die auf dem Rücken aschgrau, auf dem Bauche weiß sind und deren Schwanz und hintere Flosse roth gefärbt erscheinen.

Allem Vermuthen nach ist der elektrische Fisch des Komadugu dieselbe Art

Zitterwels (Malacopterurus electricus), der den Nil und die Flüsse des Meerbusens von Guinea bewohnt und in allen Flüssen Nordafrikas einheimisch zu sein scheint. Es sind außer ihm nur noch zwei Fischarten bekannt, welche die Fähigkeit besitzen, einem lebendigen Gewitter ähnlich Blitzschläge zu entsenden: der Zitterrochen und der Zitteraal; letzterer besonders durch Humboldt's Untersuchungen in Südamerika berühmt geworden. Der Schlag, welchen der Zitterwels ertheilt, ist zwar nicht so kräftig als derjenige des Zitteraals, aber doch stark genug, um den Arm eines Mannes auf mehrere Minuten zu lähmen. Die Erzeugung elektrischer Strömungen, welche den genannten drei Fischen als Waffe verliehen ist, steht keineswegs in der Natur so vereinzelt und fremdartig da, als man für den ersten Augenblick geneigt sein dürfte zu glauben. Jede Muskelbewegung, jede Nerventhätigkeit innerhalb des thierischen und menschlichen Körpers ist mit Erzeugung von elektrischen Strömungen innigst verknüpft. Es ist also in diesen elektrischen Fischen eine allgemein vorhandene Thätigkeit nur in besonderem Grade und eigenthümlicher Form benutzt und ausgebildet, gerade so wie bei andern Thiergeschlechtern andere Theile des Körpers, Hufe, Hörner, Zähne, Stacheln, Schwanz u. s. w. mitunter in eigenthümlicher Weise zu Waffen umgeändert worden sind. Das elektrische Organ des Zitterwels erstreckt sich zwischen der Körperhaut und den Muskeln als verhältnißmäßig dünnes Gewebe, das wegen seines Ansehns mit einer Fettschicht leicht verwechselt werden kann. Es ist als eine unmittelbare Fortsetzung des Nervensystems zu betrachten. In ihm liegen eine ungeheure Anzahl winziger Plättchen hinter und neben einander geschichtet, deren Substanz in nichts von den Ganglienzellen in Hirn und Rückenmark verschieden ist. Diese Plättchen hängen mit den elektrischen Nerven zusammen. Die Richtung des Schlages geht bei dem Zitterwels vom Kopf zum Schwanze innerhalb des Organes. Der Fisch verzehrt Würmer und Krebsthiere, vermag aber auch Fische durch seine Schläge zu tödten und die Bartfasern an seinem Maule mögen wol zum Anlocken der letztern dienen.



Der Zitterwels.

Das Städtchen Jo, welches die Reisenden als ersten Ort in Bornu begrüßten, bietet nicht viel Annehmlichkeiten dar, ja dem Europäer wird der Aufenthalt innerhalb der Mauern desselben geradezu unerträglich. Um jede Hütte schmoren Hunderte von Fischen in der Sonne und verbreiten einen pestilenzialischen Duft, der freilich den Schwarzen im höchsten Grade appetitlich vorkommt, denn jene stinkenden getrockneten Fische bilden die Lieblingsspeise der Tibu, Kanembu und der Bewohner von Bornu, und in welchen Mengen sie von den Tibu-Karawanen nach Kauar transportirt werden, haben wir bereits Gelegenheit gehabt zu erwähnen. Ganze Züge Kaufleute wandern zur geeigneten Jahreszeit nur mit

Fischen bepackt von Ort zu Ort, und das Wort, womit die Bewohner Bornus den Fisch bezeichnen, bedeutet soviel als „die Speise" überhaupt.

Das Uebersetzen über den Strom, sobald er nämlich Wasser enthält, geschieht auch vermittelst der Schwimmkürbisse (siehe Abbildung S. 155). Drei, vier oder mehr Paar derselben bindet man zu einer Flöße zusammen, legt das Gepäck auf dieselbe und setzt sich selbst darauf. Einige Neger, auf gleichen Kürbisstangen reitend oder im Schwimmen geübt, spannen sich mit einem Seile vor, andere schieben und transportiren Fracht und Mannschaft hinüber. Am meisten Schwierigkeiten verursachen gewöhnlich die Kameele bei einem solchen Flußübergange, und es kostet meistens viel Mühe, ehe man die Thiere dahin bringt, sich in das ungewohnte Element zu wagen. Die frühern kriegerischen Könige von Bornu, welche ihr Reich bis Fessan ausgedehnt hatten, denen daran liegen mußte, sich die Straße nach der Küste offen zu halten, und die deshalb bereit waren, zu jeder Jahreszeit möglichst schnell mit Heeresmacht nach Norden aufzubrechen, hielten auf dem Komadugu eine Anzahl Boote zum Uebersetzen in Bereitschaft, von denen jetzt aber keine Spur mehr vorhanden ist. Die frühere Expedition unter Oudney setzte in solchen Booten über, die freilich von sehr plumper Bauart waren. Sie bestanden nur aus grob zugehauenen Planken, die man mit Stricken zusammengebunden hatte. Damit das Wasser nicht durch die Bohrlöcher dringen sollte, waren dieselben nothdürftig mit etwas Stroh zugestopft. Die Boote faßten je 20 — 30 Mann und hatten Hintertheile, die den alten griechischen ähnelten. Während eines großen Theiles vom Jahre passiren die Karawanen, wie gesagt, trockenen Fußes das Flußbett und schlagen wol gar gelegentlich ihr Lager in demselben auf, da die Umgebung von Jo ihnen nicht viel Angenehmes bietet. Es stehen zwar eine hübsche Anzahl Tamarindenbäume in der Nähe des Städtchens und neben ihnen bilden Dumpalmen lichte Haine; das Verweilen unter diesen Bäumen wird aber dem schattensuchenden Reisenden durchaus durch die Unzahl von Pelikanen und andern Wasservögeln verleidet, welche auf denselben nisten und mit ihrem Unrath und den Ueberbleibseln ihres Fraßes Alles ringsum verunreinigen und verpesten.

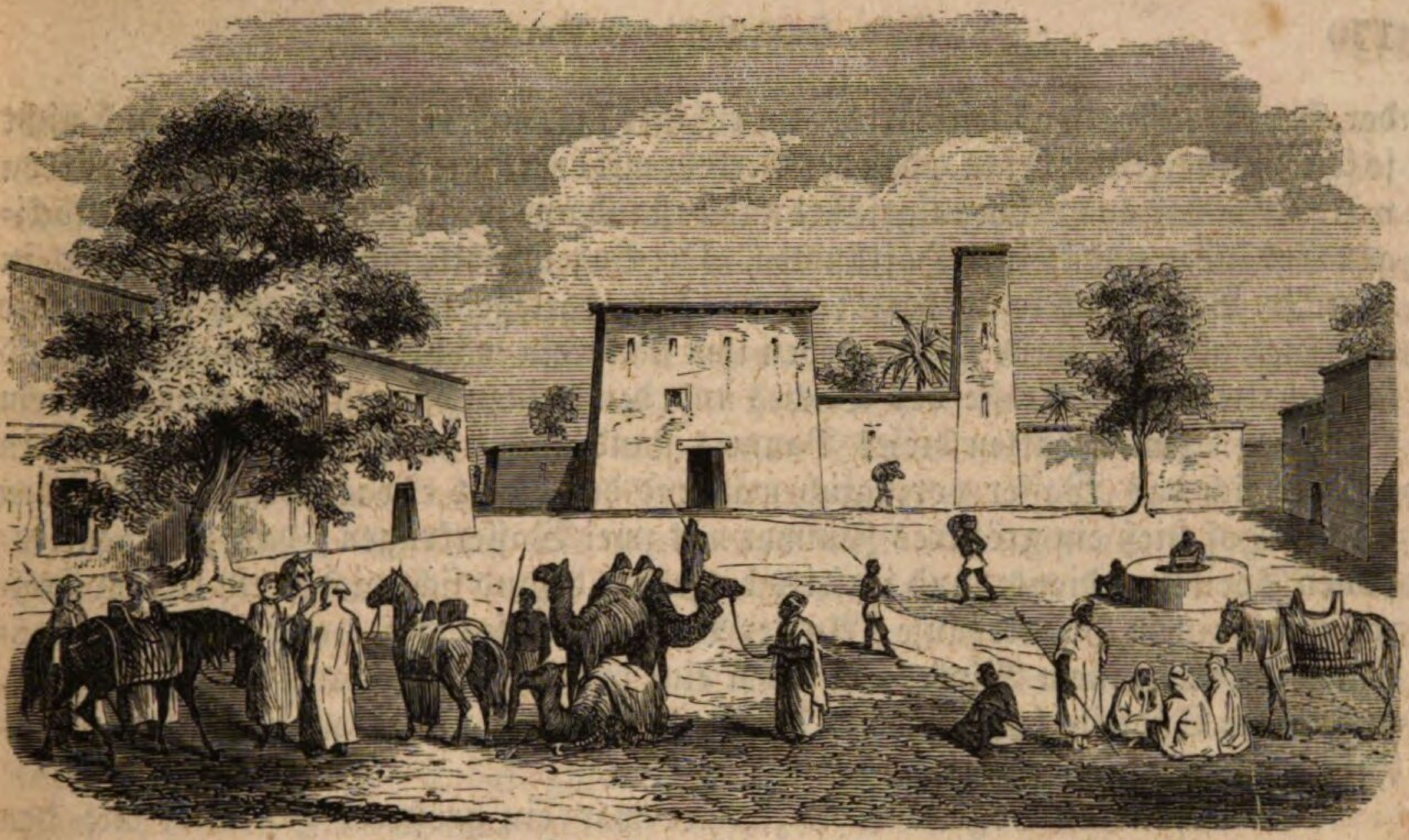
Der Sultan von Bornu schickte Dr. Vogel bis an die Grenze des Reiches (12 Meilen etwa) 150 Reiter zur Bewillkommnung entgegen und drei Stunden vor Kuka empfing den Ankommenden, den man als Gesandten der Königin von England betrachtete, der jüngere Bruder des Sultans mit einer Armee von 3000 Mann Kavallerie.

Von Jo bis Kuka ist die Gegend vorherrschend flach und hier und da von einzelnen fruchtbaren Senkungen und mäßig hohen freundlichen Hügelzügen unterbrochen. Heideboden, mit gelbblühendem Retem (Spartium juncaceum), unserm Besenpfriemen ähnlich, bestanden, wechselt mit Dumgestrüpp und stachligen verkrüppelten Mimosen und Akazien. Zur nassen Jahreszeit verwandeln sich die erwähnten Senkungen in Wasserlachen und werden zur Kultur von Getreide und Baumwolle benutzt, in der dürren Zeit aber, in welcher Dr. Vogel diese Gegend durchzog, war fast nur der häßliche Aschur (Asclepias gigantea) als lästiges Unkraut vorhanden (siehe eine solche Pflanze auf Abbildung Seite 17 links im

Vordergrunde). Diese häufige Pflanze hat kaum einen andern Nutzen, als daß man ihre hohen dürren Stengel zu Dachsparren oder zu Zäunen verwendet, gelegentlich auch wol aus einem jüngern Aste eine Reisepfeife darstellt, indem man ihn aushöhlt. Das Mark giebt Zunder, das Holz aber ist zum Feuerungsmaterial zu schlecht. Durch den Milchsaft, von dem alle Theile des Aschur strotzen, wird das Gewächs höchst lästig, indem derselbe dem Wandrer nicht nur die Kleider befleckt und verdirbt, sondern auch das Haar der Pferde so angreift, daß es ausgeht. In einigen Gegenden des Sudan benutzt man diesen Milchsaft, um das dicke Hirsebier mit demselben in Gährung zu versetzen, und durch diese Eigenschaft könnte der eingedickte Saft später vielleicht noch eine größere Wichtigkeit erlangen. Statt des Affenbrodbaumes könnte man den Aschur und neben demselben das Dumpalmengestrüpp als Wappenpflanzen für Kuka vorschlagen. Ausgewachsene Dumpalmen (Hyphaene thebaica) finden sich bei Jo in ziemlicher Menge. Sie erreichen daselbst die ansehnliche Höhe von 40 — 50 Fuß und ihre nach Lebkuchen schmeckenden und eben so aussehenden Früchte spielen besonders in der langen Fastenzeit des Ramadan eine wichtige Rolle. Südlich scheint diese Palmenart den 12. Grad n. Br. nicht zu überschreiten, ist aber, wie wir bereits S. 123 angeführt haben, in den Thälern von Aïr oder Asben häufig, desgleichen in Kanem und Borgo, sowie in einigen Gegenden des nördlichen Haussa. In der Provinz Surriculo in Bornu ist sie der vorherrschende Baum. Man genießt nur die dicke mehlige Rinde der Frucht, die Samenkerne werden in Kuka zu Spielsachen verarbeitet und das Holz der Stämme zu allerlei häuslichen Zwecken benutzt.

Weit mehr als die so höchst einförmige Landschaft um Kuka zieht den ankommenden Fremdling die eigenthümliche Pracht des Hofes von Bornu an, welche ihm in dem stattlichen Reiterheere des Sultans entgegentritt. Die Reiterei des Königs ist in Schwadronen von je 100 — 200 Mann eingetheilt, deren jede von einem Hauptmann, Kaschella, befehligt wird. Die schwere Reiterei trägt lange Röcke, welche zum Schutz gegen Pfeilschüsse dick wattirt sind, und über denselben mehrere Toben (Hemden) von verschiedenen Farben und mit mancherlei Zierrath geschmückt. Die Kopfbedeckung besteht in einem Helm, ähnlich jenen, wie sie die Ritter im Mittelalter trugen, dabei aber aus leichtem Metall gearbeitet und mit den prahlendsten Federn geschmückt. Auch die Streitrosse sind in Panzer aus dicken, verschiedenfarbig gestreiften Decken gehüllt, so daß nur die Füße unbedeckt bleiben. Der Kopf ist durch polirte Metallplatten geschützt.

Die leichte Reiterei dagegen hat auf dem Haupte weiße oder anders gefärbte kleine Mützen und ist mit je zwei oder drei hellschimmernden Toben bekleidet. Die Offiziere haben außerdem noch einen Burnus, den sie gern malerisch über die Schultern werfen, so daß vorzüglich das bunte seidene Futter desselben zum Vorschein kommt. Die Leibwache des Sultans ist mit Flinten bewaffnet und trägt rothe Jacken. Die Pferde der Krieger sind durchschnittlich von guter Rasse, viele derselben sogar von wirklicher Schönheit.



Die Königsstraße (Dendal) in Kuka.

VI.

Kuka, Hauptstadt von Bornu.

Dr. Vogel's Ankunft in Kuka. — Das englische Haus. — Die Termiten. — Die fliegenfangende Eidechse. — Der Dendal und der Markt in Kuka. — Tracht der Bewohner. — Marktgegenstände. Gemüse. Obst. — Belustigungen. — Zahlmittel. — Fleisch. Speisen. — Marktpreise. — Gewerbthätigkeit. — Färberei. — Wohnungen. — Volkssitten und Feste. Hochzeitsfeier. Geschichte Bornus. Abu Bakr. Ali. Edriß Katakarmabi. Edriß Amssami. Die Erhebung der Fellata unter Othman. Sultan Ahmed und Scheikh el Kanemi. Dunama. Kampf gegen Baghirmi. Scheikh Omar. Muhamed Ssaleb von Wadaï. Tirab und Hadschi Beschir. Abd e Rahman.

Am 13. Januar 1854 endlich zog Vogel in Begleitung der prahlerischen Reiterschaar mit Trompetenschall den weißglänzenden Mauern Kukas entgegen, ward vom Sultan Abd e Rahman sehr freundlich empfangen und in der westlichen Stadt in dem sogenannten englischen Hause einquartiert. Vogel selbst erfreute sich der besten Gesundheit und hatte den Anfall von Gelbsucht, den er in Aschenumma bekommen, völlig überwunden, der Dolmetscher dagegen, den er von Malta aus mitgenommen hatte, war sehr krank angelangt und starb schon am Tage nach der Ankunft.

Das kleine Gehöft, welches Vogel bezog, war dasselbe, in welchem vor ihm Barth und Overweg gewohnt hatten. Die Stelle, wo es lag, ist auf dem beigegebenen Grundriß (S. 177) mit 7 bezeichnet, und man sieht daraus, daß es sowol von

der Hauptstraße etwas seitwärts, also ruhiger lag, andererseits aber sich auch nicht so fern von derselben befand, daß der Verkehr mit dem Hofe dadurch erschwert worden wäre. Es war aus Lehm aufgeführt und bestand aus mehreren viereckigen einstöckigen Gebäuden und kleinen Hofräumen. Dr. Vogel wählte sich dasselbe Zimmer, in dem Dr. Barth auch logirt hatte; es war das abgelegenste, aber auch behaglichste und zugleich das kühlste, denn neben ihm stand ein mächtiger Korna-Baum und überschattete die Terrasse des Daches und den kleinen offenen Hofraum vor dem Häuschen. Im Schatten dieses Baumes stand auch eine große Wasserurne, in welcher sich das Wasser vorzüglich während der Nacht etwas abkühlte. An den kleinen Hof stieß ein größeres Zimmer mit zwei Wasserkrügen, das zum gemeinsamen Speisesaal diente, und jenseits desselben befand sich wieder ein kleiner Hofraum mit einem Hühnerhause. An der Westseite dieses Hofes war die Eingangshalle, in deren einem Winkel aus Lehm eine drei Fuß hohe Bank aufgeführt war, und an die Südseite schloß sich ein dritter kleiner Hof mit einem schönen Gummi-Feigenbaume an.

Südlich neben Vogel's Wohnzimmer war ein größerer Hofraum mit den Kocheinrichtungen, am entgegengesetzten Ende desselben befanden sich einige Zimmer, die ehedem Dr. Overweg bewohnte und die Vogel seinen beiden Begleitern Korporal Church und Macguire zum Aufenthalt anwies. Eins derselben ward zum Schlafen und ein anderes als Proviantzimmer benutzt.

Südwestlich an diese Gruppe von kleinen Lehmzimmern und Höfchen schloß sich ein Gehöft, das ehedem einem Eingebornen gehört hatte, der englischen Gesandtschaft aber zum Gebrauch überwiesen worden war. Man hatte deshalb die trennende Mauer weggerissen und benutzte den geräumigen Hof als Stallung für die Pferde und Kühe, sowie die in der Mitte desselben gelegene geräumige runde Hütte gelegentlich zur Wohnung. Diese Hütte war, abweichend von den übrigen Gemächern, rund im Grundriß und auf ihren Lehmauern erhob sich ein kegelförmiges Strohdach. Im Innern waren zwei breite erhöhte Lehmbänke, eine mit flacher Oberseite, die andere mit geräumigen Vertiefungen, welche die Eingebornen benutzen, um werthvolle Gegenstände zu verwahren. Zwei andere kleinere Hütten in demselben Hofe waren von gleicher Bauart und eine derselben diente dem Hauptdiener Vogel's, Wadi, einem befreiten Sklaven, als Wohnung. Dieser Mann hatte früher bereits Dr. Barth gedient und erhielt später eine kleine Pension, da er im Dienste der Expedition verwundet worden ist. Jede dieser beiden Hütten ward ebenfalls von einem Korneelkirschbaume beschattet.

Dr. Overweg hatte in dem größern Hofraum, in welchem man einen Brunnen gegraben, eine Schicht Kalkstein aufgefunden und diesen benutzt, um damit das Innere der Gemächer zu weißen, wodurch dieselben ein behagliches Ansehn erhalten hatten. Leider war außerdem gar nichts vorhanden, was ein gemüthliches Wohnen möglich gemacht hätte. Kuka und die Nachbarorte am Tsad haben vor den andern Städten des Sudan den wenig beneidenswerthen Vorzug, daß sie mit einer unendlichen Menge von Flöhen gesegnet sind. Von Dielen ist in den Zimmern natürlich nicht die Rede und der Staub lebt von diesen Plagegeistern. Für das beste

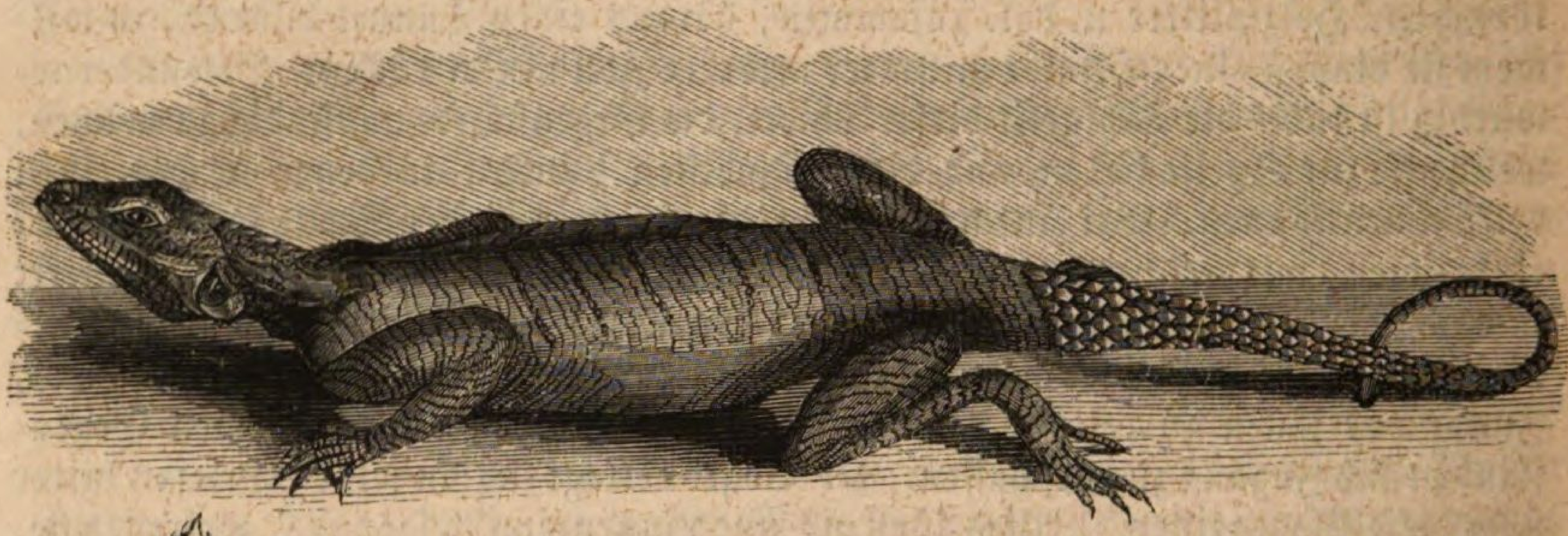
Mittel dagegen hält man häufiges Beschmieren des Fußbodens und der Wände mit frischem Kuhdünger. Außerdem wimmelte es im englischen Hause von Wanzen, die vielleicht durch die Europäer selbst mit den Büchern und Effekten eingeschleppt worden waren. Diese widerwärtigen Thiere sind übrigens in Bornu durchaus keine Seltenheit und die Neger halten den Geruch derselben für aromatisch. Eine der schlimmsten Plagen ist die Termite, die sogenannte weiße Ameise, von welcher eine Art bis dreiviertel Zoll lang wird und sich hartnäckig in den Wohnungen einnistet.

Im Boden legt ein solcher aus vielen Tausenden bestehender Termitenschwarm seinen Bau an und vergrößert ihn in demselben Grade, wie die Zahl der Bewohner wächst. Von hier aus führen nach allen Richtungen hin unterirdische Gänge, die sich in immer kleinere Röhren verzweigen und den lichtscheuen Thieren als Straßen dienen, in denen sie unaufhaltsam weiter bauen, ohne gewöhnlich früher bemerkt zu werden, bevor sie das Werk ihrer Zerstörung vollendet haben. Vorzugsweise arbeiten sie bei Nacht und kleben dann mit ihrem Speichel Sandkörnchen, Holzsplitter u. dgl. zusammen, daraus einen Tunnel bildend, in welchem sie binnen einer Stunde mitunter mehrere Zoll weiter rücken. Bewunderswürdig ist dabei die Fähigkeit dieser Thiere, die Gegenstände ausfindig zu machen, welche sie zur Speise lieben, und die geeignetsten Punkte, an denen sie denselben beikommen können. Bei einem Koffer werden sie stets an der Stelle in den Boden eindringen, mit welcher er gerade auf der Erde ruht. Sie nagen sich unbemerkt in das Holz und verzehren den Inhalt des Behälters, wenn er irgend für sie genießbar ist, ehe der Besitzer vielleicht ihre Gegenwart ahnt. Besonders hält es schwer, Zucker vor ihnen zu retten, denn sie versuchen sogar zu aufgehangenen Gegenständen sich Zugang zu verschaffen. Dr. Vogel beklagt sich in seinen Briefen bitter über diese Plagegeister. „Alles Wollen- und Linnenzeug", sagt er, „zerfressen sie, wenn es nicht auf das beste verschlossen und verwahrt ist. Leider waren sie auch an ein Pack von mir unterwegs gesammelter Pflanzen gekommen, hatten das Papier ganz vernichtet und meine Blumen bis auf 13 Arten zerstört." Auch Dr. Barth beschwert sich sehr über die unersättlichen Fresser, die ihm gelegentlich das Mattenlager unter dem Haupte wegfraßen und während des Ausruhens ein Stück aus dem Burnus nagten. Ein Araber erzählte sogar Denham, er habe einmal auf einem Termitenhaufen geschlafen und dabei hätten die Termiten ihm seine sämmtlichen Kleider verzehrt.

Wird ein Gang der Termiten beschädigt, so drohen Dem, welcher die Störung veranlaßt, ebenfalls Unannehmlichkeiten. Durch den ganzen Bau sind nämlich Individuen von besonderer Gestalt vertheilt, denen die Vertheidigung des Ganzen obliegt und die man deshalb als Soldaten bezeichnet hat. Gleich blind wie die übrigen Arbeiter, haben sie an dem dicken Kopfe ein paar kräftige Zangen, mit denen sie schmerzhafte Wunden beibringen können. Sie halten gewöhnlich Das, was sie einmal gepackt haben, so hartnäckig fest, daß man sie eher in Stücken reißen kann, als daß sie es loslassen. Beim Beginn der Regenzeit verwandeln sich die bis dahin augenlosen Thiere in geflügelte, mit Augen versehene Insekten, brechen in zahllosen Schaaren aus ihrem Baue hervor und treiben in dichten weißen

Wolken eine kurze Zeit hindurch ihr Spiel in der Luft. Durch ihre Menge werden sie jetzt ebenfalls sehr lästig, denn sie fallen dabei massenhaft auf die Menschen und ihre Speise herab. Die Neger suchen dem leidigen Uebel dadurch noch eine gute Seite abzugewinnen, daß sie die Thiere haufenweise sammeln, tödten und zu einer Speise verarbeiten, die mit gekochtem Reis im Geschmack etwas Aehnlichkeit haben soll.

Auch an schwarzen Ameisen fehlt es in Kuka nicht, und der Stich der einen Sorte ist so empfindlich wie derjenige des Skorpions, so daß der Getroffene unwillkürlich laut aufschreit. Die letztgenannten Thiere sind in großer Menge vorhanden und finden vorzüglich in den Fliegen reichliche Nahrung, welche die Wohnungen in Kuka in entsetzlichen Schwärmen bevölkern. Eine theilweise Verminderung der summenden und saugenden lästigen Gäste wird durch zwei kleine Eidechsenarten herbeigeführt, welche in den Wohnungen gänzlich einheimisch und wegen ihrer Nahrung wohlgelitten sind. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit





Die fliegenfressende Eidechse (Agama).

laufen dieselben an den Wänden hin und her und schnappen die Insekten mit vielem Geschick weg. Mitunter vergessen sie dabei das Festhalten und plumpen herab, und Dr. Vogel erzählt in einem seiner Briefe, den er in der geschilderten Hütte schrieb: „Während ich dieses schreibe, sind mir bereits zwei Eidechsen von der Decke herab auf den Kopf gefallen.“ Er entwarf von einer derselben eine Zeichnung, die wir ungefähr um die Hälfte verkleinert hier mittheilen. Die Beschreibung, welche er hinzufügte, lassen wir wortgetreu folgen, da Mr. Gray, Direktor des zoologischen Departements im Britischen Museum, dem Zeichnung und Beschreibung vorgelegt wurden, darüber sagt: das abgebildete Thierchen gehöre unstreitig zur Gattung Agama, stimme aber mit keiner einzigen bis jetzt abgebildeten und beschriebenen Art überein, sei deshalb jedenfalls eine neue. Die genaue Angabe der Farben gewähre leider deshalb nicht die gehofften Vortheile, da dieselbe nach dem lebenden Thiere gemacht worden sei, dem Zoologen aber nur getrocknete oder in Spiritus befindliche Exemplare zur Vergleichung vorlägen, bei denen die Farben sich verändert hätten.

Fliegenfressende Eidechse.

Länge 11″ 6‴ (es finden sich Exemplare bis 18″ lang); Breite 1″ 4‴; Höhe des Leibes 9‴; Oeffnung des Maules 10‴; Ohr 2⅓‴; Auge 3‴; größte Schuppen am Schwanze 2‴.

Farbe: Kopf rothgelb. Kehle rothgelb mit weißen Längsstreifen. Leib und Beine dunkelgrau. Schwanz ins Weißliche, dann in Rothgelb übergehend, endlich dunkelgrau. Die größern Schuppen weißlich. Bauch hellgrau. Der ganze Körper mit Schuppen bedeckt, nur der Bauch ist glatt. Die Zunge ist unbeweglich; die Eidechse fängt die Fliegen schnappend und läuft nach ihnen mit unglaublicher Geschwindigkeit an den senkrechten Wänden hin und her. Sehr harmlos, kann indeß tüchtig beißen, da die Kinnladen mit kleinen Zähnchen besetzt sind. Der Schwanz bricht sehr leicht ab.

a eine der größten Schwanzschuppen; b eine solche vergrößert. Die harte Hornschuppe bedeckt eine andere, die von weicher Haut geformt ist, so daß die Schuppen etwa $1/_5$‴ von einander abstehen.

Das Thier findet sich in unendlicher Menge in Kuka. Das Weibchen ist ganz grau, mit einigen weißlichen Flecken am Kopfe, die in Reihen von der Nasenspitze ausgehen.

Dr. Vogel suchte sich in seiner Behausung so gut einzurichten, als es gehen wollte, und begann sofort seine Sammlungen zu ordnen und seine astronomischen Beobachtungen zu reduciren. Leider erfuhr er auch in Kuka von dem Gefährten, den er hier treffen wollte, Dr. Barth, nichts weiter, als was er schon unterwegs gehört hatte. Er sei, sagte man, nach Sokoto und Timbuktu aufgebrochen und kehre nicht wieder nach Kuka zurück. Ihm einen Boten nachzusenden, war ganz unmöglich, und so war denn Vogel ganz allein auf sich und auf die Hülfe der beiden Sappeure angewiesen. Er wartete, voll des freudigsten Eifers, die hohe Aufgabe, die er sich gesteckt hatte, baldigst fördern zu können, nur auf eine passende Gelegenheit und unternahm bis dahin kleinere Ausflüge theils im Orte selbst, theils nach den Ufern des Tsad. Zu letztern verwendete er je 5—14 Tage.

Die Stadt Kuka besteht aus zwei besondern Städten von fast gleicher Größe, die durch einen offenen Raum von fast einer Viertelstunde von einander getrennt sind. Das englische Haus lag in der ältern Weststadt, die aus weniger ansehnlichen Gebäuden besteht und enge, krumme Straßen hat. Die Hauptstraße ist der sogenannte Dendal (siehe die Abbild. S. 169), an dessen östlichem Ende die alte Wohnung des Scheikhs und neben dieser eine nicht gerade schöne Moschee mit einem einzelnstehenden Minaret befindlich ist. Vor der Wohnung des Scheikhs steht ein herrlicher Feigenbaum und beschattet die Lehmwände derselben, denn selbst des Königs Schloß ist hier aus Lehm aufgeführt, da ein anderes Baumaterial fehlt. Nördlich von der Stadt (Grundriß Fig. 8 und 16) sind zahlreiche Gruben,

aus denen man den Lehm zum Bau der Wohnungen entnommen hat. Innerhalb des Thores wird täglich in den spätern Nachmittagsstunden, wenn sich die Hitze etwas gemäßigt hat, ein kleiner Markt abgehalten, der freilich nicht stark besucht ist, viele Gegenstände gar nicht bietet und auf dem man die vorhandenen nur in kleinern Quantitäten und zu höhern Preisen erlangen kann. Der Hauptmarkt ist Montags, gerade während der stärksten Hitze zwischen 11—3 Uhr auf einem freien Platze vor dem Westthore (Grundriß Fig. 1). Nirgends ist eine Hand breit Schatten zu finden, der Platz nicht in Abtheilungen geordnet, nach welchen die verschiedenen Verkäufer sich vertheilten, dabei aber von einer Menschenmenge von 15 — 20,000 Personen belebt. Jeder kauert sich mit seiner Waare hin, wohin er gerade Lust hat. Trotzdem ist der Lärm nicht gerade bedeutend, denn die Bewohner Bornus sind mehr ruhiger Natur. Schon im Körperbau unterscheiden sie sich von den Negern der andern Staaten im Sudan: sie sind breiter und plumper und von stärkerem Knochenbau. Dies gilt auch vom „schönen Geschlecht".


Frau aus Logon.

„Die hiesigen Damen", sagt Vogel, „sind alle schwarz. Ihre Haare flechten sie mit einem unendlichen Aufwande von Butter in zahllose kleine Zöpfchen, die in der Mitte des Kopfes in einem Kamme vereinigt werden, der täuschend einem Dragonerhelm gleicht. Bisweilen tragen sie auch kleine Löckchen rund um den Kopf herum, die die Form und Größe und, Dank dem Fette, auch die Consistenz jener Späne haben, die eine Bohrmaschine aus einer Eisenplatte hervorbringt. Die Vorderzähne färben sie roth, die Eckzähne schwarz, so daß man lebhaft an ein Schachbret erinnert wird, wenn sie den Mund aufthun. Sie schminken sich auch und zwar Arme und Gesicht mit Indigo, was ihrem Teint einen höchst lächerlichen blauen Ton giebt und jede Zärtlichkeit, selbst einen verstohlenen Händedruck für einen Europäer ganz unmöglich machen würde."

Die feinste Sorte dieser blauen Schminke wird auf eigenthümliche Weise dargestellt. Man zerschneidet zu diesem Zwecke eine alte blaue Tobe (Hemd) in Streifen und färbt sie zum zweiten Male; darauf gräbt man ein Loch in die Erde, legt die Baumwollenstreifen hinein, etwas Schafdünger dazu und begießt es tüchtig, worauf man die Grube schließt und erst nach 7 — 8 Tagen wieder öffnet. Die Stücken sind dann gewöhnlich so mürbe, daß sie eben nur noch zusammenhängen. Sie werden getrocknet, zum jedesmaligen Gebrauche eine Quantität der Schminke in einer Muschelschale eingeweicht und mit einer Feder aufgetragen.

Bei den meisten Negerstämmen ist dazu noch eine sehr qualvolle Art des Tätowirens gebräuchlich, deren Formen die Heimat eines Jeden sogleich kenntlich machen. Die Art der Bornuaner ist besonders häßlich. Sie machen nämlich zwanzig Schnitte oder Linien in jede Hälfte des Gesichts, in der Richtung von der Ecke des Mundes nach den Winkeln der untern Kinnlade und den Backenknochen, ein

Schnitt geht vorn über die Stirn, sechs sind an jedem Arm, sechs andere an den Beinen, vier auf der Brust und neun an jeder Seite dicht oberhalb der Hüfte. Diese qualvolle Operation wird bereits in der frühesten Kindheit ausgeführt und die armen Märtyrer der Mode haben dann entsetzlich zu leiden, da sie sich vor den Unmassen von Fliegen nicht retten können.

Die Bornufrauen sind meistens breite kurze Figuren mit großen Köpfen, breiten Nasen mit weit offenen Nasenlöchern. Ihr Gesicht wird durch eine große rothe Korallenperle im linken Nasenflügel noch mehr verunstaltet. Trotzdem sind sie gefallsüchtig, und es macht auf einen Europäer einen halb lächerlichen, halb widerlichen Eindruck, wenn diese unangenehmen Figuren die Straßen entlang stolziren, den Rock lang hinter sich herschleppend, die Arme kokett hin und her werfend, dabei ein Stück möglichst buntgedruckten Manchester-Calicots über die Schultern geworfen und die Zipfel davon in den Händen haltend. Das beste Stück ihres Putzes ist der Silberschmuck, den die reichern auf dem Hinterkopfe tragen und der einer hohen Figur nicht übel steht.



Tätowirte Frau aus Nyffee (nach Denham).

Auf dem Markte von Kuka versammeln sich Vertreter aller Völkerstämme des östlichen Bornu und gewähren so ein eigenthümliches buntes Bild von großem Interesse. Hier bewegen sich die schlank und zierlich gebauten Kanembu und halten Butter oder getrocknete Fische feil, Leute aus Makari breiten ihre Toben aus, Budduma von den Inseln des Tsad-Sees haben Fleisch vom Flußpferde oder Peitschen aus der Haut dieses Thieres zum Verkauf. Andere bieten Dolchscheiden aus Krokodilhaut an. Schua-Araber, seit Jahrhunderten in Bornu einheimisch, kommen mit schwerbepackten Lastochsen, während die Koyam, wahrscheinlich frühere Bewohner Kanems, ihre Waaren auf Kameelen herbeiführen.

In der Mitte des Marktplatzes haben die Kleinhändler ihre mancherlei Sachen ausgekramt: Kleidungsstücke aller Art, Hemden aus den verschiedensten Ländern stammend, Perlen von jeder Gestalt und Farbe, Lederarbeit, Büchsen aus gefärbtem Leder von verschiedenster Größe und Form, die dauerhaftesten aus Rindshaut gefertigt und von elegantem Ansehn. Nach dem Thore der Stadt zu halten die Verkäufer von Baumaterial. Hier kauft der Eingeborne fast Alles, was er außer den Lehmwänden zur Errichtung einer Wohnung bedarf: Matten von drei verschiedenen Sorten der Dicke, deren stärkste an Festigkeit einer Mauer kaum nachsteht. Die mittlere Sorte ist aus Rohr geflochten, und die feinern Arten, von den Blättern der Dumpalme gearbeitet, dienen als Unterlage zum Schlafen. Stangen und Stöcke sind aufgehäuft, wie sie als Gerüste bei den Strohdächern gebraucht werden; bei ihnen liegen die aus Rohr geflochtenen Kranzgesimse und das geschnitzte Holz, welches den Gipfelknopf bildet.

An andern Stellen des Marktes sind die Vorräthe ausgebreitet und aufge-

stellt, welche zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse dienen. Hier liegen lange Reihen von Ledersäcken, die das Getreide enthalten. Diese Säcke sind entweder so groß, daß ein einziger eine volle Ochsenlast bildet und in diesem Falle quer über das Thier gelegt wird, oder sie sind paarweise zusammengehängt, so daß je zwei die Befrachtung eines Lastochsen oder eines Kameels ausmachen. Neben den Thieren, welche die Vorräthe hierher trugen, sind andere zum Schlachten oder zum Verkauf bestimmte aufgestellt. Kameele sind mitunter bis zu hundert Stück da, ebenso zahlreiche Pferde. All dieser Verkauf geht durch die Hände des Mäklers, der seine Prozente je nach dem Ausruf vom Käufer oder Verkäufer erhebt.

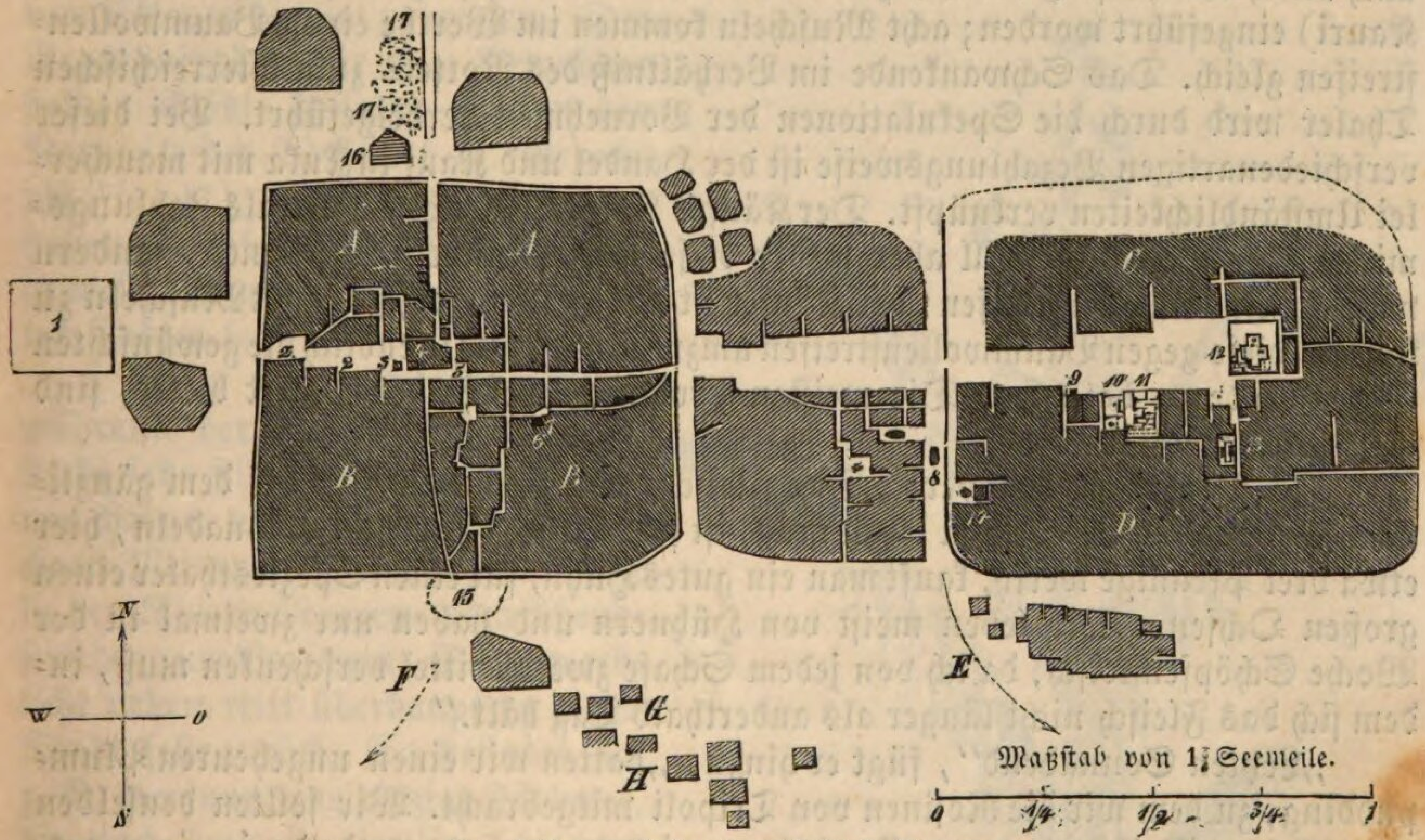
Schattendächer und Buden sind nur sehr wenige errichtet. Unter ihnen zeichnet sich diejenige des Sklavenhändlers aus. Die Unglücklichen, welche, ihrer Heimat und Familie entrissen, hier als Waare aus einer Hand in die andere wandern, sind meistens Kinder von 9—12 Jahren, die man auf Raubzügen in die benachbarten Länder weggefangen hat. „Sie werden häufig“, schreibt Dr. Vogel, „an die Tibu- und Araberkaufleute gegen die wenigen Bedürfnisse vertauscht, welche die Bornuaner außer den Dingen haben, welche ihnen ihr eigenes Land liefert. Es sind besonders Calicot, Burnusse, Salz und etwas Zucker. In dieser Art von Handel wird ein Knabe von zehn Jahren für etwa fünf Thaler angerechnet. Ein ebenso altes Mädchen gilt gegen sieben Thaler.“

Ganz besonders vermißte Vogel hier Obst und Gemüse. „Von letzterm“, sagt er, „giebt es nur Tomatums und Zwiebeln, von ersterm außer Wasser- und Brodmelonen absolut gar nichts, was nur einigermaßen eßbar wäre, denn mit den Beeren, welche die Eingebornen hier genießen, würde man bei uns das Vieh nicht füttern können.“

Denham erzählt, daß zur Zeit seiner Anwesenheit (1824) drei saure Limonien und eben so viel Feigenbäume, die in den Gärten des Scheikhs gezogen wurden, das einzige Obst in ganz Kuka gewesen. Die Zwiebeln sind durch die Araber eingeführt und werden auch nur von diesen gegessen, die Einheimischen verschmähen sie, obschon der Genuß dieser Speise sich bei dem erschlaffenden Klima sehr vortheilhaft erweisen soll. Das Hauptgetreide, das auf dem Markte von Kuka feil geboten wird, ist indischer Weizen (Sorghum, nicht Mais!) und Negerhirse (Pennisetum typhoideum). Letztere wird in mehreren früher oder später reifenden Spielarten hier gebaut. Der indische Weizen von Bornu ist vortrefflich und liefert ein weißes, wohlschmeckendes Mehl, das in Form dünner, pfannkuchenähnlicher Scheiben gebacken wird und so die leichteste, wohlschmeckendste Speise für einen dort weilenden Europäer bildet. Freilich ist der Weizen nicht immer zu haben; noch seltener aber ist der Reis. Man bringt nur die wenigen, dürftigen Ueberbleibsel auf den Markt, welche die Elephanten verschmäht haben, denn bei den ungeordneten Verhältnissen des Landes spielt jenes Riesenthier den eigentlichen Herrn und nimmt von den Feldfrüchten das Beste für sich. Zur Zeit, als sich Dr. Vogel in Kuka aufhielt, war der Reis so selten, daß ihn nur der Sultan als besondere Gunstbezeigung an die Vornehmsten zum Geschenk vertheilte.

Leckereien, die dem Marktbesucher geboten werden, sind sehr spärlich vorhanden. Mitunter werden Erdmandeln verkauft, von denen man eine süße und eine bittere Sorte hat; außerdem mehrere Arten Bohnen, besonders unsere gemeine Saubohne (Vicia Faba), die man gekocht feil hält; noch seltener finden sich einige Früchte des Kornubaumes oder die Beeren einer Art Judenkirsche (Physalis), eher noch einige Datteln aus Kauar und etwas unsauber zubereitete sauere Milch.

Bei dem vorherrschend ernsten Wesen der Bornuaner ist es nicht auffallend, daß wenig Einrichtungen und Gebräuche vorhanden sind, welche die Belustigung der Marktleute bezwecken. Nur ausnahmsweise findet sich einmal ein Tausend-



Grundriß von Kuka, Hauptstadt in Bornu.

A. B. Der westliche ältere Stadttheil. C. D. Die östliche neue Stadt. E. Weg nach Maduari. F. Weg nach Ngornu. G. H. Landgüter. 1. Marktplatz. 2. Der Dendal (Königsstraße). 3. Minaret der Moschee. 4. Palast des Scheikhs in der westlichen Stadt mit einer Moschee an der Ecke. 5. Platz hinter dem Palaste des Scheikhs mit einem schönen Kautschuk-Feigenbaum. 6. 7. Das englische Haus; Wohnung Dr. E. Vogel's und seiner Begleiter. 8. Eine Lehmgrube auf dem Platze zwischen beiden Städten. 9. 10. Paläste von Hofbeamten. 11. Früherer Palast des Hadschi Beschir. 12. Palast des Scheikhs Omar in der Oststadt. 13. Wohnung des Abba Yussuf, zweitältesten Bruders des Scheikhs Omar. 14. Haus eines Hofbeamten. 15. Tiefgelegener Platz am Südthore, früher als Marktplatz benutzt, während der Regenzeit eine tiefe Pfütze. 16. Lehmgrube. 17. Begräbnißplatz.

Bem. 4 Seemeilen sind 1 deutsche geographische Meile.

künstler, der als Schlangenbeschwörer sein Glück versucht; bessere Geschäfte macht der Mallem, welcher, auf den Aberglauben des Volkes spekulirend, diesem Koransprüche und Zaubersprüche verkauft. Das dumpfe Gemurmel, das über die Menschenmenge verbreitet ist, wird nur übertönt durch das gellende Pfeifen des Barbiers, der auf diese Weise seine Gegenwart anzeigt und seine Dienste anbietet. Als gute Moslemin lassen sich besonders die reichern Bornuaner das Haupt so kahl rasiren, daß auch nicht ein Härchen darauf bleibt.

Als Zahlmittel war in früherer Zeit das Pfund Kupfer, ein Rottel, in Gebrauch; jetzt ist es gänzlich außer Sitte gekommen und nur der Name noch geblie-

ben. Baumwollenstreifen von 3—4 Zoll Breite und 3 Ellen Länge kamen an seine Stelle. Vier derselben gelten ein Rottel; 50 — 100 Rottel wiederum sind gleich einem österreichischen Thaler, den man in Kuka häufig sieht und dem an Silber reichern spanischen Thaler vorzieht. Da das Abmessen der Baumwollenstreifen zu viel Zeit kosten würde, bedient man sich bei größern Einkäufen fertiger Hemden, deren Werth je nach der Güte des Stoffes höchst verschieden veranschlagt wird. Die geringste Sorte, die sich durchaus nicht zum Tragen eignet, gilt nur 6 Rottel, die feinern Sorten dagegen steigen bis zu 65 Rottel im Preise. Neuerdings ist in Kuka auch durch den Einfluß der Großen des Reichs das Muschelgeld (Kungoni, Kurdi, Kauri) eingeführt worden; acht Muscheln kommen im Werthe einem Baumwollenstreifen gleich. Das Schwankende im Verhältniß des Rottels zum österreichischen Thaler wird durch die Spekulationen der Vornehmen herbeigeführt. Bei dieser verschiedenartigen Bezahlungsweise ist der Handel und Kauf in Kuka mit mancherlei Umständlichkeiten verknüpft. Der Käufer besitzt vielleicht Thaler als Zahlungsmittel, der Verkäufer will aber weder diese noch Muscheln annehmen, sondern wünscht Baumwollenstreifen; der Käufer ist also gezwungen, zunächst Muscheln zu kaufen, diese gegen Baumwollenstreifen umzutauschen und so endlich die gewünschten Gegenstände zu bezahlen. Die meisten Produkte, welche der Markt bietet, sind beispiellos wohlfeil.

Dr. Vogel sagt darüber: „Das Fleisch, von dem man hier bei dem gänzlichen Fehlen aller Vegetation leben muß, ist sehr billig. Für zwei Nähnadeln, hier etwa drei Pfennige werth, kauft man ein gutes Huhn, für einen Speziesthaler einen großen Ochsen. Wir leben meist von Hühnern und haben nur zweimal in der Woche Schöpsenfleisch, da ich von jedem Schafe zwei Drittel verschenken muß, indem sich das Fleisch nicht länger als anderthalb Tag hält."

„Letzten Sonnabend", fügt er hinzu, „hatten wir einen ungeheuren Plumpudding, zu dem wir die Rosinen von Tripoli mitgebracht. Wir sollten denselben eigentlich zu Weihnachten gegessen haben, wir waren aber gerade da in einer entsetzlichen Wüste, die wir Wassermangel wegen in Parforcemärschen durchkreuzen mußten."

Brod ist in Bornu ein unbekanntes Ding; als eine Art Ersatz dafür bereitet man eine Sorte Nudeln, sowie eine Sorte dicken Kuchen aus Reis, Butter und Honig. Die Blätter der Kuka (Adansonia) und des Hadjilidj (Balanites) werden zu Brühen und Fleischsaucen verwendet, zu letztern auch sehr gern die stinkenden getrockneten Fische benutzt. Auch die Frucht des Hadjilidj und diejenige der Dumpalme bilden einen Bestandtheil der Brühen als Gewürze. Etwa zwei Monate nach der Ernte, d. h. im November, ist das Getreide am billigsten, gerade zur Ernte dagegen, wenn die Vorräthe aufgezehrt sind, am theuersten. Im Mittelpreise erhält man für einen Thaler drei Ochsenladungen Hirse. Theurer als das vorhin erwähnte Schlachtvieh sind natürlich Last- und Reitthiere. Ein Lastochs wird mit 2 Thalern bezahlt, ein Kameel der geringsten Sorte mit 4 — 5, eines der besten mit 15 — 20 Thalern. Für 6 — 8 Thaler erhält man schon ein kräftiges frisches Pferd, für 30 Thaler ein Paradepferd. Die Pferde von Bornu sind

eine schön und hochgebaute Rasse, welche sich besonders durch bewundernswürdige Ausdauer auszeichnet und zugleich an das einheimische Futter gewöhnt ist, das wegen des Stachelgrases den fremden Thieren durchaus nicht munden will.

Ehedem wurde der große Wochenmarkt nicht auf dem angegebenen Platze abgehalten, sondern an einer tiefgelegenen Stelle (s. Grundriß Fig. 15) vor dem südlichen Thore, durch welches der Weg nach Ngornu führt. Man verlegte ihn aber von jenem Orte, weil derselbe seiner tiefen Lage wegen sich zur Regenzeit in einen tiefen Sumpf verwandelte. Jetzt benutzt man jene Vertiefung dazu, um allen möglichen Unrath, todte Lastthiere und Abfälle, ja mitunter sogar die Leichname von Sklaven hinein zu werfen. Der Begräbnißplatz für die Bewohner beider Städte befindet sich an der Nordseite der Weststadt (s. Grundriß Fig. 17). Die Gräber selbst bestehen aus ziemlich flachen Gruben, in welche man die in Tücher gewickelten Todten legt.

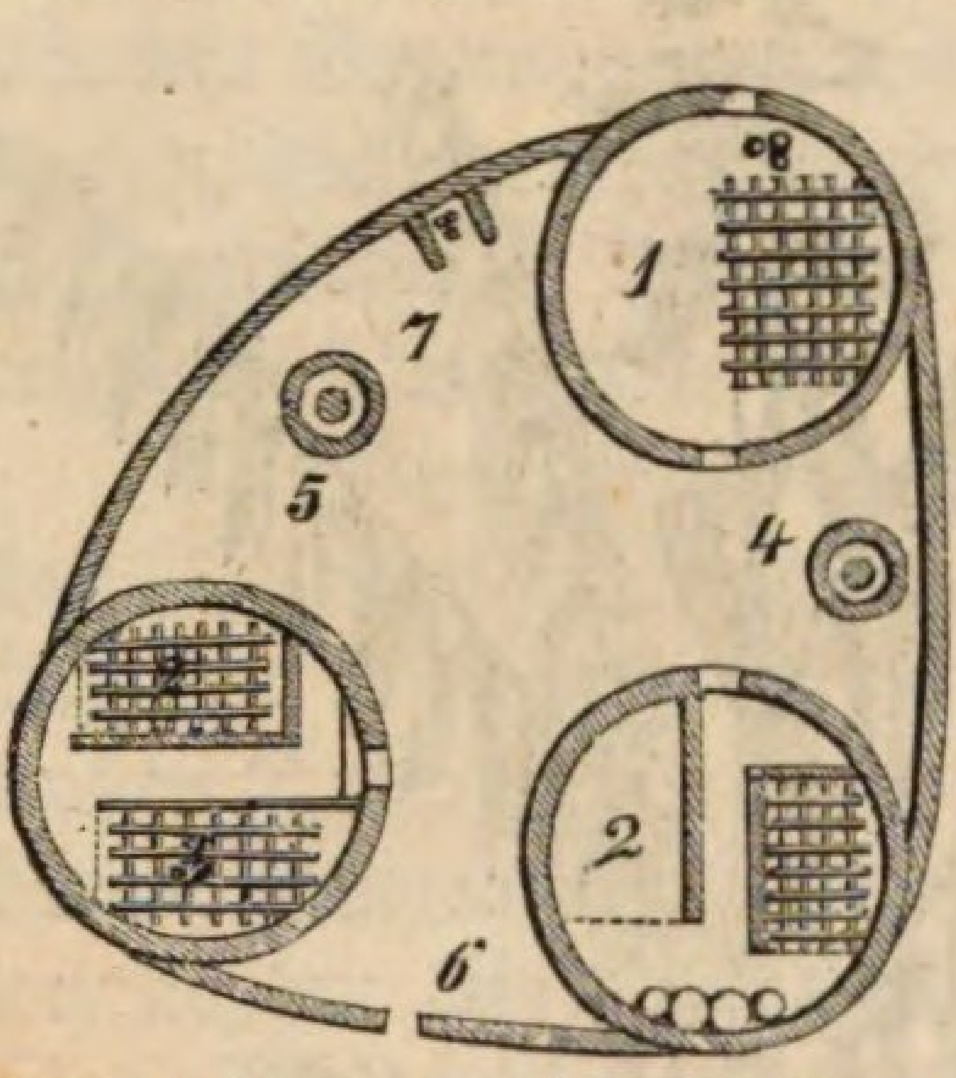


Die giftige Tephrosie (Tephrosia toxicaria).

Außer dem Markttag ist es während der heißen Tageszeit in Kuka sehr still, die meisten Bewohner halten unter ihren Schattendächern Mittagsruhe und kommen nur in den kühlern Morgen- oder Abendstunden zum Vorschein. Das gewerbliche Leben tritt überhaupt in dieser Stadt sehr zurück. So befindet sich z. B. hier nur eine einzige Färberei, die noch dazu in ziemlich schlechter Verfassung ist.

Zum Blaufärben der Zeuge verwendet man vorzugsweise eine dem Indigo verwandte Pflanze, die giftige Tephrosie (Tephrosia toxicaria), einen Halbstrauch von 2—3 Fuß Höhe, der fußlange Blätter mit 18—20 Paar Fiederblättchen trägt, von denen jedes einzelne anderthalb Zoll lang ist. Seine Blüten sind blutroth und etwas weißlich gezeichnet und wie beim Indigo schmetterlingsförmig, d. h. denen der Bohne und Wicke ähnlich. Eine solche Färberei besteht gewöhnlich aus einer etwa drei Fuß hohen Plattform aus Lehm, welche vierzehn Löcher oder Töpfe hat. In diesen Töpfen bereitet man eine Mischung von den Blättern der Tephrosie zu und legt die zu färbenden Gewänder hinein. Je nach dem Grade der Färbung, den sie erhalten sollen, läßt man sie 1—7 Tage darin liegen. Sind sie danach getrocknet, so werden sie durch Klopfen mit hölzernen Schlägeln geglättet.

Zur Zeit des spätern Nachmittags findet auf der Hauptstraße, die genau von West nach Ost führt, ein lebhafter Volksverkehr statt. Fußgänger und Reiter in den verschiedensten Trachten bewegen sich hin und her, und vorzüglich stark ist der Menschenstrom nach der Wohnung des Sultans hin, dem man um diese Zeit Geschenke und Huldigungen bringt, oder bei dem man Gerechtigkeitsgesuche vorbringt. Er wohnt vorzugsweise in der östlichen Stadt (Grundriß Fig. 12). Der Raum zwischen beiden Städten ist zu beiden Seiten des breiten Weges mit einer großen Zahl kleinerer oder größerer Gehöfte und Meiereien bedeckt, welche die bunteste Mannichfaltigkeit zeigen. Die bessern derselben sind von wohlgeglätteten Lehmmauern umgeben und bestehen aus mehreren zusammenhängenden Höfen. Einer dieser Höfe enthält die Pferde und das Rindvieh, ein zweiter die Hütte des Hausherrn, deren kegelförmiges Strohdach ein Straußenei als Symbol der Fruchtbarkeit und des Segens der Familie trägt. Jede Frau hat ihre Hütte abgesondert für sich. Die nebenstehende Abbildung veranschaulicht uns die Einrichtung einer Wohnung der Bornuaner, welche drei Hütten umschließt. Alle drei sind von einer Einfassungsmauer umgeben. Nr. 1 ist die größte Hütte und bildet das Vorzimmer oder die Eintrittshalle. Eine eiförmige Thür von 3½ Fuß Höhe und 16 Zoll Breite führt in diese Hütte, welche das tägliche Geschäftszimmer des Mannes ist und ein aus starken Zweigen geflochtenes und dick mit Thon überzogenes Lager als Ruheplätzchen bei Tage und Nacht enthält. Nr. 2 und 3 sind Wohnungen der Frauen, jede mit zwei Lagerplätzen ähnlich dem beschriebenen. Nr. 2 ist in beiden die Schlafstelle des Mannes; diejenigen der Frauen sind besser und sauberer gearbeitet. In der Hütte zur Rechten stehen auf einer erhöhten Thonbank vier Töpfe von verschiedener Größe. Die Thüren dieser Frauenzwinger sind mitunter außerordentlich klein und haben manchmal nur 2 Fuß Höhe und 10 Zoll Weite. Fenster sind natürlich nicht gebräuchlich und alles Licht fällt nur durch die Thüröffnung, die fast dazu bestimmt zu sein scheint, die junge Ehefrau für immer ohne allen weitern Verschluß zu Hause zu halten, nachdem sie als Jungfrau so glücklich gewesen ist, sich hindurch zu zwängen. Selbst in den bessern Wohnungen ist das Hausgeräthe von größter Einfachheit. Es finden sich gewöhnlich nur noch im Hofe eine große Urne für das Wasser (4) und eine noch größere für das Korn (5). Man schöpft aus dem großen Kruge das Wasser mittelst Kalebassen (Kürbisschalen), die man in der Nähe des Tsad und Komadugu wild wachsend antrifft. In einem Winkel der Hütte 1 und der Umfassungsmauer ist die Kochstelle (7). Nr. 6 ist ein Hinterpförtchen, durch welches die Freundinnen der Frauen eintreten. Nur wenige Vornehme besitzen eine Lampe, die aus Eisenblech gemacht ist und mit Rindstalg gefüllt wird. Noch seltener ist Seife und deshalb läßt die Reinlichkeit der Bewohner sehr viel zu wünschen übrig, trotzdem daß sie als Muhamedaner zu täglich mehrmaligen Waschungen verpflichtet sind. Die Wohnungen ärmerer Leute sind mit



Grundriß einer Hütte in Kuka.

Rohrzäunen eingehegt, welche je nach ihrem Alter hellgelb oder dunkler bis zum Schwarz gefärbt erscheinen und durch die verschiedenen Grade ihres Verfalles dem Ganzen ein malerisches buntes Ansehn verleihen. Dasselbe gilt von den geringern Hütten aus Schilfmatten. Auch nördlich und südlich von beiden Städten liegen eine ganze Anzahl Landgüter von ähnlicher Bauart zerstreut und beleben in etwas die Einförmigkeit der Gegend.

Abgesehen von diesem eigenthümlichen Volksleben bietet Kuka dem durch eine lange Wüstenreise erschöpften Europäer leider sehr wenig Erquickendes. Vogel schreibt: „Kuka ist ein trauriger Aufenthalt, schmutzig bis zum Exceß, die Luft fortwährend mit feinem Thonstaube erfüllt, so daß man Nachts die Sterne kaum sehen kann, das Wasser voll Würmer und Insekten aller Art, die Hitze fast unerträglich und die Umgebung eine weite, baumlose, unabsehbare Ebene, der nur eine sehr häßliche und ungraziöse Giftpflanze (Aschur, Asclepias gigantea) einiges Grün verleiht."



Vornehmer Neger im Festschmuck am Ramadanfeste.

Mehr Interessantes als dem Freund von Naturschönheiten bietet die Hauptstadt von Bornu dem Beobachter der Volkssitten und dem Geschichtsforscher. Die Gebräuche der muhamedanischen Religion haben sich mit den ursprünglich heidnischen mehrfach gemischt und bieten bei festlichen Gelegenheiten mancherlei unterhaltende Scenen.

Das Hauptfest bildet das Aid el Fotr, welches die jährliche große Fastenzeit abschließt. Jedermann legt seine besten Kleider an und der Hof veranstaltet eine Prozession nach einem Betzelt im Freien. Das gesammte stehende Heer und der größte Theil der Bewohnerschaft schließt sich dann dem Zuge an. In größern Haushaltungen in Kuka erhält jeder Diener an diesem Tage eine neue Tobe.

Auf eigenthümliche Weise belustigen sich die Frauen am Feste der Geburt Muhamed's. Sie versammeln sich auf einem freien Platze und einzelne treten als Tänzerinnen und Sängerinnen im Innern des geschlossenen Kreises auf. Je nach dem Takte der Trommeln, welche die Gesänge begleiten, senken sie den Leib, beugen den Kopf bald links, bald rechts und nehmen allerlei theatralische Stellungen an, indem sie die Zipfel des um die Schultern geworfenen Tuches mit den Händen halten. Zwei derselben treten sich dann auch wol als Kämpferinnen entgegen, und nachdem sie eine Zeit lang mit verschiedenen Gesten sich genähert und wieder entfernt, kehren sie sich plötzlich den Rücken und stoßen mit dem Theile ihres Körpers, dessen möglichst starke Ausbildung hier als Maßstab der weiblichen Schönheit dient,

so heftig zusammen, daß eine derselben, mitunter auch beide zur Erde stürzen. Die Siegerin wird mit Beifallsrufen begrüßt und von zwei Matronen vom Kampfplatze geführt, indem sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckt. Oft trägt auch bei dieser originellen Art des Zweikampfes die Geschicklichkeit über die Stärke den Sieg davon; die Schwächere weicht mitunter gewandt dem Anprall der kräftigern Gegnerin aus und letztere kommt dadurch selbst zum Falle. Der Stoß ist nicht selten so heftig, daß der 10 — 12 Zoll breite Gürtel aus Korallenperlen, den viele Frauen oberhalb der Hüften tragen, zerplatzt und die abspringenden Stücken den Kampfplatz bedecken. Wilderer Natur sind die Vergnügungen, welche die Männer bei ähnlichen Festlichkeiten veranstalten. Nicht selten lassen sie ihre Sklaven bei solchen Gelegenheiten mit einander kämpfen. Letztere sind dann blos mit einem leinenen Gürtel um die Lenden bekleidet und beginnen den Ringkampf damit, daß sie einander die Hände auf die Schultern legen. Die Füße gebrauchen sie bei ihren Manövern nicht, wol aber bücken sie sich und suchen den Gegner auf jede Art aus der Fassung zu bringen. Plötzlich fahren sie mit den Händen an dessen Körper herab, packen ihn an den Hüften, heben ihn empor und werfen ihn gewaltsam zu Boden. Selten endet ein solcher Kampf ohne Verrenkung der Glieder, mitunter sogar mit dem Tode des Unterliegenden. Der Sieger wird von den Zuschauern mit Beifallsrufen begrüßt und mit Kleidern beworfen und erhält von seinem Herrn gewöhnlich eine neue Tobe zum Geschenk.

Die Hochzeiten werden in Bornu meist nach der Ernte, wenn das Getreide wohlfeil ist, gefeiert. Sie dauern gewöhnlich eine ganze Woche und sind mit vielen Schmausereien verknüpft. Am ersten Tage speist man eine Art Kuchen aus Reis, Butter und Honig (Nakia), am zweiten einen trocknen, stark mit Pfeffer gewürzten Brei (Tiggra), am dritten das gewöhnliche, aus Sorghum bereitete Gericht (Ngadj), mit Fischbrühe versetzt. Am vierten Tage werden der Braut die Zierrathen, welche sie bisher als Zeichen der Jungfrauschaft getragen, abgenommen; am fünften wird sie auf eine Matte gesetzt und erhebt sich von dieser siebenmal, um ebenso vielmal nieder zu knieen. Der folgende Tag muß ein Freitag sein; an diesem wird der Braut durch ihre Freundinnen mit Gesang der Kopf gewaschen und am Abend geleitet man sie zu dem Hause des Bräutigams. Hierbei sitzt die Braut gewöhnlich auf einem Ochsen, dessen Rücken mit blauen und weißen Decken dicht behängt ist. Ihr folgen Sklaven mit Strohkörben beladen, in denen sich die Hausgeräthe: irdene Töpfe und hölzerne Schalen, befinden. Ein paar andere Ochsen tragen die übrige Aussteuer. Neben der Braut gehen die Brautjungfern und die Mutter der Braut. Der Bräutigam muß während dieses Tages, von einem möglichst zahlreichen Gefolge begleitet, einen feierlichen Umzug durch die Stadt halten und sich dann vor seinem Hause auf einem erhöhten Sitze niederlassen, ausstaffirt mit allem möglichen Putz, der nur aufgekauft oder zusammengeborgt werden kann. Das theilnehmende Publikum drängt sich zu ihm heran, trommelt, bläst mit Hörnern und schreit: „Mögt ihr ewig leben! Gott segne euch! Mögt ihr graue Haare erleben!“ Ein Schmaus in seinem Hause bildet den Schluß der ganzen Feier.

Aus der Geschichte Bornus.

König Abu Bakr Linyata hatte am Ende des 14. Jahrhunderts seine Residenz aus Kanem weg nach Kagha in Bornu verlegt (s. S. 162), da die von Wadaï aus eindringenden Bulala ihn unaufhörlich drängten. Vom Jahre 1400 an folgte für das Reich eine schlimme Zeit. Bürgerkriege verheerten das Land, die Unterthanen wurden durch die feindlichen Parteien gemißhandelt, mehrere Könige fielen durch Mord, andere flohen besiegt und von den Ihren verlassen in die Einöden. Nach fast hundertjährigen Wirren endlich gelangten Könige auf den Thron, die mit kräftiger Hand dem Unheil steuerten und das Reich zu hohem Ansehn brachten.

Es glückte ums Jahr 1472 dem König Ali Ghadjideni, seinen Nebenbuhler zu erlegen und dessen Schaaren zu zerstreuen. Unmittelbar darauf begann er damit, das Uebel der Bürgerkriege bei der Wurzel anzufassen und auszurotten. Die Großen des Reichs waren bisher in fast unabhängiger Stellung; nur so weit es den Vasallen genehm war, gehorchten sie dem Fürsten und der Uebermuth trieb bald den, bald jenen, heimlich oder offen sich aufzulehnen. Ali brach ihre Macht und führte sie zur Dienstbarkeit zurück, der sie sich zu entwinden trachteten. Gleichzeitig gründete er dem Reiche auch äußerlich einen festen Mittelpunkt. Seit der Flucht aus Kanem hatte der Hof des Königs, Flüchtlingen gleich, nur in einem Zeltlager gehaust, das bald hier, bald dort errichtet ward, jenachdem es Vortheil oder Laune mit sich brachten. Ali gründete die feste Stadt Birni am Ufer des Komadugu Waube, vom jetzigen Kuka etwa drei Tagereisen nach Norwesten. Hier versammelte er sein Heer und dessen Obere und überwachte deren Treue. Nachdem er sich im Innern seines Reichs auf diese Weise gesichert und gekräftigt, wandte er sich gegen außen und seine Schaaren drangen siegreich bis zu den Ufern des großen Stroms im Westen, bis zum Niger. Der Thron von Birni war reich an Gold, dem Erzeugniß der westlichen Gebirge, während jetzt dies edle Metall in Bornu kaum dem Namen nach bekannt ist. Nur die hartnäckigen Gegner des Hauses der Ssaefu, die Bulala von Kanem, vermochte Ali nicht zu überwinden und überließ diese Aufgabe seinem Sohne und Nachfolger Edriß Katakarmabi (1504—1526) als wichtiges Vermächtniß.

Kaum hatte dieser den Leichnam seines Vaters der Erde übergeben, kaum seine Kräfte überschaut, so zog er auch bereits mit großer Zahl von Mann und Roß gen Kanem, schlug den Fürsten der Bulala, Dunama, und hatte den Triumph, in der alten Hauptstadt Ndjimie wieder einzuziehen, 122 Jahre nachher, nachdem seine Ahnen vertrieben worden waren. Freilich gelang es ihm nicht, daselbst seinen bleibenden Sitz zu nehmen. Ebenso entschieden besiegte Muhamed, des Edriß Nachfolger (1526—1545), die wieder aufsässigen Bulala.

Eine der glänzendsten Heldengestalten unter den Fürsten in Bornu ist Edriß Amssami oder Alaoma (1571—1603), ein König, gleich berühmt durch seinen kriegerischen Muth und seine Thatkraft wie durch seine Milde und Gerechtigkeit.

Ehe er selbst des Vaters Thron bestieg, verwaltete eine Zeit lang seine Mutter das Reich. Die Königin Aaischa Kel egh rarmaram, wahrscheinlich eine Berberin, ist für die Bewohner Bornus zum Ideal der Frauen geworden und wird noch jetzt nach fast 300 Jahren von ihnen als die „Königin der Frauen" gepriesen.

Das Erste, was Edriß that, war, daß er die Verbindungen mit der Küste befestigte. Von Tripoli aus brachten ihm seine Abgesandten große Züge Araberpferde, von dort aus verschaffte er sich eine namhafte Anzahl Musketen zu einer Zeit, in welcher in Europa selbst die Schießwaffen kaum Eingang gefunden hatten. Mit der verstärkten wohlgeübten Reiterei und seinen Musketieren unternahm er es, die verschiedenen Völkerschaften, welche in losem Zusammenhange das Bornureich bildeten, zu einem Ganzen zu verschmelzen und entschieden von den widerspenstigen Elementen zu säubern, um es so im Innern zu kräftigen. So griff er mit Uebermacht die Sso oder Sseu an, jene Ureinwohner Bornus, die sich früher den Herrschern so verderblich bewiesen (s. S. 162) und die bis zur Zeit noch mitten im Lande sich Unabhängigkeit erhalten hatten. Er nahm ihre stark befestigten Plätze am Komadugu mit Sturm, tödtete einen Theil der Mannschaft und verurtheilte die Uebrigen zur Sklaverei. Schrecken kam über die andern Stämme dieses Volkes und die Mehrzahl floh auf die Inseln im Tsad-See, wo sie sich entweder mit den dort wohnenden Budduma vermischten oder vielleicht die Vorfahren des unter letzterm Namen bekannten Volkes sind.

Aehnlich fiel die starke Festung Amssaka, die zwischen Gamerghu und Mandara liegt, durch die Hülfe der Feuerröhre und der mächtige Heidenstamm der Gamerghu ward unterworfen. Im Westen ward die Provinz Kano das Grenzgebiet des Reiches, die räuberischen Tuariks der Wüste wurden streng gezüchtigt und in der offenen Wüste zwischen der Stadt Tadssa und Aïr ihnen eine große Niederlage beigebracht. Besondere Aufmerksamkeit richtete Edriß auf die Verbindung seines Reiches mit dem Norden und unterwarf sich deshalb das Gebiet der Tibu, ja er residirte in Bilma selbst eine Zeit lang, um die Verhältnisse völlig zu ordnen. Er war es, der Sorge trug, daß auf dem Komadugu bei Jo stets eine Anzahl Boote als Fähren lagen und große Herden von Kameelen in den Grenzbezirken bereit gehalten wurden, um in kürzester Frist nach Norden vordringen zu können. Siegreich stritt er ferner gegen Mandara und gegen die Nghisim, welche letztern sein Reich durch räuberische Einfälle gestört. Er vernichtete ihre Festungen und verbreitete durch sein siegreiches Heer über die westlichen Völkerschaften solchen Schrecken, daß sich alle Nachbarn, selbst die Katagum, ihm unterwarfen. Da die vorhin erwähnten Bewohner der Tsad-Inseln, auf die Unzugänglichkeit ihrer Wohnorte vertrauend, die Umgebung des Sees unaufhörlich mit Raub und Mord bedrohten, ließ sie Edriß von den Kataku (Kotoko) durch beständige Angriffe auf Booten strafen und zwang sie dadurch, sich in die entlegensten Moräste des Tsad zu flüchten, zu denen selbst für die flachen Boote kein Zugang möglich ist. Gegen Kanem, diesen alten Sitz ewiger Unruhen, unternahm der sieggekrönte Fürst mehrere Züge mit Erfolg. Obschon der Feind bei seinem Nahen gewöhnlich sich schnell zurückzog und bei der geringsten Blöße, welche das

Bornu-Heer ihm gab, es angriff und es dadurch sehr ermüdete, so zwang Edriß doch den Fürsten der Bulala, Abd Allah, zu einem Friedensschluß. Höchst bezeichnend ist es für den Bildungszustand dieser Völker, daß hierbei, ums Jahr 1600, wo noch mancher Ritter und Herr in Europa seinen Schwertknopf anstatt der Unterschrift gebrauchte, die Friedensbedingungen schriftlich festgesetzt und in gleichlautenden Urkunden beiden Theilen eingehändigt wurden.

Trotz dieser vielen Kriege und fernen Unternehmungen förderte König Edriß, wie die Chronik von ihm meldet, „des Landes Wohlfahrt und der Städte Reichthum". Er war es vermuthlich, der statt der leichten Bauwerke aus Lehm und Rohr, die man bisher gehabt, Moscheen aus gebrannten Ziegelsteinen aufführen ließ. Er steht im Andenken seines Volkes noch heute da als ein Held, an dem jeder Zoll ein Mann, der kriegerische Energie mit Menschenfreundlichkeit und Milde, klare Einsicht mit Umsicht und Geduld, Strenge mit Religiosität und Frömmigkeit verband.

Edriß hinterließ seinen Nachfolgern ein Reich von außerordentlicher Stärke, groß im Umfange, innerlich gekräftigt, mit allen Keimen zum segensreichen Fortschritt. Aber, wie dies sich auch in der Geschichte anderer Staaten vielfach wiederholt, es waren die spätern Erben nicht gleicherweise Erben seines Geistes und seines Herzens. Weniger das Wohl des Ganzen ins Auge fassend, trachteten sie nur auf Verherrlichung und Pflege des lieben Ich und es bildete sich ein Hofstaat aus, der die Keime zum unrettbaren Fall des Reiches legte. Was dem Geist und Charakter an Größe und Stärke abging, suchten die spätern Herrscher allmälig durch Majestät ihrer persönlichen Erscheinung zu ersetzen. Der Kopf ward mit einem Turban von solcher Größe umwunden, daß er einer Trommel glich, der Körper, wenn er nicht bereits durch träge Ruhe und Uebermaß der Speise zum Fettklumpen sich umgebildet hatte, ward durch zahllose wattirte Kleider zu einer Kugel umgestaltet. Des Gesichtes untern Theil bedeckte das Berbertuch, so daß von der ganzen Majestät kaum mehr als die Augen sichtbar blieb. Ein hohes Gitterwerk schied das Volk selbst bei den öffentlichen Sitzungen von dem ausgestopften Herrscher, dessen Hofgesinde sich zu gleichen Vogelscheuchen aufputzte. Trompetenbläser mit langen hölzernen Frumfrums standen zu des Sultans Seite und verkündeten es der Menge, wenn der Erlauchte sprechen wollte. Laut zu sprechen war aber nicht der Würde angemessen und nur ein geisterhaftes Lispeln ließ sich aus dem Käfig hören. Vierzig Vornehme bildeten die nächststehenden Leibwachen, zwölf höchste Aemter, den Marschällen oder Ministern ähnlich, hatten die Verwaltung in den Händen und saugten des Landes bestes Mark aus, um es in Ueppigkeit und Wollust zu vergeuden. Der Uebermuth erstreckte sich wie eine schlimme Krankheit bis herab zum Hüter, der, in ein Dutzend seidene Toben eingehüllt, mit ungeheurem vergoldetem Kugelstab gleich einem Tamburmajor an des Palastes Pforte stand. In gleichem Grade wie der Hof in Ueppigkeit und Weichlichkeit versank und sich durch Uebermaß in äußerem Pomp in des Volkes Augen erniedrigte, in gleichem Maße lockerte sich das Band, welches die Unterthanen an den Herrscher knüpfte und das die Provinzen des großen Reichs zusammenhielt. Die Für-

sten zehrten von den Erinnerungen an ihre heldenhaften Ahnherrn und hielten es im Bewußtsein ihrer eignen Erhabenheit am Ende sogar unter ihrer Würde, selbst das Schwert zu führen, wenn der Feind dem Reiche drohte. Die Zauberformeln an den Speeren ihrer Leibgarde, nicht das geschliffene Eisen, sollten für sie kämpfen.

Zwei Jahrhunderte hindurch war der stolze Bau, den Edriß aufgerichtet hatte, noch stehen geblieben, da kein Feind vorhanden war, der bedeutend genug gewesen, um ihn zu stürzen, alle Fugen waren aber längst gelockert und es bedurfte nur des Zusammentreffens einiger Verhältnisse, wie solche am Anfang dieses Jahrhunderts eintraten, um das Reich in Trümmer zu zerschlagen. Ein unglücklicher Feldzug gegen das felsige Mandara hatte am Ende des 18. Jahrhunderts den Kern des Bornu-Heeres vernichtet, eine Pest in kurzer Zeit darauf das Land entvölkert und mit Schrecken angefüllt, da erhoben sich die Fellata, ein bis dahin unbekannter Feind.

Die Geschichte des Volks der Fulbe oder Fellata verliert sich in unerklärliches Dunkel. Am untern Senegal hatte es sein Gebiet, doch lassen mancherlei Gründe vermuthen, daß es in noch frühern Zeiten von Osten her hier eingewandert sei. Schmächtig und mittelgroß von Körperbau, röthlich oder gelbbraun von Hautfärbung, zart im Gliederbau, dabei aber geistig den Negervölkern weit überlegen, bilden die Fellata ein eigenthümliches Element im Völkerleben Innerafrikas. Dabei zeichnen sie sich durch Mäßigkeit in Speise und Trank, sowie durch Reinlichkeit in ihrer Kleidung sehr vortheilhaft aus. Eigenthümliche Kasteneintheilungen innerhalb ihres Stammes erinnern lebhaft an Aegypter und Hindu; gewisse Familien waren Tischler, andere Weber, Schuster, Schneider, Sänger, die untersten Bettler. Ganz allmälig breiteten sich die Fellata von Westen nach Osten aus, siedelten sich innerhalb der Negerreiche an, anfänglich als demüthige, bescheidene Fremdlinge, erlangten aber bald durch ihre geistige Ueberlegenheit dort Ansehn und stellenweise ein solches Uebergewicht, daß sie den Argwohn der Herrscher erregten und Unterdrückungsversuche gegen sie gemacht wurden. Jede ihrer Abtheilungen verfolgte aber noch ihr eignes Interesse, kein gemeinschaftliches Band verknüpfte sie enger, und so waren sie selbst trotz ihrer Ueberlegenheit den zerrütteten Negerstaaten bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts noch nicht eigentlich ernstlicher gefährlich geworden.

Um diese Zeit war Othman der Vorsteher (Imam) der Fellata im Dorfe Daghel unweit des heutigen Wurnu. Baua, der Herrscher von Gober, forderte ihn, sowie die benachbarten Häupter der Fellata vor seinen Thron und tadelte sie ernst wegen der Ansprüche, welche sie mehrfach zum Nachtheil der Unterthanen Baua's erhoben. Othman ergrimmte, daß Baua, ein Heide, sich überhebe, ihn, einen Gläubigen, einen Auserwählten, zu strafen. Religiöse Begeisterung ging mit dem äußern Vortheil Hand in Hand und Othman ward zum Propheten seines Stammes. Mit hinreißender Beredtsamkeit versammelte er, ein Reformator der Lehre Muhamed's, die Seinen um sich. Fortgerissen zu heiligem Wahn vergaßen sie die kleinlichen Interessen, welche sie bisher getrennt, und eiferten für des Propheten Sache. Othman lehrte ihnen Schlachtgesänge voll Erhabenheit und

Tiefe. Mit seiner anfangs kleinen, aber begeisterten Schaar griff er hierauf die Unterdrücker an, — er ward geschlagen, aber mit dem Unglück wuchs der Muth. Gleich einem Feuer verbreitete sich der religiöse Aufschwung, den er gegeben, durch alle Negerstaaten, sämmtliche Fellata erhoben sich! Es war das Zauberwort gefunden, das sie einigte. Othman's Schaar schwoll an wie ein Strom zur Regenzeit, er siegte über seine Feinde. Man erwählte ihn zum Scheikh, sein eigener Bruder, obschon älter an Jahren, war der Erste, der ihm huldigte. Sein kriegerischer Sohn, der spätere Sultan Bello, unterstützte ihn, und so unterwarfen sich die Fellata in wenig Jahren die ganzen Staaten im Westen Bornus und bedrohten selbst dieses Reich, dessen Bewohner sie wegen ihrer altmuhamedanischen Gebräuche mit den Heiden auf gleiche Stufe stellten.

In Bornu selbst waren seit langem zahlreiche Fellata ansässig. Sowie dem Reiche durch Othman's Heer in den Grenzprovinzen Schaden zugefügt ward, erhob sich des Sultans Ahmed von Bornu Zorn gegen die Fellata im eignen Lande; sie sollten büßen, was ihre Stammgenossen sündigten. Dadurch zwang man sie zur Nothwehr. Sie sammelten sich bei Gudscheba und schlugen in verzweifeltem Widerstande die Heerschaaren zurück, welche der Sultan gegen sie sandte. Bald aber gingen sie von der bloßen Vertheidigung zum Angriff über, verfolgten die fliehenden Truppen und schlugen ein neues Heer Bornuaner in der Nähe von Birni. Entsetzen kam über den Sultan und seine dickleibigen Hofherren. In möglichster Hast packte man Reichskleinodien und Garderobe zusammen, und eben als der hocherlauchte Herr mit allem seinem Pomp und dem ganzen Zopfceremoniel der zwölf Hofämter zum Ostthore seiner Residenz eiligst hinauszog, drangen die Fellata siegreich zum Westthore herein und ließen sich in der Hauptstadt des Reichs nieder. Dies geschah im Jahre 1809. Sultan Ahmed und seine Marschälle waren nach Kuraua geflohen und saßen feierlich zu Rath, was gegen ein solches Verfahren der Aufrührer zu thun sei. Trotz ihrer riesigen Turbane und theuren Amulete fanden sie aber kein Mittel gegen das Uebel, und mit dem Bornureiche würde es wahrscheinlich vorbei gewesen sein, wenn nicht ein eingewanderter Mann aus Fessan sich dazwischen gelegt hätte.

Dieser Mann war der Faki Muhamed el Amin el Kanemi, ein ebenbürtiger Gegner Othman's und seines kriegskundigen Sohnes Bello. Mehrfache Reisen, die er als Kaufmann gemacht, hatten ihm ausgebreitete Weltkenntniß verschafft, dazu war er ein strenggläubiger Moslem und sehr gelehrt in den heiligen Büchern. Er besaß neben seiner Rechtlichkeit kühnen Muth und unverzagten kräftigen Willen. Mit den Kanembu war er vielfach in Berührung gekommen und hatte sich mit ihnen aufs innigste befreundet, in seiner Umgebung ward er allgemein geliebt und geehrt. Er hatte die Tochter des Herrn von Ngala, damals einer angesehenen Stadt südlich am Tsad, kennen gelernt und sie zum Weibe erhalten. Gern hätte er mit derselben sich nach seiner Heimat in Fessan begeben, aber der Vater verwehrte ihm dies und des innigst geliebten Weibes wegen entschloß er sich in Ngala zu bleiben und hier seine Hütte zu bauen. Da drangen die Fellata von Westen her vor und bedrohten den Ort, — der Sultan war rathlos, Jeder

nur auf sich verwiesen, die Augen des Volkes richteten sich auf Kanemi, er stand auf als Führer zum Streit. Auch er wußte, wie Othman, die Seinen zu religiöser Begeisterung zu entflammen, ihm war die Zaubermacht des Glaubens bekannt, wunderbare Geschichten verbreiteten sich im Volk über seine geheimnißvolle Macht. Seine Gebete machten die Schwerter der Feinde schartig, die Pfeile der Fellata waren im Köcher zerbrochen gefunden worden und ihre Bogensehnen während der Nacht zerschnitten. Nur ein kleines Häufchen sammelte sich zunächst um Kanemi: fünf Reiter und 200 Speerträger zu Fuß, alle aber entschlossene Leute und in ihrer Treue erprobt. Große Heiterkeit erzeugte es den Fellata, als sie, trunken vom Uebermaße der Siege, die winzige Schaar anrücken sahen, fünf Reiter gegen ein Heer! Bald aber wurden sie ernst, denn Kanemi schlug ihre zerstreuten Abtheilungen, so wie sie sich zeigten. Er scheute die Uebermacht nicht und ersetzte durch Ausdauer und Muth, was an Zahl abging. Kaum hatte er aber die bisher Unüberwindlichen geschlagen, so war auch der Zauber gebrochen, der alles Volk lähmte. Die Männer griffen nach Bogen und Speeren, zu Fuß und zu Roß eilte man nach Kanemi und rief ihn zum Scheikh aus. Bald standen 200 begeisterte Reiter an seiner Seite und 2000 Mann zu Fuß begrüßten ihn kampfesmuthig mit geschwungenem Speere und dem Klange der Schilde. Bei Ngornu traf er auf das Gesammtheer des Feindes und überwand es nach blutigem Kampfe. Vierzig Schlachten hatte er in zehn Monaten siegreich bestanden und ward von allem Volke in Bornu als der Erretter des Vaterlandes, der Held Gottes gefeiert.

Der östliche Theil Bornus war frei vom Feinde, im westlichen Gebiete saß aber der Sultan Ahmed noch mitten unter den Fellata. Kanemi zog sich nach seinen Triumphen zurück zu seiner Familie in Ngala, um die Früchte des Friedens zu genießen, da sandte der Sultan zu ihm und ließ ihn auffordern, daß er sich an die Spitze des Heeres von Bornu stelle und ihm auch im westlichen Theile gegen die Feinde helfe. Der Faki folgte dem Rufe und seine begeisterten Schaaren zogen aufs neue gegen die Fellata. Birni ward nach blutigem Kampfe ihnen wieder entrissen, aber der Sultan genoß nicht lange den Triumph, in seiner alten Residenz wieder Hof zu halten, er starb schon im Jahre 1810.

Dunama, der Sohn Ahmed's, ward Sultan. Er verschmähte es, mit dem fremden Manne, dem Faki Kanemi, weiter zu unterhandeln, dieser hatte seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen. Die Hauptstadt war frei, die Hauptleute voll Muth, denn der Feind war geschlagen. Dunama sammelte ein Heer und stellte sich selbst an die Spitze, seine Lanzenträger mit den Talismantäschchen ihm zur Seite. Man traf auf die Fellata, die durch die vorhergegangenen Kämpfe gegen Kanemi geschwächt waren, und — schlug sie. Die Hofpartei jubelte, der alte Siegesgott des Edriß schien zurückgekehrt, der schwankende Thron wieder befestigt! Da erhielten die Fellata neuen bedeutenden Zuzug von ihren Brüdern in Katagum, griffen das noch jubelnde Heer Dunama's an, schlugen es in die Flucht, erstürmten die Hauptstadt Birni von neuem und gaben sie den Flammen preis. Der Sultan floh mit seinem Hofgesinde im Lande hin und her wie ein gescheuchtes Wild, jeden Augenblick einen neuen Angriff der Feinde fürchtend.

Einige Wochen schlug er seine Zelte bei Madje in der Nähe von Fatoghana, dann wieder bei Assegga auf. Kurz darauf zog er aber geänstigt weiter nach Munghano, bis er endlich Berberua in der Nähe des Tsad zu seinem Wohnplatz erwählte. Hier war er unweit des Faki Kanemi, der ruhig seiner Beschäftigung lebte. Jetzt endlich, da sich dem Sultan nirgends eine andere Rettung bot, da er und seine Barone kein Plätzchen fanden, wo sie ihr Haupt, trotz ihrer dicken Turbane, ruhig hinlegen konnten, jetzt entschloß man sich, obschon mit großem Widerwillen, den frühern Retter wieder aufzusuchen. Man trat mit Kanemi in neue Unterhandlungen. Er seinerseits zog aber nun auch aus der Noth des Sultans so viel Nutzen als möglich. Er war nicht willens, Leib und Leben, Hab und Gut abermals für einen Herrscher aufs Spiel zu setzen, den er seiner Schwäche wegen verachten, seines Stolzes und Undankes wegen hassen mußte. Die Hälfte aller Einkünfte derjenigen Provinzen verlangte er, welche er dem Feinde entreißen würde. Der Sultan machte ein saueres Gesicht zu der schlimmen Forderung, es blieb ihm aber nichts übrig als darauf einzugehen. So brach denn Kanemi abermals gegen die Fellata auf und trieb sie mit seinen Speerträgern und Bogenschützen zu Paaren, säuberte das Land vom Feinde und schlug dann seinen Sitz in Ngornu auf, „der gesegneten Stadt“ am Ufer des Tsad-Sees, unweit von dem Hofhalt des Sultans. Kanembu und Tibu, die ehedem gemißhandelten Völker, strömten ihm zu, er erschien Allen der wahre Herrscher des Landes. Dunama und seine altadligen Edelherren bissen sich in die Lippen vor Aerger, machten ihre Turbane dicker und dicker, zogen einige seidene Toben mehr an als bisher, um so das politische Gleichgewicht herzustellen, — es wollte aber nicht helfen. Da sannen sie unter einander auf Rath, was wol zu thun sei. „Er ist ein Verräther, Kanemi strebt nach dem Throne!“ sagten die Herren zu Dunama. Dieser glaubte es selbst, wußte aber wenig dagegen zu thun. „Fordere ihn vor deinen Thron, verhöre und richte ihn dann!“ drängte man den Sultan weiter. Er fühlte sich geschmeichelt als Fürst und sandte an Kanemi Boten mit der feierlichen Ladung. Der Scheikh, so ließ er sich nennen, ein zweiter Götz von Berlichingen gegenüber einem Reichsheer, lächelte über den plumpen Versuch, zu dessen Durchführung ganz andere Hände erforderlich waren als die des Sultans und seiner entnervten Gesellen. Er warf sich aufs Pferd und ritt, ohne einen einzigen Begleiter mitzunehmen, zum König. Diese sichere Ruhe brachte den weisen Rath außer aller Fassung. Im Rücken Kanemi's waren die Hofschranzen zwar geschäftig und kühn genug gewesen, auf ihn zu schmähen und ihn aller möglichen Verbrechen zu beschuldigen, als er aber mit klarem Auge vor ihnen stand, er, den das ganze Volk für einen Heiligen hielt, der die Heere der Feinde geschlagen, der gewohnt war, mit seinem Blicke die Schaaren der Krieger zu lenken, und der dem Sultan, dem Irrenden, Hülflosen, das Reich erst wiedergegeben, als er so vor ihnen stand, da waren die Richter in größerer Verlegenheit als der Verklagte. Niemand wagte sich ernstlich an ihn, Keiner hatte die Kühnheit, Gewaltmittel gegen ihn vorzuschlagen. Es ward Kanemi nicht schwer, sich zu verantworten, und im Triumph zog er nach Ngornu zurück, vom Volke noch mehr gefeiert. Der geistige Sieg über die ränkesüchtige Partei des Sultans erhöhte ihn

in den Augen des Landes mehr noch als eine glänzende Waffenthat. Kanemi wußte aber, wessen er sich vom Sultan zu versehen hatte, es galt einem von ihnen beiden. Zwei Herren konnte das Land auf die Länge der Zeit nicht dienen, deshalb war er auf seiner Hut und beschloß bei passender Gelegenheit entscheidend zu handeln. Dunama führte die Entscheidung selbst in kurzem herbei. Auch er und die Seinen fühlten, daß es nicht lange so bleiben könnte, daß ihr Stern in gleichem Grade verlösche, wie Kanemi's Sonne an Glanz zunahm. Er faßte deshalb den wohlerwogenen Plan, durch eine Verlegung seiner Residenz dem Scheikh den Vortheil abzugewinnen. Kanemi erhielt einen großen Theil seines Uebergewichts durch den Verkehr mit seiner Heimat Fessan und Tripoli mittelst der Karawanen. Nun beschloß Dunama seinen Sitz zu nehmen in Wudi, einer Stadt an der Nordwestecke des Sees. Hier mußte jede Karawane, welche ankam oder abging, hindurch, von hier aus konnte er den Scheikh abschneiden von den Kanembu und von seiner Heimat und deren Vortheilen. Durch eine weitere Trennung der beiden, jetzt nahe beisammen liegenden Residenzen wollte er auch seinen Unterthanen Gelegenheit geben, sich nach ihrer Gesinnung zu sondern und diejenigen, welche dem alten Glanz des angestammten Herrschergeschlechts der Ssaefu anhingen, trennen von denen, die sich dem neuen Emporkömmling zuwendeten. Dunama brach deshalb in feierlichem Zuge auf von Berberua; seine Barone und sein Harem begleiteten ihn. Gen Wudi, wo ehedem schon mehrere seiner Vorfahren Hof gehalten, richtete sich die Karawane, bereits frohlockend darüber, daß man endlich einen Ausweg gefunden, um dem verhaßten Nebenbuhler den Vortheil abzugewinnen. Allein ihre Rechnung war ohne den Wirth gemacht. Der Scheikh erkannte ebenso hell wie sie selbst die Lage der Dinge und sah, wie man sich bemühte ihn zu beengen, überflüssig zu machen, um ihn schließlich wieder abzuschütteln, wie es früher zu Ahmed's Zeiten geschehen. Ihn rettete sein energischer Wille und seine kühne Entschlossenheit, sowie die unbedingte Ergebenheit seiner Krieger. Seine Reiter verlegten dem Sultan den Weg und belehrten ihn dringend: es sei nach Wudi für ihn die Straße nicht gangbar; nur Berberua, das freundliche, sonnenhelle, sei die geeignete, einzig mögliche Residenz für den Erlauchten, die Wüstenluft, welche nach Wudi hereinwehe, möge ihm schaden. Gegen die Reiter des Scheikhs halfen die Amulete des Sultans nicht, gegen ihre Speere schienen die seidenen Toben nicht dick genug. Der Hof machte kehrt und langte nach kurzer Fahrt wieder in Berberua an. „Verrath!" schrie der Sultan. „Verrath und Majestätsverbrechen!" schrieen noch mehr seine Schranzen. „Tod dem Frevler, der sich erfrecht, dem Herrscher des Landes den Weg zu verlegen! Tod seinen frechen Dienern!" Da erschienen die Reiter des Scheikhs von neuem und unterbrachen die deklamatorischen Ergüsse. „Im Namen des Scheikhs ist der bisherige Sultan Dunama verhaftet, angeklagt des Hochverraths selbst und als unwürdig seines Amtes entsetzt. So spricht Allah durch den Mund seines Lehrers!" Muhamed, Dunama's Onkel, ein Bruder des verstorbenen Sultans Ahmed, ward zum Nachfolger bestimmt. Das Volk jauchzte dem neuen Herrscher zu, wie es bei theatralischen Vorstellungen zu jauchzen pflegt, und fand Unterhaltung daran.

Muhamed, der neue Sultan, täuschte sich aber über Eins. Er lebte der Meinung, daß er zum Herrscher gewählt sei, weil das königliche Blut der Ssaefu in seinen Adern rolle. Sein erstes Werk war daher, sich eine neue Residenz zu gründen, Birni Djedid, eine Stunde Wegs von Ngornu, und daß er die Regierung des Landes in die Hand zu nehmen versuchte. Er war nicht geneigt, die bloße Puppe zu spielen, welche der Scheikh zum Vergnügen des Volkes anputzen ließ und auf den Thron setzte, und begehrte auch die Macht eines Fürsten zu haben. Da setzte ihn der Scheikh schon nach wenigen Tagen als untauglich ab und berief den verabschiedeten Dunama wieder auf den Thron, der nun auch durch die erhaltene Lehre sich klar geworden war, wer eigentlich Herr sei im Lande, und sich begnügen lernte mit dem Glanz seiner seidenen Toben, den vergoldeten Stöcken seiner Diener und dem Schall der weithintönenden Frumfrums.

So war ums Jahr 1814 der Scheikh el Kanemi eigentlich Herr in Bornu und ließ, um die alten Gewohnheiten zu respektiren, den angeputzten König zum Scheine den Thron einnehmen. Für sich und die Seinen gründete er nun aber auch eine Residenz in der Nähe des Tsad, wo die Straße nach Fessan und Kanem führt. Dort stand ein alter Affenbrodbaum, Kuka in der Sprache des Landes geheißen. Er war das Symbol der alten Königsmacht. Dick war der Stamm, aber vom Alter hohl und von Würmern zerfressen, kahl die ausgestreckten Aeste und mit Früchten an langen Stielen behangen, als seien es Amulete zum Schutz gegen fremden Zauber. Ihn hieb der Scheikh nieder, baute an der Stelle seinen Palast und nannte die Stadt, die ringsum entstand, Kuka oder Kukaua.

Die Fellata hatte der Scheikh zwar aus dem Lande getrieben, aber ein anderer Feind im Osten war aufgestanden und machte ihm weit mehr zu schaffen. Der Fürst von Baghirmi, Othman Burgomanda, bisher ein tributpflichtiger Vasall Bornus, stand gegen seinen Herrn auf, verweigerte dem Scheikh Anerkennung und Gehorsam und machte räuberische Einfälle in sein Gebiet. Nicht stark genug, um gleichzeitig die Grenzen des Reiches nach allen Seiten gegen die drohenden Feinde zu decken, rief der Scheikh den Fürsten Abd el Kerim Ssabun von Wadaï gegen Baghirmi zu Hülfe. Dieser erschien, überfiel Masena, die Hauptstadt Baghirmis, plünderte sie vollständig aus, führte eine große Anzahl des Volkes als Sklaven hinweg, war aber nicht willens, die Trauben für Andere zu pflücken, sondern machte einen Vertrag mit Burgomanda, nach welchem Baghirmi von nun an Wadaï unterthan sein und unter dessen Schutz stehen solle. Jetzt blieb Kanemi nichts Anderes übrig, als mit dem Herrscher in Fessan einen Vertrag abzuschließen und diesen um seinen Beistand zu bitten. Er erschien mit einem ansehnlichen Heere, vereinigte sich mit dem Scheikh, und beide verheerten Baghirmi sammt Masena, der Hauptstadt, in welcher der Scheikh sogar einige Tage sein Lager aufschlug. Der Fürst Othman Burgomanda und sein Volk hatten sich aber jenseits des hochflutenden Schari in einem überaus festen Lager verschanzt, und deshalb richteten die Verbündeten nichts weiter aus, als daß sie großen Raub an Gut und Menschen hinwegführten. Von den Gefangenen, die der Herrscher von Fessan mit durch die Wüste schleppte, stammten die zahllosen Gebeine, über

die sich Denham und seine Gefährten bei ihrer Reise nach Kuka entsetzten und die noch jetzt massenhaft die Brunnen umlagern. Nicht lange danach, so brach der Fürst von Baghirmi mit seinem Heere in Bornu ein. Es kam zu mehreren höchst blutigen Treffen. In einem derselben verlor der Scheikh seinen erstgebornen und am meisten von ihm geliebten Sohn; in einem andern fiel Sultan Dunama sammt seiner Leibgarde dicht am Thore der Stadt Ngala. Erst als Denham dem Scheikh Kartätschenbüchsen für die zwei vorhandenen Kanonen hatte anfertigen lassen, der Zimmermann Hillmann die Gestelle zu den Röhren gearbeitet und die Mannschaft zur Bedienung der Geschütze eingeübt war, gelang es dem Scheikh, sich Ruhe vor den unermüdlichen Drängern zu verschaffen. Beim ersten ungestümen Angriff des Heeres von Baghirmi auf die Schlachtordnung des Scheikhs entblößte letztere plötzlich die versteckte Batterie und die donnernden Geschütze rissen furchtbare Lücken in die dichtgedrängten Schaaren der entsetzten Feinde, während die Reiterei, die Verwirrung benutzend, mit Erfolg einhieb. Dies geschah am 24. März des Jahres 1824. Weniger glücklich war der Scheikh gegen den gleich tüchtigen Sultan Bello, den Führer der Fellata. In Bautschi erlitt er eine solche Niederlage, daß er selbst mit genauer Noth mit dem Leben davonkam. Im Jahr 1835 starb er und bestimmte, daß von seinen vielen Söhnen Omar ihm als Herrscher folgen sollte. Würde dieser sterben, ohne erwachsene Söhne zu haben, so sollte Abd e Rahman der Nachfolger sein, an dessen Stelle in ähnlichem Falle aber Yussuf.

Dem im Jahre 1818 gefallenen Sultan Dunama war dessen Sohn **Ibrahim** gefolgt und residirte in der bisherigen Weise in Neu-Birni wie sein Vater als Schein-Sultan.

Omar, der Sohn Kanemi's, hatte das Streben, seinem Lande Ruhe und Frieden zu verschaffen. Da seine Mutter aus dem Lande der Baghirmi stammte, so kam er mit letzterem Volke bald in gutes Einverständniß. Ebenso schloß er Frieden mit den Fellata im Westen, nachdem er bei einem Kriegsunternehmen gegen sie wenig glücklich gewesen war. Mehr machte ihm der Ungehorsam der eignen Statthalter in den entfernten Provinzen zu schaffen, am meisten der unruhige und hochmüthige **Ibram** von **Sinder**, der nicht nur den Frieden verwarf, sondern sogar die benachbarten Statthalter aufforderte, ihm zu gehorchen und sich mit ihm zu Raubeinfällen in den Nachbarstaat zu verbinden. Scheikh Omar sandte 1846 seinen Bruder Abd e Rahman mit dem gesammten Heere von Bornu nach jenem weit entlegenen Gebiet, ohne den Verrath zu ahnen, der in seiner Nähe lauerte. Kaum war nämlich das Heer abgezogen, so machte die Partei des alten Sultanhauses der Ssaefu einen letzten verzweifelten Versuch zur Herstellung ihrer frühern Macht. Die vornehmsten Höflinge forderten brieflich Muhamed Ssaleb, Sultan von Wadaï, auf, sich der alten Herrscher gegen den neuen Scheikh anzunehmen, und Wadaï benutzte voll Kriegslust die günstige Gelegenheit zu einem beuteverheißenden Handstreich. Er erschien bereits bei Kussuri im März 1846 mit einem mächtigen Heere, als sich Scheikh Omar mit einer Handvoll Leute, die er in der Eile zusammengerafft hatte, ihm entgegenwarf, um ihm den Uebergang über den Fluß streitig zu machen. Durch Verrath gelang dem Feinde das Letztere. In wildem

Gemetzel fiel das Häufchen des Scheikhs bis auf Wenige. Tirab, der treue Minister des Kanemi, blieb auf dem Schlachtfelde, Ali, der tapfere Bruder Omar's, ward gefangen, die beiden Kanonen geriethen in Feindes Hand. Scheikh Omar floh. Ehe er aber seine Hauptstadt Kuka preisgab und sich nach den entferntern westlichen Provinzen zurückzog, ließ er Ibrahim hinrichten. Er hatte ihn bei der ersten Kunde vom Nahen Wadaïs festnehmen lassen.

Muhamed Ssaleb rückte bis Ngornu vor, setzte Ibrahim's Sohn Ali zum Sultan ein und plünderte vierzig Tage lang ringsum das Land aus. Bei dieser Gelegenheit ward auch Kuka völlig geplündert, verbrannt und zerstört. Als aber das Bornuheer unter Abd e Rahman in Eilmärschen herbeizog und Muhamed einsah, daß er bei der Schwäche der Partei, welche zum Sultan Ali stand, sich nicht würde halten können, dachte er an einen sichern Rückzug, bevor ihm der Arre und der Schary denselben zur Regenzeit unmöglich machten. Er belohnte also Verrath mit Verrath, sandte die Briefe der Hofleute an Omar und ließ diesem sagen, daß er durchaus nur in sein Land gekommen sei, weil ihn der Sultan und die Seinen dazu aufgefordert hätten, dann zog er zurück und überließ den jungen Fürsten Ali seinem Schicksal.

Dieser schien etwas vom Geiste seiner Anherrn in sich zu fühlen, denn er stellte sich kühn an die Spitze seines kleinen Heeres und kämpfte mit Scheikh Omar in offener Feldschlacht. Der erste offene Kampf des alten Herrscherhauses von Bornu mit dem neuen war auch der letzte. Ali fiel, seine Anhänger mit ihm. Die Residenz des Hauses der Ssaefu Neu-Birni ward zerstört. Omar hatte den Sohn des hochverdienten Tirab, den Hadschi Beschir, mit der Zerstörung des Ortes beauftragt. Er ward ein reicher Mann dabei und Wesir des Sultans, sein allmächtiger Günstling. Er baute mit Scheikh Omar das zerstörte Kuka wieder auf, die westliche Stadt für das gemeine Volk, die östliche für die Großen des Hofes.

Noch einige kleinere Kriegszüge mußte Scheikh Omar unternehmen, um aufständische Städte zur Ruhe zu bringen, dann genoß das Reich eine geraume Zeit hindurch des tiefsten Friedens, bis durch den eignen Bruder des Scheikhs, den bereits genannten Abd e Rahman, jene Unruhen erregt wurden, die kurz vor Dr. Vogel's Ankunft in Kuka ausgebrochen waren und einen Thronwechsel zur Folge gehabt hatten. Scheikh Omar war nämlich ein sehr friedliebender, wenig energischer Mann, der sich am liebsten in stiller Zurückgezogenheit religiösen Betrachtungen widmete. In Folge dieser Schwäche ward der nördliche Theil Bornus sowie Kanem durch die raublustigen Schaaren der Tuariks völlig verheert, mehrere Städte gänzlich ausgeplündert und zerstört, andere zu einem schimpflichen Tribut an diese Freibeuter gezwungen. Den größten Einfluß auf den Scheikh hatte sein Wesir Hadschi Beschir, ein zwar gelehrter und intelligenter Mann, der sich besonders des Dr. Barth bei dessen Anwesenheit in Bornu sehr warm annahm, der aber einerseits habsüchtig war und sich zur Befriedigung dieser sowie anderer Leidenschaften vielerlei Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen ließ, andererseits aber auch der nöthigen Willenskraft und des erforderlichen Muthes entbehrte. Der schlimmste Feind des Wesirs war Abd e Rahman, ein

wilder, gewaltthätiger Mann, der in mehreren Kriegszügen das Heer angeführt hatte und deshalb bei demselben beliebt war. Seine Lieblingsbeschäftigung in Friedenszeiten war, sich mit seinen Sklaven herumzubalgen und gemeine Späße mit ihnen zu treiben, und über seinen Charakter erhalten wir einen Fingerzeig dadurch, daß er Dr. Barth, als dieser ihm seine Aufwartung machte, um Gift ersuchte, das er natürlich nicht erhielt. Er wollte sich wahrscheinlich desselben bedienen, um den ihm verhaßten Wesir aus dem Wege zu räumen, gegen den mehrfach Mordanschläge versucht worden waren. Eine Zeit lang schien die feindliche Stimmung zwischen den beiden Großen des Reichs dadurch geschlichtet, daß der Wesir, der sich eine förmliche ethnographische Sammlung von Schönheiten aus allen Völkerschaften, auch von Cirkassierinnen, in seinem Harem angelegt hatte, die Tochter Abd e Rahman's heirathete, nicht lange darauf brach aber der gegenseitige Groll in offene Fehde aus. Abd e Rahman verließ mit seinen bewaffneten Sklaven Kuka und zog sich nach Gudscheba mit offener Kriegserklärung zurück. Der Wesir folgte ihm, begleitet von einer Anzahl Hauptleute und ihren Truppen, und forderte Abd e Rahman auf, den Ort zu verlassen. Dieser erklärte sich bereit dazu, sobald der Wesir ihm auf den Koran zuschwören würde, ihm nichts Uebles zuzufügen. Hadschi Beschir verweigerte diesen Eid und ließ durch seine Leute den Teich streng bewachen, aus welchem die feindlichen Sklaven ihr Wasser beziehen mußten. Es kam zwischen beiden Theilen zu einem leichten Scharmützel, bei welchem aber des Wesirs Krieger sich weigerten, gegen ihren frühern Feldherrn Abd e Rahman zu kämpfen, und verrätherisch zu letzterem übergingen. Der Wesir verlor vollständig den Muth, eilte nach Kuka zurück und anstatt ein neues Heer gegen seinen Feind zu sammeln, packte er den größten Theil seiner Kostbarkeiten auf sieben Kameele und versuchte nach Wadaï zu entfliehen. Es war im November 1853. Abd e Rahman hatte sich in größter Schnelligkeit nach Kuka begeben, und es fiel ihm nicht schwer, seinen Bruder zum Abdanken zu bewegen. Das Haus Hadschi Beschir's wurde hierauf der Plünderung preisgegeben, und unter andern Schätzen, die dieser nicht hatte mit fortnehmen können, fand man 3000 Burnusse und 40,000 Dollars. Die angeschwollenen Fluten des Schari hielten den fliehenden Wesir auf, die an der Grenze wohnenden Schua verweigerten es, ihn durchzulassen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als den Boten zu folgen, welche Abd e Rahman ihm nachgesandt hatte, mit der Zusicherung, daß ihm freies Geleit gestattet werden sollte. Kaum war er aber in Kuka angekommen, als er festgenommen, vor ein besonderes Gericht gestellt und angeblich wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt ward. Die 130 Kinder, welche der Wesir hinterließ (80 Söhne und 50 Töchter) beweinten weniger ihren Vater als den Verlust des großen Vermögens, das der neue Scheikh für sein eignes Bestes einzog. Nach seiner Hinrichtung wies Abd e Rahman seinem Bruder Omar des Wesirs Wohnung zum Aufenthalt an und übernahm die Regierung des Landes.



VII.

Dr. Vogel's Ausflüge am Südufer des Tsad-Sees.

Ausflug nach Ngornu. — Gherret-Akazie. — Bodenbeschaffenheit. — Senkungen. — Das Wasser des Tsad. — Das kleinste Leben am Tsad. — Sumpfgewächse. — Der Schari. — Wälder am Tsad. — Thierleben am Tsad. — Dr. Vogel auf der Büffeljagd. — Plagen des Sudan. — Die Inseln im Tsad. — Die Budduma. — Die Ssugurti. — Viehzucht und Ackerbau.

Bei dem rohen, gewaltthätigen Charakter des Scheikhs Abd e Rahman konnte derselbe durchaus nicht den Zweck von Dr. Vogel's Reise fassen. Das Sammeln von Pflanzen, Steinproben und Vogelbälgen erschien ihm nur als Deckmantel, unter welchem andere politische Pläne verborgen würden. Sein Argwohn stieg noch viel mehr, als er erfuhr, die beiden englischen Begleiter Vogel's seien wirkliche Soldaten, Krieger von Profession.

Obschon er deshalb Vogel auf die glänzendste Weise mit militärischem Schaugepränge empfangen hatte und ihn fortwährend mit Lebensmitteln reichlich versorgte, legte er den Reiseplänen desselben doch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg und schlug ihm einen Zug nach Mora und nach Südwesten geradezu ab. Vogel

war deshalb gezwungen, vorläufig sich auf kleinere Ausflüge nach den Ufern des Tsad-Sees zu beschränken und sich zu gedulden, bis bessere Zeiten einträten oder des Scheikhs Argwohn sich beruhigte. Er erhielt von demselben die Erlaubniß, das Wrack des Bootes „Lord Palmerston", das in Maduari lag, ausbessern und benutzen zu dürfen, und stellte sich die Aufgabe, die Mündungen des Waube und Schari astronomisch zu bestimmen.

Unter andern machte er in der Mitte des Februar einen Ausflug nach Ngornu, der altberühmten Stadt am Südufer des Sees.

Der Weg von Kuka nach Ngornu bietet wenig Interessantes. „Die Gegend hier", sagt Dr. Vogel, „ist über alle Begriffe entsetzlich. Wer hier auf tropische Fülle hofft, wird sich entsetzlich getäuscht finden. Trotz meines eifrigsten Suchens ist es mir in fast fünf Wochen nicht möglich gewesen, mehr als 75 verschiedene Pflanzen anzusammeln." Besonders einförmig ist die Gegend in der nächsten Umgebung von Kuka zur dürren Jahreszeit. Alle zartern Pflanzen und Gräser sind dann verdorrt und selbst Anfang Februar steigt die Hitze sehr häufig über 40° C. Die häßlichen Büsche des giftigen Aschur (Asclepias procera) bedecken das ausgedörrte flache Gebiet, über welches der Pfad führt, und weichen weiterhin nur einem ebenso unerfreulichen Walde von Akazien mit einem Unterholz aus Dumpalmengestrüpp. Kein einziger Baum oder Strauch ist hier ohne Dornen. Unter den Akazien herrschen besonders zwei Arten vor, außer der vielfach erwähnten Talha (Mimosa ferruginea) hauptsächlich die Gherret (Mimosa nilotica). Das Holz dieser Akazienart findet zu häuslichen Zwecken in Bornu vielfache Verwendung; man fertigt aus ihm gern die Sättel an und benutzt die Kohle desselben zur Schießpulverbereitung. Die Frucht, welche insbesondere mit dem Namen Gherret bezeichnet wird, ähnelt sehr im äußern Ansehn der Frucht des Tamarindenbaums und bildet wegen ihres Gehaltes an Gerbsäure eine heilsame Medizin bei Ruhranfällen. Wegen desselben Stoffes wird sie auch zum Gerben der Wasserschläuche, dieses unentbehrlichen Reisegeräths, verwendet.

Der bei weitem schönste Baum jener Waldungen, der weiter östlich auftritt und in der Nähe der Wohnungen gern angepflanzt wird, ist die Tamarinde (Tamarindus indica), deren zartgefiedertes Laub ebenso angenehmen Schatten gewährt, als es durch seine gefälligen Formen und sein freundliches Grün das Auge erfreut. Die Früchte, mehrsamige Hülsen, liefern in ihrem angenehm säuerlichen Marke eine wahre Erquickung und dienen vorzugsweise zur Herstellung eines kühlenden, fieberwidrigen Getränkes.

Der Weg nach Ngornu führt an der Stelle vorbei, an welcher ehedem die Stadt Neu-Birni stand. Dieselbe ward 1820 von Sultan Muhamed erbaut und 1847 durch Hadschi Beschir zerstört. Hier wird die Ebene fruchtbarer, die muldenförmigen Einsenkungen mit guter Erde werden häufiger und außer Tamarinden begleiten Gemüsegärten und Baumwollenpflanzungen den Pfad, von dem seitwärts zahlreiche Weiler liegen.

Als 1851 und 1852 Dr. Barth Ngornu („der Segen"), diese alte Residenz der Herrscher von Bornu, besuchte, gelang es ihm erst bei einem zweiten Versuche, nach



Ed. Vogel am Südufer des Tsad-See.

Vogel's Reisen in Centralafrika. S. 197.

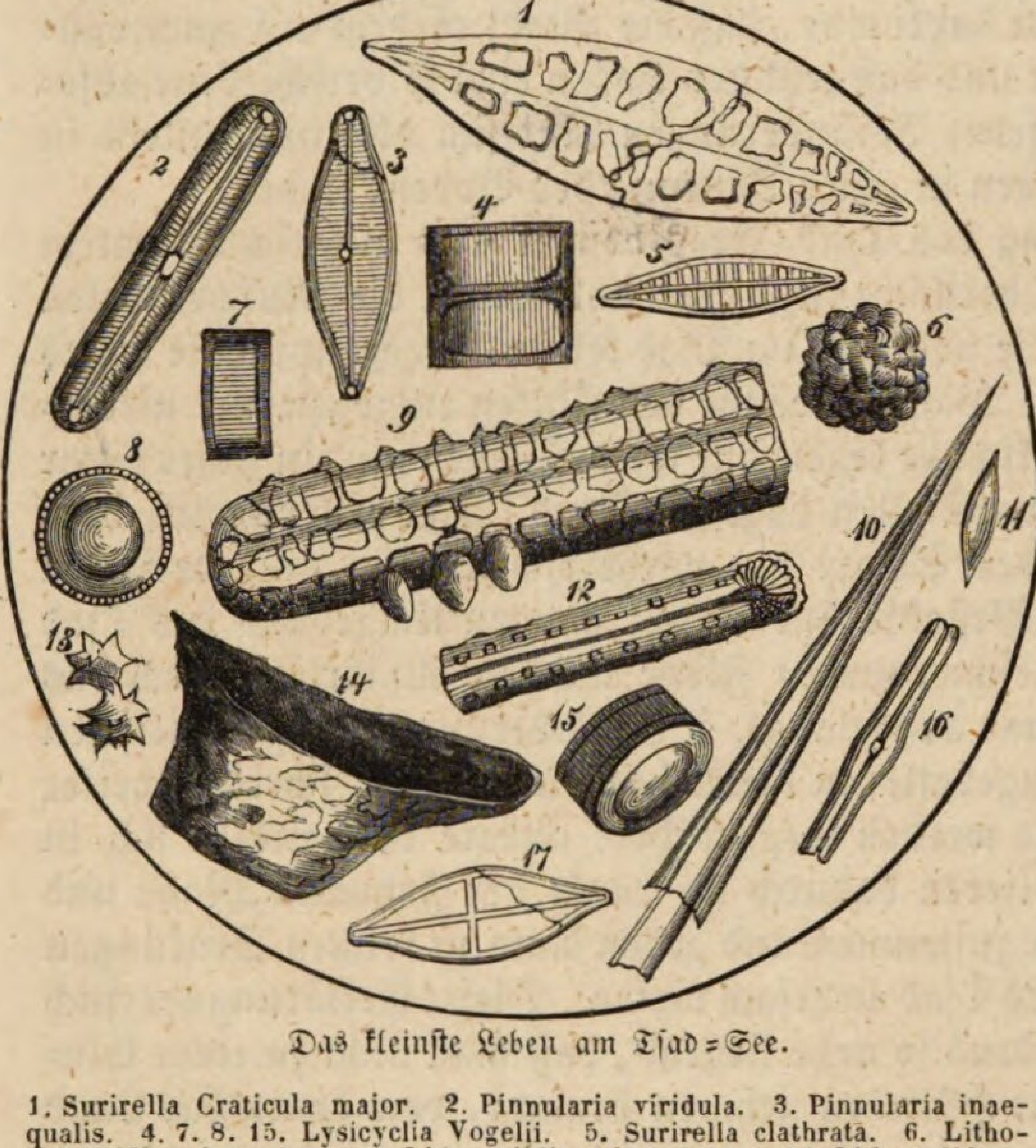
Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

mehrstündigen Anstrengungen in Begleitung eines kundigen Führers das offene Wasser des Tsad zu erreichen. Er traf weit ausgedehnte flache Wiesengründe und einzelne größere oder kleinere Sumpflachen mit Papyrus und 10 — 14 Fuß hohem Schilf bewachsen (siehe Anfangsbild S. 195), von zahlreichen Viehherden belebt. Dr. Vogel dagegen traf 1853 Mitte Februar das ganze Gebiet völlig verändert. Die Stadt Ngornu war fast ganz vom Wasser verschlungen worden, die Häuser des nördlichen Theiles waren nur noch wenige Zoll über dem Wasserspiegel, die des südlichen dagegen wurden bis an die Spitzen von den Fluten bedeckt. Diese Veränderungen hatten etwa dreißig Tage vor Vogel's Ankunft stattgefunden und das zwanzig Fuß gestiegene Wasser war während dem auch nicht um einen einzigen Fuß gefallen. Das Auffallendste dabei war, daß die Stadt ehedem auf einer vollständigen Ebene gestanden hatte und daß jetzt der Boden eine so verschiedene absolute Höhe zeigte. Die Ursache jener Veränderungen läßt sich also nicht allein in dem Steigen des Wassers, sondern in einer Senkung des Bodens suchen.

Die ganze weite Umgebung des Tsad-Sees besteht aus aufgeschwemmtem Land. Wenige Fuß unter der Oberfläche liegt eine Kalkschicht, die Muschelschalen enthält, gleichartig mit denen, die noch jetzt im Tsad leben. Die Hauptmasse dieses Kalks ist wahrscheinlich durch die Wassergewächse den Fluten entzogen und niedergeschlagen worden. Auf der Kalkschicht lagert auf weite Flächen hin ein zäher fetter Thon (Firki-Boden), an andern Stellen dagegen Sand. Der erstere wird vorzüglich nach den Mündungen des Schari hin vorherrschend, letzterer deckt die Landschaften bei Kuka. Festere Gesteine sind in der gangen Umgebung des Tsad nirgends zu finden. Die aufgeschwemmten Flötze werden alljährlich durch das steigende Wasser durchdrungen und ausgelaugt. Die Moderung der vegetabilischen Ueberreste, welche sich vielfach eingebettet in den Schichten befinden, schreitet weiter vorwärts, lösliche Bestandtheile werden weggeführt, andere verwandeln sich in Gase, die ganzen Schichten verlieren dadurch im Laufe der Jahre an Masse und Festigkeit. Endlich setzen sie sich zusammen und geben dann zu solchen Senkungen Veranlassung, wie sie die Ufer des Tsad mehrfach bieten. Dieser Erklärungsversuch ist bei der Beschaffenheit des Bodens so nahe liegend, daß man nicht zu einer Einwirkung vulkanischer Kräfte seine Hülfe zu nehmen braucht, von denen das Land weit und breit keine Spur zeigt.

Der Tsad ist nicht etwa ein schönes klares Wasser, sondern ein meilenweiter Sumpf, von Krokodilen und Wasservögeln belebt, der vorzugsweise durch den Schari und den Komadugu Waube gebildet wird. Die Gewässer dieser großen Ströme, besonders des Schari, breiten sich in flacher Senkung so weit aus, bis die Verdunstung den Zufluß aufwiegt. Wird letzterer bei heftigen Regen stärker, so erweitern sich die Ufer; nimmt die Wassermenge der Zuflüsse ab, so verringert sich auch die Ausdehnung des Sees. Weite Schlammstrecken und Tümpel säumen dann seine Ufer. Das Wasser des Tsad selbst ist völlig süß, so süß als nur Wasser überhaupt sein kann, dabei freilich sehr lauwarm und voll von fauligen Pflanzenresten, so daß es beim Trinken keine Erquickung gewährt. Die interessante Frage über die Beschaffenheit des Tsad-Wassers ist erst durch Dr. Vogel's Vermittelung genau

entschieden worden. Bis dahin hielt man es wenigstens für möglich, daß es bei dem See ähnlich sein könnte wie bei zahlreichen Wassertümpeln, die seinen Rand vorzüglich im Norden und Nordwesten umsäumen, daß nämlich das Wasser Salz enthalte, dieser Gehalt aber nur bei niedrigem Stande bemerkbar werde, während er bei Hochwasser durch zu starke Verdünnung verschwinde. Professor Ehrenberg in Berlin wendete sich deshalb an Dr. Vogel mit dem Ersuchen: ihm Proben des Schlamms aus dem Tsad zu übersenden, damit er durch mikroskopische Untersuchung der kleinsten Thier- und Pflanzenformen jene sowie andere damit in Zusammenhang stehende Fragen der Wissenschaft erledigen könne. Ehrenberg hatte bereits Briefe mit derselben Bitte an Overweg und Barth gerichtet; ersterer war aber eben tödtlichen Einflüssen des Klimas erlegen, letzterer befand sich auf seiner großen Reise nach dem Westen und wurde durch die Schreiben nicht erreicht.



Das kleinste Leben am Tsad-See.

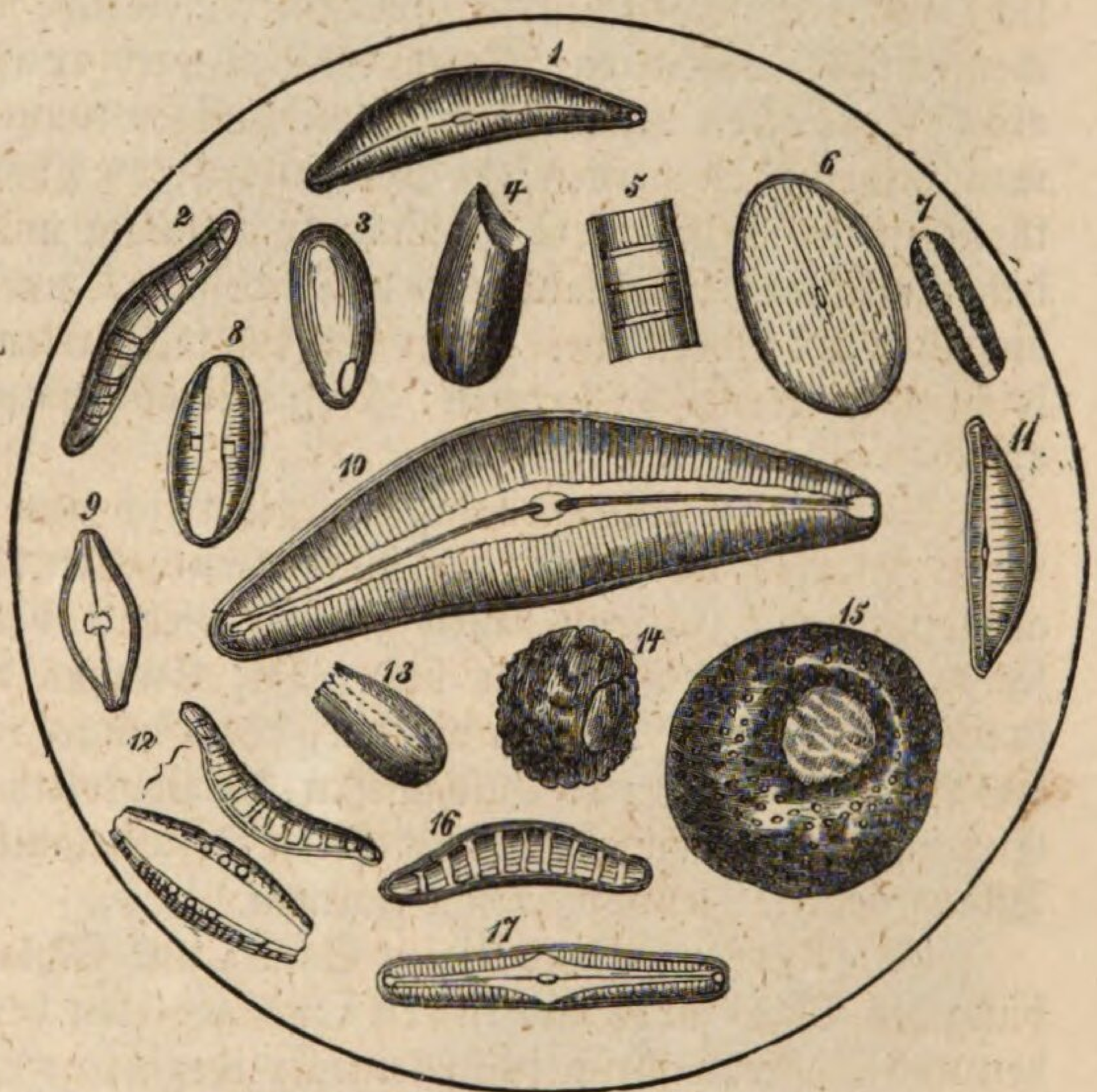
1. Surirella Craticula major. 2. Pinnularia viridula. 3. Pinnularia inaequalis. 4. 7. 8. 15. Lysicyclia Vogelii. 5. Surirella clathrata. 6. Lithosphaeridium irregulare. 9. Lithostylidium foveolatum. 10. Lithostylidium Subula. 11. Fragilaria Oxyrhombus. 12. Amphidiscus amblytrachys. 13. Ampbidiscus asterocephalus. 14. Lithostylidium Amphiacanthus. 16. Spongolithis amphioxys. 17. Stauroneïs dilatata.

Es war bis dahin über das kleinste Leben Inner-Afrikas noch gar nichts bekannt, da jenes Gebiet durch keinen Flußlauf mit der Küste in Verbindung steht. Nur einige Erden von Tripoli, der Umgegend des alten Karthago und der Oase Fessan, sowie der Oase Ammon waren untersucht worden und hatten der Mikrogeologie (der Wissenschaft, welche die kleinsten erdebildenden Geschöpfe zum Gegenstande der Untersuchung macht) bis zum Jahre 1854 131 Formen-Arten des kleinsten afrikanischen Wüstenlebens ergeben. Durch die Reisenden Werne, Russegger und Lepsius, sowie durch Ehrenberg's eigene Forschungen waren aus dem Gebiete des Nil und Abessynien, sowie im Westen vom Senegal und Niger Wasser und Schlamm zur Untersuchung geliefert worden, in denen man 242 Formen auffand; aus dem großen Centralland um den Tsad fehlte aber noch jegliche Kenntniß.

Dr. Vogel sandte nun aus der Umgebung des Tsad an Professor Ehrenberg dreierlei Proben: 1) Bodenschlamm aus dem Tsad-See, 2) Staub der Ebene bei Kuka und 3) Sand aus 45 Fuß Tiefe eines Brunnens bei Kuka. Der Schlamm zeigte sich als ein etwas grober graubrauner Sand mit groben braunen und schwärz-

lichen Pflanzenresten, die sich oft deutlich als Grastheile oder Wurzelwerk schon mit bloßem Auge erkennen ließen. Durch Schlämmen ließen sich die leichten Pflanzenstoffe von den schwerern Quarzkörnern und dem feinern Mulme leicht trennen. Letzterer bestand aus 69 Formen: 17 Arten Polygastern, 41 Arten von Phytolitharien, 6 Arten von Grünsandkörnern, vermuthlich aus Polythalamien der urweltlichen Gebirgsmassen, Pflanzentheilchen und quarzigem, farblosen oder röthlichen Rollsand. Unter den Polygastern sind Fragilaria mesogongyla und Lysicyclia Vogelii die Charakterformen der Gegend. Lithostylidium Amphiacanthus ist eine andere Charakterform. Kalktheile und Glimmer sind nicht gefunden worden, eben so wenig entstand bei Anwendung von Säure ein Aufbrausen im Sande.

Der Staub der Ebene bei Kuka zeigte sich als ein graubrauner feiner Quarzsand, feiner als gewöhnlicher Streusand, doch wenig stäubend. Mit der Lupe ließen sich viele weiße und schwärzliche, braune, auch gelbliche Theilchen erkennen. Wurde ein Theil davon unter Wasser gebracht, so schwammen die gelblichen und schwarzen oder braunen Theilchen obenauf, die übrigen gleichfarbigen hielten sich an der Oberfläche eines compakt zu Grunde liegenden feinen, durchscheinenden gelblichen Sandes, so daß man sie abschlämmen konnte. Zusatz von Salzsäure bewirkte ein schwaches Brausen, wobei besonders alle weißen Theilchen lebhafter brausen und verschwinden. Beim Glühen schwärzt sich erst der Sand und wird dann wieder gleichfarbig, nur weniger gelblich. An Formen ließen sich 65 verschiedene Bestandtheile in ihm unterscheiden: 25 Polygastern, 34 Phytolitharien, Bruchstückchen von Süßwassermuscheln und von kleinen Krebsschalen (Entomostraceen), verschiedenes zahlreiches Pflanzenparenchym, Quarzsand und Kalkmulm. Glimmer dagegen fehlte. Die organischen Formen sind nicht das Vorherrschende der Masse, sie sind nur zahlreich eingestreut in einen quarzigen Sand mit etwas Kalkmulm. Am zahlreichsten, so daß öfter mehrere bei 300facher Vergrößerung im Sehfelde liegen,



Organische Formen im Staube bei Kuka.

1. Cocconema Leptoceros. 2. Eunotia longicornis. 3. Arcella Enchelys. 4. Arcella Megastoma. 5. Gallionella coarctata. 6. Cocconeïs undulata. 7. Eunotia Microstigma. 8. Amphora libyca. 9. Navicula umbilicata. 10. Cocconema lanceolatum. 11. Gloeonema Arcus. 12. Eunotia gibberula. 13. Difflugia Oligodon. 14. Arcella Globulus. 15. Arcella Nigritarum. 16. Eunotia zebrina. 17. Stauroptera trinodis.

sind Eunotiae und Gallionellae. Die meisten Formen sind weit verbreitet oder schon bekannte Arten. Bemerkenswerth dagegen oder ganz neu sind unter allen 65 Formen nur 6 Polygastern: Arcella Nigritarum, Eunotia Microstigma, Gloeonema Arcus, Fragilaria Oxyrhombus, Lysicyclia Vogelii, Stauroptera trinodis, und nur 4 Phytolitharien: Amphidiscus amblytrachys, Lithostylidium foveolatum und Spongolithis tracheogongyla. Am entschiedensten bezeichnend ist Lysicyclia Vogelii, eine in Bornu häufige Form.

Der Brunnensand ist gelblichweiß, etwas gröber als gewöhnlicher Streusand, nicht stäubend. Schon mit blosem Auge werden einzelne eingestreute schwärzliche und weiße Theilchen in ihm bemerkt, welche sich ebenso wie in dem Oberflächen-Staube verhalten. Durch Glühen wird er aschgrau, dann etwas gelblicher als vorher. Von organischen Beimischungen konnten in ihm 45 verschiedene Formen aufgefunden werden: 11 Polygastern, 29 Phytolitharien, 2 organische Kalktheilchen des Süßwassers, Pflanzenparenchym und Quarzsand als abgeriebener, daher weißlicher Rollsand aus wasserhellem Quarz. Die Polygastern sind nur dieselben der Oberfläche. Unter den Phytolitharien sind einige auffallende, vielleicht charakteristische Formen: Amphidiscus usterocephalus, Lithostylidium cristatum.

Aus diesen Untersuchungen ergiebt sich nun als Gewißheit, daß der Tsad weder salziges noch brakisches Wasser enthalten kann, da keine der 69 in ihm aufgefundenen Formen einen solchen Gehalt des Wassers anzeigte, sondern sämmtliche Süßwasserarten sind. Die Summe der Formen in den genannten drei Proben, sowie in einer vierten, dem Gongola-Flusse entnommenen, beträgt 133 Arten, nämlich: 46 Polygastern, 72 Phytolitharien, Paludinen-Fragmente, Entomostraceen-Fragmente, 6 Arten Polythalamien-Grünsand, 3 Arten weiche Pflanzentheile, 4 unorganische Formen.

Es folgt ferner aus diesen Sand- und Schlammproben, daß in der Umgebung des Tsad-Sees und in den Quellgebieten der ihn speisenden Flüsse im Süden und Westen wahrscheinlich keine Kreidegebirge vorhanden sind, weil keine Kalk-Polythalamien der Kreide erkannt worden sind; allein es muß wol polythalamische tertiäre Kalkgebirge in jenen Gebieten geben, aus welchen sich die polythalamischen Gründsandkörner ableiten lassen, welche im Schlamme des Tsad-Sees liegen.

Die sandigen Bodenverhältnisse am Tsad sind bis zu 45 Fuß Tiefe gleichartig, nur ist der untere Sand nicht wie der obere schwärzlich und grau, sondern durch Verschwinden der verrotteten Pflanzen- und Thierstoffe (Humus) weißlich, wobei die unauflöslichen organischen Kiesel- und Kalktheilchen entfärbt zurückgeblieben sind. Die Gleichartigkeit in der Mischung der unlöslichen organischen Theile der untern weißen wie der obern grauen Sandschichten deutet an, daß sich eine früher tiefere Einsenkung des Landes allmälig in stets gleicher Weise ausgefüllt hat, deren Erkenntniß vorläufig auf 45 Fuß reicht. Jene Mischung als Infiltration in alten Sand zu denken, ist durch die Gleichartigkeit des Rollsandes, die verhältnißmäßig ansehnlichen Größenverhältnisse der beigemischten Stoffe und das bekannte Filtrationsvermögen des Sandes behindert, von dem schon



Krokodile und Wasservögel am Tsad-See.

eine nur wenige Fuß dicke Schicht nur reines Wasser durchläßt. Auch kann nicht an tiefgehende Risse im Sande gedacht werden.

Auffallend ist ferner das Fehlen von Glimmerblättchen, und das Lithostylidium lacerum ist unter diesen Verhältnissen schwerlich als Bimstein-Spur zu betrachten, welcher Zweifel in andern Fällen unerledigt bleibt. Die von Dr. Vogel eingesandten Proben waren vorherrschend den sandigen Regionen des Tsad-Ufers entnommen und deshalb zwar für die wichtigsten Bodenverhältnisse erläuternd, aber für die Kenntniß des organischen Lebens in geringerem Grade günstig. An solchen Stellen des Ufers, an denen sich zwischen den Wassergewächsen ein feiner schwärzlicher Humus zu bilden pflegt, der sich seifenartig weich anfühlt und ein gutes Kulturland vorbereitet, würden sich vielleicht viel zahlreichere Formen des kleinsten Lebens gezeigt haben, das in seinen Wirkungen riesenhaft groß erscheint.

Es ist bekannt, daß an der Westküste Afrikas ein ununterbrochener Staubnebel herrscht, der auch das Meer auf weite Strecken hin röthlich zimmetfarben färbt und ihm den Namen „Dunkelmeer" verschafft hat. Es ist eine interessante Frage, woher dieser Meteorstaub (siehe die nebenstehende Abbildung S. 203) seinen Ursprung habe, und es lag die Vermuthung nahe, daß derselbe durch regelmäßig wehende Passatwinde aus dem Innern des Erdtheils selbst herbeigeführt werden möchte. Die Untersuchungen des Professor Ehrenberg haben nun ergeben, daß gerade diejenigen Formen kleinster Organismen, welche in der Umgebung Kukas und des Tsad die vorherrschenden sind, in dem Passatstaub bisher noch gar nicht bemerkt wurden. Ferner sieht der Oberflächen-Staub des centralen Mittel-Afrika in Bornu nicht roth, sondern grau aus und ist also in keinerlei Weise geeignet, weder zimmetfarbigen Passatstaub, noch den nach den europäischen Alpen geführten Blutregen zu erklären, während mehrere Charakterformen des Passatstaubes sich lebend in Guyana in Südamerika massenhaft finden.

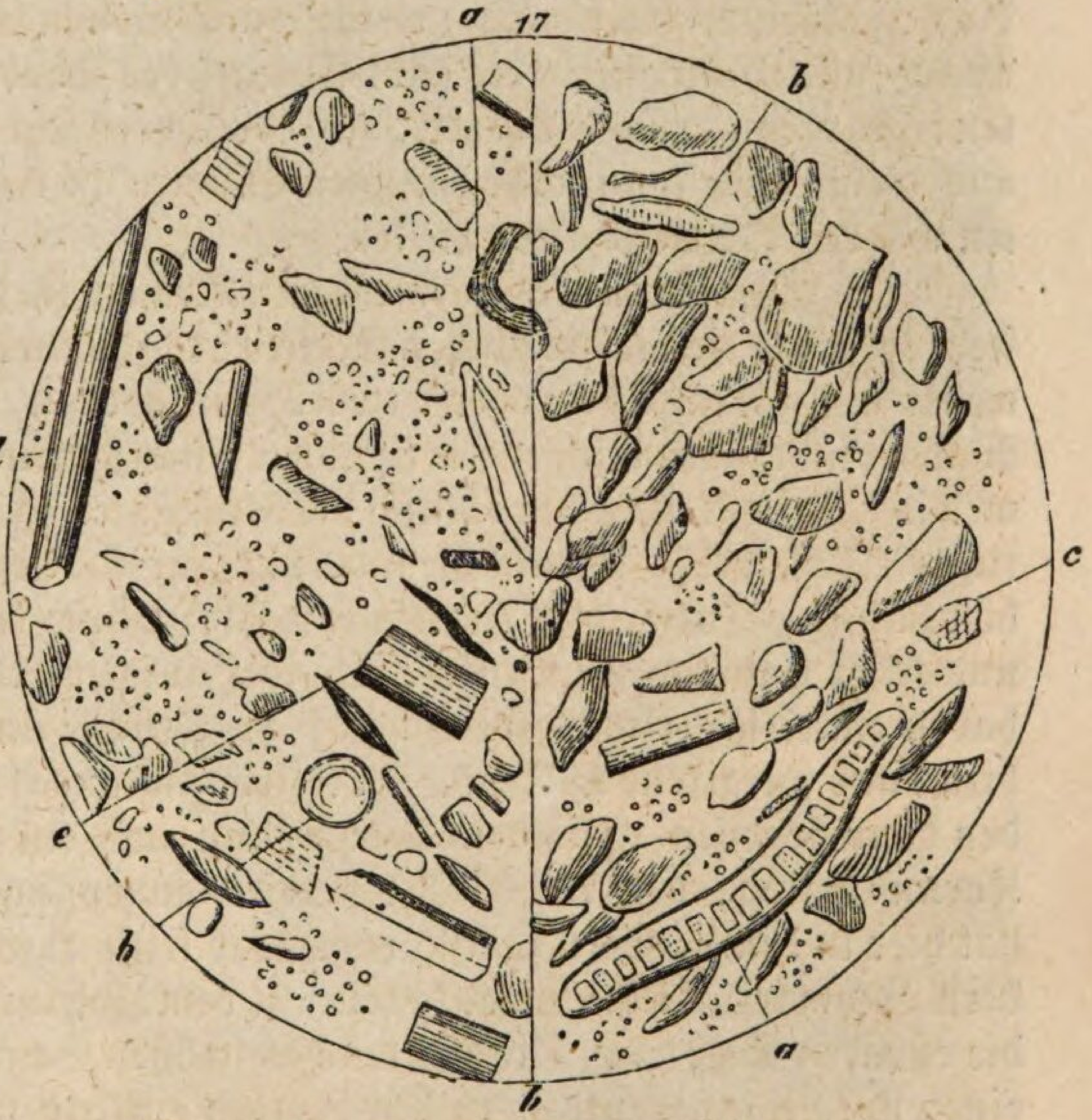
Die täglichen und periodischen Winde des centralen mittlern Afrika bedürfen zwar noch weiterer bestimmter Erläuterungen, allein schon aus den durch Dr. Vogel darüber gemachten Mittheilungen geht hervor, daß ein Wind, der an Gesetzmäßigkeit dem Passat oder Monsun gleichkäme und welcher deshalb zur Entstehung des Staubnebels an der Westküste Veranlassung geben könnte, nicht vorhanden ist.

Der höchste Wasserstand des Tsad fällt nicht genau mit der Regenzeit zusammen, sondern tritt etwas später ein als diese. Während die stärksten Gewittergüsse bis Ende August stattfinden, erreicht der See erst im November seine bedeutendste Höhe, und es werden dann im Mündungsgebiet des Schari ausgedehnte Landstriche überschwemmt, zu einer Zeit wo andere benachbarte Landstriche bereits anfangen an Dürre zu leiden.

Der Schari, dessen verflachtes Ende der Tsad eigentlich ist, bietet bei bedeutender Breite nnd ansehnlicher Tiefe den Anblick eines majestätischen Stromes dar. Ein Hauptnebenfluß von ihm ist im Westen der Arre, der Fluß von Logone, den Dr. Vogel später bei seinem Zuge nach Mußgo näher kennen lernte. Beide haben das ganze Jahr hindurch reichliches Wasser, und ihre noch unbekannten Quellen liegen weit südlich, östlich vom Tsad, vielleicht in denselben höhern Ge-

bieten des Aequators, in denen man die Quellen des weißen Nil vermuthet. Wie alle Flüsse Inner-Afrikas schwellen beide zur Regenzeit bedeutend an, überschwemmen weite Strecken ihrer Umgebung und werden dann meist unpassirbar.

Es ist bei uncivilisirten Völkern eine gewöhliche Erscheinung, daß der Fluß des Landes, besonders wenn nur ein Hauptstrom vorhanden ist, eben nur der „Fluß" genannt wird. So bedeutet „Schari" nichts weiter als der „Fluß", nämlich der von Kotoko, dessen Sprache das Wort angehört, sowie dies bei dem westlichen großen Ba der Mandingo, dem Issa der Sonrhay, dem Eghirrëu der Imoscharh, dem Mayo der Fulbe, dem Gulbi der Haussa, dem Kowara der Yoruba, dem Benuë der Batta, dem Komadugu der Kanori, dem östlichen Ba der Baghirmi, dem Fittri der Kuka, dem Batha der Araber von Wadaï der Fall ist. Tsad ist eigentlich dasselbe Wort mit Schari, nur in verschiedener Aussprache; die ursprüngliche Form ist wahrscheinlich Ssare oder Ssaghe.



Passatstaub von der Westküste Afrikas.

Linke Hälfte: a. Eunotia amphioxys. c. Gallionella planlulata. d. Spongiolithis acicularis. — Rechte Hälfte: a. Eunotia longirostris.

Die sumpfigen Seeufer sind von ausgedehnten Schilfdickichten bedeckt, in denen sich das altberühmte Papyrus mit der feinen Blattkrone auf schlankem Halme bemerklich macht. Zwei Schilfarten sind außer ihm vorzüglich hervortretend. Die eine, von den Eingebornen Mele genannt, wird 10—14 Fuß hoch und hat im Stengel ein weißes, zartes Mark, das von den Eingebornen gegessen wird, dem Gaumen des Europäers aber fade erscheint. Die zweite Schilfart, das Bore, hat einen schwarzen Büschel, ähnlich unserer gewöhnlichen Binse, und ihr Halm ist dreikantig wie beim Papyrus. Diese Dickichte sind von Schlingpflanzen vielfach durchwachsen, unter denen vorzüglich eine Art mit gelben Blüten, Borbudje genannt, häufig ist. Die Wasserpfützen und die Buchten des eigentlichen Seespiegels tragen eine mehr oder weniger dichte Decke von Pistien (Pistia Stratioites) und Lotusblumen (Nymphaea Lotus). Die erstgenannte Pflanze gehört zwar mit den bekannten Teichlinsen (Lemna) zu ein und derselben Familie, übertrifft ihre Verwandten aber durch ansehnliche Größe. Sie bildet büschlige Köpfe von einem halben Fuß Höhe, die den Salatköpfen

sehr ähneln, im Wasser selbst Ausläufer treiben und auf diese Weise zusammenhängende zahlreiche Gesellschaften darstellen. Diese Pistienrasen bilden kleinere oder größere frischgrüne schwimmende Inseln. Je nachdem der Wind anhaltend nach einer bestimmten Richtung hin weht, folgen die Pistien seinem Drängen und ziehen langsam über die Flut, verändern also fast fortwährend ihren Standort mit Ausnahme derjenigen, welche abgeschlossene Hinterwasser überziehen. Die Bewohner des Sudan haben die Pistie wegen ihrer wandernden Lebensweise „die heimatlose Fanna" (ein Mädchenname) genannt. (Siehe Schlußbild des Kapitels S. 216.)

Die Lotusblumen dagegen wurzeln im seichten Wasser und treiben von den dickfleischigen Wurzelstöcken, welche im Schlammgrunde eingebettet liegen, lange Blatt- und Blütenstiele bis zum Spiegel des Sees. Hier bilden die schöngeformten, glänzend grünen Blätter, auf der Oberfläche aufliegend, eine dichte Decke, aus welcher die faustgroßen weißen Blumen in reicher Menge hervorbrechen und ein wahres Blumenbeet darstellen.

Der Schari mündet in mehreren Armen in den Tsad. Die großen Inseln seines Deltas, sowie die flachen Ebenen des ganzen Mündungsgebietes, welche entweder aus zähem Thon oder fettem Humusboden bestehen, haben in Folge ihres Wasserreichthums auch einen üppigen Pflanzenwuchs. Schöne Tamarinden säumen in dichten Reihen gewöhnlich die Flußläufe. Hadji libj (Balanites aegyptiaca), dessen Blätter als Gemüse und zur Darstellung von Brühen dienen, ist hier häufig. Dieser mit Dornen bewehrte Baum ist dem Hülsen (Ilex) verwandt und trägt kleine weiße Blüten, die in Häufchen beisammenstehen. Seine Blätter haben einen säuerlichen Geschmack; die Früchte sind vor der Reife scharf, äußerst bitter und purgirend wirkend. In reifem Zustande schmecken sie angenehm und werden dann gegessen. Aus den Samen kann auch ein Oel dargestellt werden. — Der Kornu-Baum, den Dr. Vogel bereits angepflanzt bei Mursuk kennen lernte, hat hier in den Ländern südlich vom Tsad seine eigentliche Heimat. Von einer andern Baumart, welche Aehnlichkeit mit dem Johannisbrodbaum hat, sammelt man die eßbaren Schoten. Die Blüten des schönen Baumes sind dunkelroth und bilden einen prächtigen Kontrast zu den herrlich duftenden gelben Blumen von Jasminsträuchern, die sich an ihm emporschlingen. Die Früchte des Homain ähneln den Aprikosen, diejenigen des Abudebje den Kirschen. Der Affenbrodbaum (Adansonia digitata), hier Kuka genannt, der bei der Stadt Kuka jetzt gänzlich fehlt, ist hier noch in mächtigen Exemplaren vorhanden. Ueberhaupt ist das Gebiet an den Scharimündungen vollständig verschieden von der dürren, trostlosen Umgebung der Hauptstadt. Mancher Baum und Strauch mag hier noch gedeihen, der noch nicht zur Kenntniß der Pflanzenforscher gekommen ist. Kautschuk-Feigenbäume und mächtige andere Arten derselben Familie bilden breite Schattendächer über dem feuchten Grunde, der sich in der günstigen Jahreszeit mit einem wahren Teppich von Blumen bedeckt. In den Karage-Waldungen und den aus Talha-Mimosen bestehenden Dickichten, welche die etwas höhern, trockenern Stellen einnehmen, bildet Dumpalmen-Gestrüpp das Unterholz. Hier ist es freilich höchst schwierig, der stark bewehrten Dornenzweige wegen, hindurch zu kommen, und selbst auf den



Ein Wolfsmilchbaum (Euphorbia).

Pfaden hat der Wandrer alle Vorsicht nöthig, wenn er nicht mit zerrissenen Kleidern oder mit Verwundungen gestraft sein will. Vielerlei Schlinggewächse, die einen unsern Winden ähnlich und schön blühend, die andern noch von Rie-

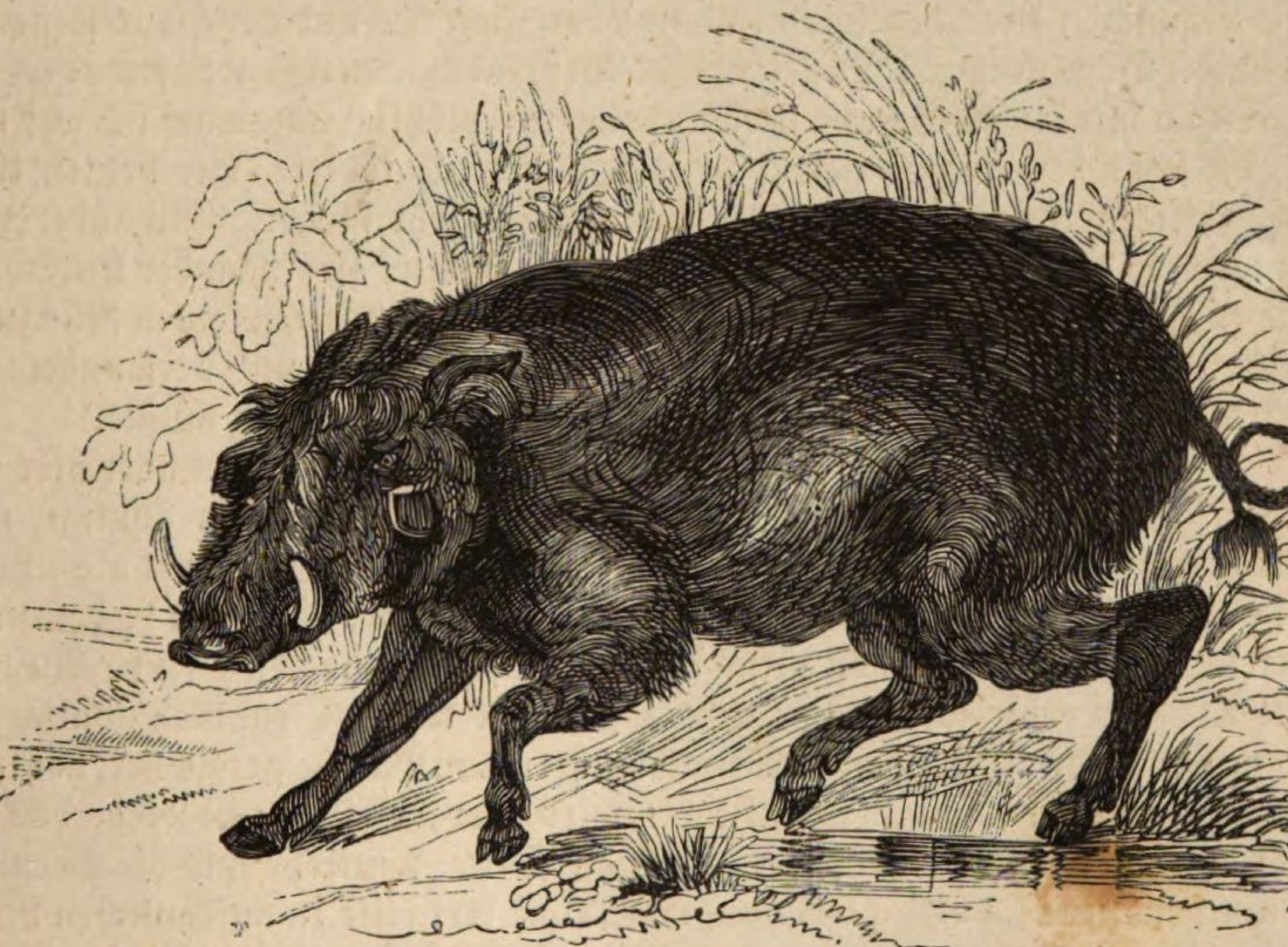
mand beschrieben und genannt, machen die Wildniß noch dichter und behängen Bäume und Sträucher in der Nähe der Wasserläufe, und der allgemeine Plagegeist des Sudan, das Klettengras (Pennisetum distichum), macht sich lästig genug bemerklich. An einzelnen Stellen gesellen sich zu der Dumpalme, welche allgemein wild wächst, und zu der angepflanzten Dattel die nördlichsten Vorposten der schlanken Delebpalme (Borassus aethiopica), welche Dr. Vogel bei seinem Zuge nach Mußgo noch näher kennen lernen sollte. Zu diesen drei Vertretern der majestätischen Baumfamilie kommt auch noch einzeln eine vierte sehr hohe, noch nicht beschriebene Art mit Fächerblättern.

Höchst sonderbar erscheinen endlich mächtige Wolfsmilchbäume (Euphorbia), die eine Höhe von 30—40 Fuß erreichen. Als Beispiel dieser eigenthümlichen Baumform geben wir vorstehend (S. 205) die Abbildung eines solchen Gewächses von der Ostküste, das, wenn nicht gänzlich identisch, doch mindestens jenen Euphorbien am Tsad höchst nahe verwandt ist. Letzere sind bis jetzt weder botanisch untersucht noch abgebildet worden.

Die Schilfdickichte sind der Lieblingsaufenthalt zahlreicher größerer Säugethiere, besonders aus der Familie der Dickhäuter. Der Elephant liebt mehr das Nordufer des Sees, die früher beschriebenen Gegenden des Landes Kanem. Er nimmt dort bei Tage gern ein Bad und tummelt sich im tiefen Schlammwasser, sich gelegentlich mit dem eingesogenen Wasser bespritzend, zieht sich aber während der Nacht auf die höher gelegenen Hügel zurück, deren von der Tageshitze durchwärmter feinkörniger, weicher Sandboden ihm die liebste Schlafstelle ist. Zugleich ist er auf jenen Höhen vor den zahllosen Mückenschwärmen sicher, gegen deren Stiche er trotz seiner Größe sehr empfindlich ist. Kaum von den Eingebornen beunruhigt, spielt er den eigentlichen Herrn der Landschaft und lebt in Gesellschaften bis zu hundert Stück beisammen, die bei ihren täglichen Wanderungen eine förmliche Ordnung beobachten, indem die stärksten Männchen die Spitze und den Schluß des Zuges bilden und die Weibchen mit den Jungen in die Mitte nehmen.

Häufiger als der Elephant ist das Flußpferd an der Südseite des Tsad, hält sich aber auch vorzugsweise im seichtern Wasser. Gern sonnt es sich an ungestörten Stellen am Ufer, oder schnaubt in ganzen Gesellschaften im Wasser auftauchend in den schilfbestandenen Buchten umher. Dr. Vogel erzählt, daß er bei seinen Ausflügen nicht selten 20—30 Stück mit einem Male gesehen habe. Ebenfalls häufig sind hier Wildschweine (Phacochoerus africanus s. Aeliani), nahe Verwandte des berüchtigten äthiopischen Warzenschweines. Das Warzenschwein des Sudan ist weniger bösartig als das des Kaplandes. Es hat bei einer Höhe von 2 Fuß eine Länge von 4 Fuß, und sein Gesicht ist zwar nicht ganz so abschreckend furchtbar und mißgestaltet wie das seines südlichen Verwandten, aber immer noch wunderlich genug. Unter jedem Auge trägt es eine kleine Warze und auf der Backe einen kleinen hornigen Hautlappen. Ein starker, aus gekrümmten und vorwärts gerichteten weichen Borstenhaaren bestehender Backenbart begrenzt das Gesicht. Die Mähne auf dem Halse und längs des Rückens hat eine ansehnliche Länge, das

Borstenkleid des Rumpfes dagegen ist sehr dünn und dürftig. Der nackte Schwanz endigt mit einer Quaste. Die Haut ist erdfarbig, die Haare am Unterleib, an den Seiten, Ohren und am Backenbart sind weißlich und ins Fahle ziehend, die Borsten der Mähne an der Wurzel dunkel-, übrigens lichtbräunlich. Außer den Schilfdickichten bewohnt das Warzenschwein auch gern die Waldungen, in denen das Unterholz durch dornige, schwerdurchdringliche Akaziengebüsche und Dumpalmengestrüpp gebildet wird. In denselben schiebt es sich, auf den Knieen rutschend, beim Fressen weiter und wühlt mit dem Rüssel und den mächtigen Hauern im weichen Boden nach Wurzelstöcken und Knollen. In den Gegenden am Schari zeigt es sich mitunter so wenig scheu, daß es zwischen den zahmen Rindviehherden weidend



Afrikanisches Warzenschwein.

angetroffen wird, ja Dr. Barth sah einst, daß sich Kinder und Wildschweine in ein und demselben Tümpel badeten. Obgleich die Völkerschaften an der Südseite des Tsad sämmtlich Muhamedaner sind, wird doch von einigen östlichen Stämmen das Schwein nicht nur gejagt, sondern auch verzehrt.

Nicht mit dem Warzenschwein zu verwechseln ist das in den Ländern am Tsad ebenfalls häufige sogenannte Erdschwein oder Erdferkel (Orycteropus aethiopicus), das mit dem eigentlichen Schwein keine weitere Aehnlichkeit hat — als den Geschmack des Fleisches. An Größe kommt es dem Warzenschwein ziemlich gleich, weicht aber im Bau und in der Lebensweise durchaus von demselben ab. Sein plumper dicker Leib verengt sich am Halse stark, der lange schmächtige Kopf endigt in einer dünnen Schnauze. Hinten verläuft der Leib allmälig in einen dicken kegelförmigen Schwanz von mäßiger Länge. Die Ohren sind sehr schmal und

lang, stehen aufrecht und sind sehr spärlich behaart. An den kurzen Füßen befinden sich vorn je 4, hinten 5 starke, hufartige Nägel, welche das Thier geschickt machen, sich tiefe Höhlen in die Erde zu graben. Das Erdschwein hält sich vorzüglich in solchen Gegegenden auf, in denen zahlreiche Termiten- und Ameisenbaue vorhanden sind. Während des Tages hält es sich in seinem Versteck verborgen und kommt nur des Nachts hervor, um die Ameisenhaufen aufzuscharren und die herausstürzenden Insekten mit seiner langen klebrigen Zunge wegzulecken.

Dr. Barth hatte erst am Schluß seiner vielfachen Reisen Gelegenheit, in der Umgebung des Tsad wilde Büffel zu Gesicht zu bekommen, Dr. Vogel dagegen war diesem starken Wild gleich am Anfange begegnet. „Wilde Büffel", sagt er, „bevölkern die sumpfigen Ufer des Sees und sind des Fleisches und der Haut wegen eine gute Beute. Doch ist ihre Jagd gefährlich. Bei einer meiner Jagdpartien drehte sich einer, den ich mit einem Schusse verwundet hatte, plötzlich um, warf sich auf meine Leute, die schon des Sieges gewiß zu sein glaubten, tödtete (wir hetzten ihn zu Pferde) zwei Pferde und verwundete einen Mann sehr schwer. Ein anderer, den wir unterwegs, etwa 12 Meilen von hier, auftrieben, lief nach der Karawanen-Straße zu, und als er dort durch die lange Reihe von Kameelen seinen Rückzug abgeschnitten sah, stürzte er auf eins derselben, rannte es um und verwundete es so gefährlich an der Brust, daß es den Tag darauf erstochen werden mußte."

Von Antilopen kommen mehrere Arten am Tsad vor, bilden aber hier nie so große Herden wie am Kap. Eine Art davon sieht derjenigen sehr ähnlich, welche nach Aussage der Jäger die Ufer des Ngami-Sees bevölkert und dort als „Leche", Wasserbock (wahrscheinlich Antilope ellipsiprymna, s. S. 211), bekannt ist. Sie erreicht bei einer Höhe von 4 Fuß die ansehnliche Länge von 7 Fuß. Außer ihr ist eine Art sehr zahlreich, welche Kelara genannt wird. Dem Reh ähnlich, sehr hübsch gefärbt, von einem weißen Streifen unter dem Bauche gezeichnet, hat sie viel Aehnlichkeit mit der arabischen Antilope, wird aber, vielleicht in Folge des reichlich vorhandenen Futters, sehr fett. Auch die Oryx-Antilope und die Soemering zu Ehren genannte (Antilope Soemeringiana) Art tritt in ansehnlichen Rudeln auf. Die Giraffe bevorzugt dagegen mehr die spärlich bewohnten Gebiete, welche die Grenze zwischen der Wüste und dem fruchtbaren Lande bilden, und kommt deshalb im Innern Bornus nur einzeln vor.

Löwen und Leoparden sind nicht gerade häufig. In der Umgebung des Tsad bekam Vogel keinen der erstern zu Gesicht, wol aber hörte er sie brüllen, von letztern dagegen sah er ein schönes Exemplar, konnte aber nicht zum Schuß kommen, da es seiner in einer Entfernung von 30—40 Schritt ansichtig ward und sich eiligst in ein undurchdringliches Akazien dickicht zurückzog.

Krokodile sind sowol an den Ufern des Sees als auch im Schari häufig, und die Anwohner des letztern suchen sich durch Zaubermittel gegen diese Thiere zu schützen. Auch mit Giftschlangen und Skorpionen ist das Land reichlich gesegnet, sowie mit Kröten von etwa 4—5 Zoll Durchmesser. Schmetterlinge und Käfer bekam Vogel nur äußerst wenige zu Gesicht, von erstern bemerkte er 10—12 Arten, worunter nur eine größere, von letzern sogar nur zwei Arten. Desto



Dr. Vogel auf der Büffeljagd.

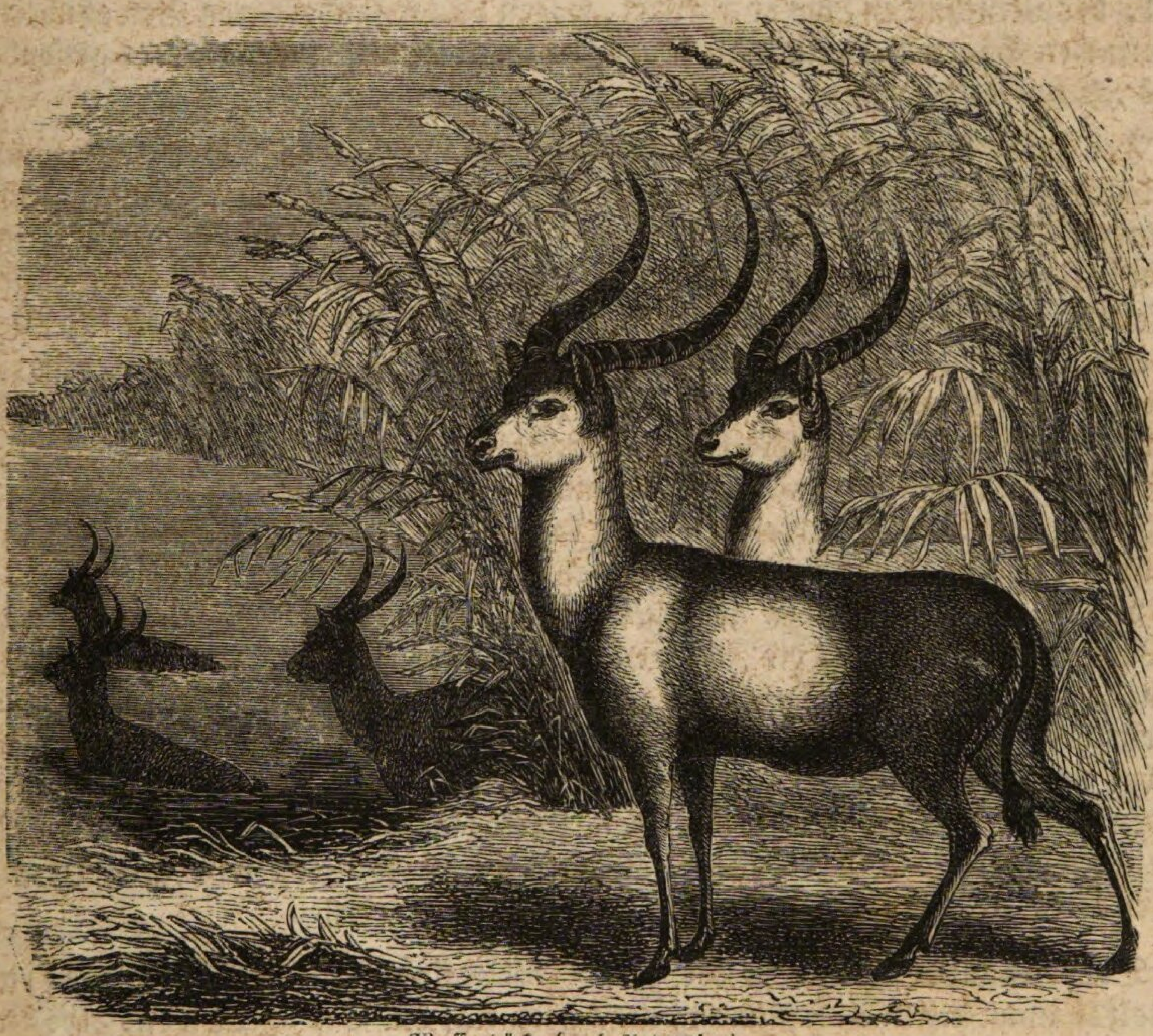
zahlreicher dagegen finden sich die bereits erwähnten Termiten. Außer der lichtscheuen weißen Art (Termes fatalis) wird auch eine schwarze Sorte (Termes mordax) sehr zudringlich. Haben sie in einer Wohnung einen Vorrath an Korn oder andern Lebensmitteln entdeckt, so setzt sich der Schwarm in geregelter zollbreiter Kolonne in Marsch und dringt unerschrocken vorwärts, alle Hindernisse verachtend, und es hält schwer, sich ihrer zu erwehren. In den Hütten der Eingebornen zerstören sie bei einer solchen Gelegenheit freilich auch jede Art von Ungeziefer, selbst mit Einschluß der Mäuse und werden deshalb in vielen Gegenden des Sudan mit Recht die „Auskehrer der Häuser" genannt. In der Umgebung des Schari finden sich Termitenhaufen von 30—40 Fuß Höhe und 200 Fuß Umfang. Die schwarze Art speichert in denselben ansehnliche Mengen von Korn auf, und die Bewohner von Bornu graben diesen Vorräthen gern nach und nehmen sie für sich in Beschlag. Freilich müssen sie sich vor den sehr schmerzhaften Stichen der gereizten Thiere in Acht nehmen. Neben dieser großen schwarzen Ameise findet sich eine kleine rothe, welche in Bornu „Kitta-kitta" und in Baghirmi „Kissasse" genannt wird, in großer Anzahl und wird oft höchst lästig, da sie leicht in alle Arten von Kleidungsstücken eindringt, ohne beachtet zu werden. Zwischen ihr und der weißen Termite (Ardhe) werden nicht selten erbitterte Schlachten geliefert. Gewöhnlich werden die letztern von den Kriegern der rothen Ameise besiegt und die kleinen Thiere schleppen ihre viel schwerern Feinde als guten Proviant für die kommende Zeit der Noth mit Leichtigkeit und Behendigkeit in ihre Löcher. Sobald die weißen Termiten ihre unterirdischen Gänge verlassen haben, sind sie machtlos und werden deshalb von den Arabern bezeichnend „Kinder der Erde" oder „Erdwürmer" genannt.

In keinem Theile des Sudan finden sich so ungeheure Schaaren zerstörender Würmer als in den Gebieten Baghirmis am rechten Ufer des Schari. Namentlich schwärmt hier in Millionen der „Hallu-uendi", ein großer schwarzer Wurm, so lang, aber viel dicker als die größte Raupe, und schmälert den Landleuten den größten Theil ihres Ernteertrags. Auch ein kleiner, etwa ½ Zoll langer gelber Käfer, „Kundjungdjudu" genannt, vertritt hier die Stelle der Heuschreckenschwärme. Die Einwohner rächen sich an ihm auf dieselbe Weise, wie es anderwärts mit den letztgenannten Plagegeistern geschieht, sie verspeisen ihn selbst. Bei dem Stamme der Ssokoro wird auch eine größere Sorte Käfer, „Dernana" genannt, gegessen.

Der bekannte Floh fehlt zwar sonst im Sudan, hat sich aber in der Umgebung von Kuka in Unmassen angesiedelt, und an andern Insekten seiner Verwandtschaft ist ebenfalls Ueberfluß vorhanden. So findet sich z. B. in Baghirmi ein Insekt, das vielleicht mit dem amerikanischen Sandfloh (Pulex penetrans) nahe verwandt ist und sich in der kleinen Zehe des Menschen einnistet. Es beginnt beim Gelenk das vordere Glied so zu zerfressen, daß es wie mit einem Faden abgebunden, abfällt, und unter zehn Leuten findet sich wenigstens einer mit nur vier Zehen.

Die allerschlimmste Plage sind aber die zahllosen Mücken und Stechfliegen, welche das Ufergeländ des Tsad wie Wolken umlagern. „Die Mosquitos", sagt

Vogel, „peinigen in den unübersehbaren Sumpfflächen Menschen und Pferde fast zu Tode. Ich kann am See nicht schlafen, ohne die Strohhütte, die mir zur Wohnung dient, bis zum Ersticken mit Rauch erfüllt zu haben, und muß zu dem Ende die ganze Nacht hindurch Feuer in derselben unterhalten." Daß dies keine bloße Redensart ist, erhellt auch aus einer Mittheilung Denham's, welchem ein Häuptling im Mündungsgebiet des Schari erzählte, daß er zwei seiner Kinder durch die Stechfliegen verloren habe und es gar nicht selten sei, Hühnchen, die unlängst das Ei verlassen, von diesen Quälgeistern getödtet zu finden.



Wasserböcke (nach Andersson).

Dr. Barth fand an den Ufern des Schari eine Stechfliege, welche mit der südafrikanischen berüchtigten Tsetse die größte Aehnlichkeit besitzt, wenn es nicht diese selbst ist.

Daß der Tsad und seine Zuflüsse reich an Fischen verschiedener Art sind, haben wir bereits erwähnt; eben so zahlreich sind die Gevögel, welche die Oberfläche der Gewässer beleben. Zahllose Enten verschiedener Art tummeln sich in den schilfumstandenen Lachen und sind so wenig scheu, daß Dr. Vogel einst 4 Stück mit einem Schuß erlegen konnte. Neben den mit dem buntesten Gefieder geschmückten Schaaren der wilden Enten und Gänse stolziren 4—5 Fuß hohe Kraniche und

Pelikane, die einen grau oder weiß, andere bunt. Gelbfüßige Regenvögel, andere, welche den Schnepfen ähneln, Parahühner mit blauem Gefieder und siegellackrothen Füßen und Schnabel, Schlangenvögel mit metallglänzenden Federn und dünnem Schwanenhalse, sowie zahllose andere waten, schwimmen, plätschern und flattern in den Sumpflandschaften und in dem flachen Ufergebiete des Tsad. Perlhühner hocken in langen Reihen auf den niederen Aesten der großen Waldbäume, neben ihnen sonnen sich große Baumeidechsen und der laute Ruf des Honigkukuks (Cuculus indicator) mahnt an den Reichthum der Waldungen an süßer Speise. Dieser Vogel, der allenthalben, wo er auftritt, wegen seiner sonderbaren Gewohnheiten zu vielfachen Sagen Veranlassung gegeben hat, wird hier wegen seines gellenden Rufes „Schneter" genannt.

Der Tsad-See hat zwar in der Richtung von Ost nach West eine Ausdehnung von vielleicht mehr als 20 Meilen, der größere Theil desselben ist aber sogenanntes „schwarzes Wasser", d. h. Sumpfstrecke mit Kanälen und einem Labyrinth kleiner Inseln in den verschiedenartigsten Uebergängen von Schlamm- und Sandbänken zum festen, anbaufähigen Grunde, der sich zum bleibenden Aufenthalt für Menschen eignet. Nur die nähere Umgebung der Mündung des Schari ist offenes, freies Wasser, das sogenannte „weiße Wasser". In letzterem sind ebenfalls Inseln, deren größte etwas über eine Meile im Durchmesser halten. Die Tiefe des weißen Wassers ist unbedeutend und hat selten mehr als 15 Fuß, so daß der Grund fast durchgängig mit Stangen erreicht werden kann. In regenarmen Jahren trocknen die Sand- und Schlammbänke zwischen manchen Inseln und machen es möglich, zu Fuße von einer zur andern zu gelangen; in regenreichen Zeiten dagegen steigen die Wasser so hoch, daß sich die Inselbewohner auf die höhern Sanddünen zurückziehen, ja mitunter ihren Wohnplatz geradezu verlassen müssen. Bei Dr. Vogel's Anwesenheit in Bornu kam eine Schaar Inselbewohner zum Scheikh in Kuka und bat um die Erlaubniß, sich am Ufer niederlassen zu dürfen, da ihre Insel von den Fluten verschlungen worden sei. Mehrfach treten auch bei der losen Bodenbeschaffenheit des Inselbodens Senkungen ein, welche erst nach längern Zeiträumen durch neue Anschwemmungen ausgeglichen werden.

Die erwähnten Bewohner der Tsad-Inseln sind Budduma oder Yedina, ein Volksstamm, dessen Abstammung nicht ganz klar ist. Sie scheinen dasselbe Volk zu sein, das früher in Bornu unter dem Namen Sso wohnte, eine Zeit lang den Königen in Kanem viel zu schaffen machte, später aber so bedrängt wurde, daß es sich auf die unzugänglichsten Inseln zurückzog. Von hier aus unternahmen die Budduma fortwährend Raubzüge gegen die muhamedanischen Völker am Ufer, und eine Zeit lang hatte sich ihr Haß gegen ihre Dränger so gesteigert, daß es keinem jungen Manne erlaubt ward, mit den andern am Mahle Theil zu nehmen, bevor er nicht einen Muhamedaner getödtet. Ihr Festhalten an den alten heidnischen Gebräuchen zeigen die Budduma noch durch die Sitte, das Gesicht durch je zwei Einschnitte unter den Schläfen zu zeichnen. Sie haben viel Verwandtschaft mit den Bewohnern von Logone, dem Gebiet zwischen dem Schari und Arre, ebenso mit den Mußgo

und Marghi. Ihr Körper ist mäßig groß, dabei aber hübsch gebaut, ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und trotz der ebenholzschwarzen Farbe angenehm. Bei einigen geht die Färbung ins Dunkelbraune über. Als Kleidung tragen viele, sowol Männer als Frauen, baumwollene Röcke von schwarzer Farbe, Sandalen und eine Menge von Zierrathen, namentlich Halsbänder von weißen und rothen Perlen und hübsche elfenbeinerne Armbänder. Die Weiber haben einen eigenthümlichen Kopfputz, der viel Aehnlichkeit mit Schmetterlingsflügeln hat und an jeder Seite 15 Zoll wagerecht absteht. Die weißschaftigen Speere sind der Stolz der Männer; mit ihnen vertheidigen sie sich gegen ihre Feinde oder greifen das Flußpferd und das Krokodil an. Einen großen Theil ihres Unterhalts beziehen diese Inselbewohner von ihren zahlreichen Rinderherden. Pferde und Ziegen besitzen sie ebenfalls und bauen außer Ghossub auch Baumwolle als Material zu den Kleidern. Fischfang wird von ihnen viel getrieben. Sie fertigen Boote an, die mitunter bis 40 Fuß und darüber lang, dabei 5 — 6 Fuß breit, aber nur 2 Fuß hoch sind; häufig bedienen sie sich auch nur kleiner, aus einigen Planken zusammengebundener Flöße als Fahrzeuge und schieben dieselben mit Stangen weiter. Während die Budduma mit den meisten Uferbewohnern fortwährend auf Kriegsfuß leben und dieselben als Sklaven kapern, wo es irgend möglich ist, sind sie mit manchen Ortschaften in bestem Vernehmen und nicht wenige Familien haben sich am Festlande niedergelassen. Zahlreiche Budduma verschaffen sich Unterhalt als Salzbrenner und fahren zu diesem Zweck nach der Nordküste des Sees, an welcher der Salzkaperstrauch (Capparis sodata) ausgedehnte Gebüschdickichte bildet. Sie laugen die Asche aus, welche sie durch das Verbrennen dieses Strauches erhalten haben, und lassen sie in Lehmformen verdunsten. Am Südufer des Sees fehlt dieser Strauch und die hier wohnenden Kotoko erzeugen aus verbranntem Kuhdünger einen dürftigen Ersatz für das fehlende Kochsalz.

Die Bewohner des Gebietes südlich vom Tsad sind verschiedenen Stämmen angehörig. Außer den plumpgebauten, starkknochigen eigentlichen Bornuanern sind hier auch Kanembu und Schua angesiedelt, beide vorzugsweise Viehzucht treibend.

Die Kanembu gehören dem Stamme der Ssugurti an und sind seit langen Zeiten bereits hier ansässig. Sie haben meistens die Kleidung und Sitten der Bornuaner angenommen, nur wenige von ihnen zeigen noch die ursprüngliche Nationaltracht. Die Hauptzierde der letztern ist ein origineller Kopfputz, während der Leib selbst nur mit einem eng anschließenden Lederschurz bekleidet ist. Die Hauptleute des Stammes trugen als Zierde des Kopfes eine steife Mütze, die sich nach oben erweiterte. Um diesen obern, weitern Theil ist eine Binde aus zusammengenähten Baumwollenstreifen gewunden. Von der Mitte der Falten dieser Kopfbinde, gerade vor der Stirn, steht ein kleines Stück rothen Tuches, gesteift durch ein Lederstückchen, und rund um den Wirbel reiht sich, von der Kopfbinde getragen, ein Kranz kleiner, bis zu einer Höhe von 8 Zoll emporstehender Röhrchen, die dem Ganzen das Ansehn einer fürstlichen Krone geben. Um den Nacken wird eine enge Schnur aus weißen Perlen geschlungen und von dieser hängen

mehrere Ledertäschchen mit Zauberformeln herab. Am Arm sind drei Ringe aus Elfenbein, einer am Oberarm, der zweite am Ellenbogen und der dritte am Handgelenk.

Maduari, der Ort, in welchem Dr. Overweg begraben liegt und an welchem sich das europäische Boot noch befand, ist von Leuten dieses Stammes bewohnt, welche durch ihren Reichthum an Rindvieh ausgezeichnet sind. Sie mögen über 10,000 Stück besitzen und wandern mit den Herden je nach der Jahreszeit nach Nomadenart weiter. Die Hirten schlagen ihre kegelförmigen Strohhütten in einem geräumigen Kreise auf, in dessen Inneres sie die Herden treiben, um sie gegen Raubthiere und Räuber zu schützen. Die Milch und Butter wird in Lederschläuchen und in Gefäßen, aus feinem Gras geflochten, an der Spitze von Stangen aufgehangen, welche man senkrecht in den Boden steckt. Da diese Gefäße nie ausgewaschen werden, erhält die Milch schon nach kurzem Aufbewahren einen höchst unangenehmen Geschmack. Auch die Butter sagt einem europäischen Gaumen nicht sonderlich zu, denn da das Salz höchst selten ist, verwendet man den Urin der Kühe als Würze und genießt die Butter gekocht in halbflüssigen Zustande.

Die obengenannten Schua sind eingewanderte Araber, über welche wir später Weiteres anführen. Für den Ackerbau ist das Land in hohem Grade geeignet, wenn sich nur mehr Hände fänden, denselben zu pflegen.

Selbst der weniger günstige Sandboden bringt die genießbare Binsennuß (Cyperus esculentus) hervor, ein Cyperngras, das an seiner Wurzel mehlreiche Knollen erzeugt. Mehrere Arten wildwachsender Gräser, dem abessynischen Rispengrase (Poa abessynica) verwandt, liefern Samen, deren weißes Mehl eine eben so wohlschmeckende als leicht verdauliche Speise giebt. Das Hauptgetreide ist Sorghum; vielfach baut man auch Bohnen, unserer Buffbohne (Vicia Faba) ähnlich. Weizen und Zwiebeln sind erst in spätern Zeiten eingeführt. Die Sesamfelder (Sesamum orientale) verleihen den Landschaften einen eigenthümlichen Anblick. Die feuchten humusreichen Senkungen sind in hohem Grade für Baumwollenbau geeignet. Die meisten Bewohner ziehen sich an diesem Gewächs, was sie für ihren eignen Bedarf brauchen, bei der großen Stadt Diköa aber, der Hauptstadt im südlichen Bornu und der gewerbthätigsten Stadt des ganzen Königreichs, ist Baumwollenbau so ausschließlich vorhanden, daß das Getreide aus den andern Gegenden zugeschafft werden muß. Zum Transport bedient man sich eben so oft der Ochsen als der Kameele.

Der Acker wird in den meisten Gegenden des Sudan mit der Hacke bearbeitet, indem man Löcher ohne besondere Regel einhaut; in Baghirmi, östlich vom Schari, zieht der Landmann aber regelmäßige Furchen. Eine Rohrart am Schari ist als ausgezeichnetes Flechtmaterial zu Matten in Ruf, eine zweite Sorte wird zu Schreibfedern verwendet, und aus dem Marke des Papyrus versteht man eine Art Zeug darzustellen.

Ende Februar ward Dr. Vogel in Kuka vom gelben Fieber befallen. Er theilt darüber seinen Eltern Nachstehendes mit:

„Ihr dachtet in Leipzig sicher nicht, als Ihr an meinem Geburtstage auf mein Wohl trankt (was Ihr hoffentlich gethan habt), daß Ihr sehr gegründete Ursache hättet, mir „Gesundheit" zu wünschen. Kaum hatte ich nämlich am 20. Februar meinen Brief an die liebe Mutter vollendet, als ich, noch mit dem Schreiben von Depeschen beschäftigt, urplötzlich vom gelben Fieber (einer Krankheit, die sporadisch hier gar nicht selten ist und an der der arme Overweg starb) angefallen wurde. Ueber eine Woche lag ich in fortwährendem Delirium, und dabei hatte keiner meiner Begleiter medizinische Kenntnisse genug, um mir irgend eine passende Arznei geben zu können. Als ich wieder zum Bewußtsein kam und an den gelben Flecken an meinen Armen sah, was mein Uebel war, kurirte ich mich, so gut ich konnte, selber, und mit Hülfe von Calomel und Quinin war ich denn bis zum 7. März so weit gekommen, daß ich wieder aufrecht sitzen und etwas Suppe essen konnte, — lange Zeit war nämlich Reiswasser das Einzige gewesen, was mein Magen vertrug. Ende März war ich so ziemlich wieder hergestellt, so daß ich den Sultan auf einem Kriegszug nach Mußgo begleiten konnte, von dem ich erst Mitte Juni zurückgekommen bin. Meine Constitution hat aber einen starken Stoß erhalten, und eine tüchtige Mahlzeit von Fleisch hat z. B. unfehlbar tüchtiges Erbrechen und Fieber mit furchtbarer Hitze zur Folge. Uebrigens habe ich gefunden, daß kaltes Wasser bei allen Fieberanfällen die beste Kur ist; ich wickle mich dabei ganz in nasse Tücher ein und lasse sie anfeuchten, so wie sie warm werden, und bin bei diesem Verfahren gewöhnlich in zwei Stunden fieberfrei."

An seine Schwester schrieb Dr. Vogel über sein Befinden:

„Wegen meinen Augen brauchst Du Dich nicht zu ängstigen, die sind besser als je, trotzdem daß ich weder Sonnenschirm noch gefärbte Gläser u. s. w. getragen habe. Mit einem einfachen Turban schütze ich den Kopf und sie vor den Strahlen der Sonne. Ich wollte, Du könntest mich in diesem Kostüme sehen, nach Tuarikart das ganze Gesicht zugebunden, so daß ich gerade nur noch zwischen den Falten heraussehen kann! Mein Haar trage ich ganz kurz abgeschnitten, da es in Folge der Krankheit sehr ausging; an dem ist kein besonderer Farbenwechsel sichtbar, aber was sagst Du dazu, daß während meiner schweren Krankheit meine Augenbrauen weiß geworden waren? Meine einseitigen Kopfschmerzen haben mich wunderbarer Weise fast ganz verlassen, dagegen plagt mich bisweilen ein anderes Uebel, der Augenbrauenkrampf, was sehr lästig ist." Trotzdem setzt Dr. Vogel, um seine Angehörigen zu beruhigen, hinzu: „Im Allgemeinen ertrage ich aber das sehr gefährliche Klima recht gut, was ich Dir und allen Lieben zum Troste versichern kann."

Dem Reisenden droht im Sudan ein ganzes Heer von Krankheiten, besonders während der Regenzeit. Erkältungen, denen er dann sehr leicht ausgesetzt ist, ziehen ihm leicht schmerzhafte Rheumatismen oder Dysenterie zu, die mitunter tödtlichen Ausgang nimmt. Die gerbstoffreichen Samen der Mimosa nilotica, mit Reis vermengt, gelten bei letzterer Krankheit als das beste Gegenmittel. Der

Genuß von Wasser aus den stehenden Regenpfützen, zu welchem Fremde und Einheimische in Ermanglung frischer Quellen gezwungen sind, scheint eine Hauptursache jenes höchst lästigen Uebels zu sein, das unter dem Namen „Guineawurm" berüchtigt ist und das entweder eine lange anhaltende Lähmung, oder im besten Falle zu Ende der Regenzeit Geschwüre an den Beinen zur Folge hat. Dr. Vogel zeigte seinem Freunde Dr. Barth, als er später mit demselben zusammen traf, die tiefen Narben, welche diese Krankheit ihm zurückgelassen hatte, und meinte in seiner scherzhaften Weise dabei: dies würde bei einer etwaigen Verheirathung leicht einen Scheidungsgrund abgeben können. Dr. Barth hatte von demselben Uebel auch viel zu leiden gehabt.

Es ist keineswegs der Fall, wie man bisher vielfach zu glauben geneigt war, daß sich der Fremdling je mehr und mehr an das Klima gewöhne, je länger er sich in dem betreffenden Lande befinde. Im Gegentheil unterliegt gewöhnlich der Körper den feindlichen Einflüssen um so mehr, je länger diese auf ihn wirken. Die Erkenntniß dieser Thatsache hat bereits die europäischen Regierungen veranlaßt, das Militär in den Kolonien innerhalb der Tropen öfter wechseln zu lassen, als dies früher Gebrauch war, und man hat in erfreulicher Weise eine bedeutende Abnahme der Sterblichkeit erreicht.

Daß im Sudan deshalb bleibende Kolonien von Europäern gedeihen könnten, scheint in hohem Grade zweifelhaft, da ja schon in Algerien die Sterblichkeit unter den Europäern so groß ist, daß sich die entstehenden Lücken nur durch Zuführung neuer Einwanderer von Europa aus füllen lassen. Der Hauptzweck der Reisen nach dem Sudan kann nur in der Anbahnung eines geregelten und für beide Theile Vortheil bringenden Verkehrs zu suchen sein, bei welchem der Niger und vorzugsweise dessen östlicher Arm, der Benuë, die Hauptstraße bilden würde.



Die heimatlose Fanna (Pistia Stratioites).



Das Innere einer Mußgowohnung.

VIII.

Reise ins Land der Mußgo und Tubori.

Abd e Rahman's Kriegszug. — Das Land der Mußgo. — Der Serbewel. — Wasserreichthum des Landes. — Pflanzenwuchs. — Die Sklavenjagd am Tubori-See. — Die Delebpalme. — Die Thierwelt des Mußgolandes. — Das Volk der Mußgo. — Sitten, Wohnungen, Beschäftigungen desselben. — Die Erdmandel. — Religion der Mußgo. — Politische Lage der Mußgo. — Grausamkeit der Bornuaner. — Der Tubori-See und die Wasserscheide zwischen Arre und Benuë.

Dr. Vogel war kaum von seiner schweren Krankheit genesen, kaum im Stande, sich wieder auf dem Pferde zu halten, als sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, nach Süden vorzudringen.

Der neue Sultan Abd e Rahman wollte sich bei seinen Kriegern beliebt machen, durch ein möglichst weites Vorgehen nach Süden Ruhm erwerben. Er wollte sich dadurch gleichzeitig in den Augen des Volks heben und sich durch Sklavenfang Geldmittel verschaffen, deshalb rüstete er zu einem großartigen Raubzuge gegen Mußgo.

Die Armee bestand aus 22,000 Reitern mit einem Troß von 10,000 Mann, 5000 Kameelen und ebensoviel Ochsen. Dr. Vogel benutzte dies, um einerseits Kenntniß über jene Gegenden zu erlangen, durch welche der Kriegszug gehen sollte, andererseits aber auch wo möglich das Vertrauen des Sultans zu erhalten.

Das Heerlager bildete eine förmliche Stadt, besonders stellten die Zelte des Sultans und der Großen des Landes förmliche Dörfer dar, da jede Frau ein besonderes Zelt mit sich führte und eine große Anzahl Weiber den Zug begleiteten. Der Sultan hatte 12 seiner Frauen und etwa 30 Sklavinnen mit und jeder Vornehme wenigstens 6—8.

Das Land der Mußgo bot dem jungen Forscher außerordentlich viel Anziehendes. Noch bis vor wenigen Jahren hatte man von den Gegenden südlich vom Tsad-See ganz der Wirklichkeit entgegengesetzte Ansichten. Man pflegte sich ganz Afrika seiner Erhebung nach in zwei große Hälften geschieden vorzustellen. Die Wüste hielt man für ein Tiefland, nur wenige Fuß über dem Spiegel des Oceans erhaben; unmittelbar südlich vom Tsad vermuthete man dagegen ein mächtiges Alpenland, das sogenannte Mondgebirge, mit Felsenhörnern und schneegekrönten Gipfeln, welches der Beginn eines Hochlandes sei, das sich bis zum Kap der guten Hoffnung mit wenig Unterbrechungen fortsetze.

Die Unrichtigkeit beider Annahmen war durch Barth und Overweg bereits erkannt worden, Dr. Vogel aber war es vorbehalten, mit dem Barometer in der Hand die genaue Höhe der Ländergebiete zu ermitteln. Beide bisherige Annahmen wurden dadurch gewissermaßen umgekehrt und tauschten ihre Lage aus. Vogel's Mittheilungen über die ansehnliche Erhebung der Wüste haben wir im Einzelnen aufgeführt, folgen wir ihm auch nach jenen Gegenden, in denen man die unübersteiglichen Mondgebirge anzunehmen gewohnt war.

Das Eindringen in die Länder südlich von Bornu war wegen der feindlichen Stellung der hier wohnenden Völker in friedlicher Weise jeder Zeit unmöglich gewesen. Als Denham in dieser Richtung reiste, konnte er es nur, indem er sich einem Kriegszuge anschloß, dessen wir S. 20 bereits ausführlicher gedacht haben. Dr. Barth und Overweg sahen sich gleicherweise gezwungen, einen Raubzug zu begleiten, den der Wesir von Bornu in das Land der M u ß g o unternahm, und wenn Vogel jene so höchst interessanten Gegenden überhaupt besuchen und die Aufgabe erfüllen wollte, welche ihm gesteckt worden war, so blieb ihm keine andere Wahl, als ein Gleiches zu thun.

Das Land südsüdöstlich vom Tsad ist eine weite fast horizonale Ebene, ein „afrikanisches Holland", das sich selbst bis zu einer Entfernung von einigen vierzig Meilen nur um 150 Fuß über den Tsad erhebt, also zwischen 800—950 Fuß Höhe über dem Meere hat.

Nur an sehr wenigen Stellen wird die weite Fläche von Erhebungen unterbrochen. Die Granitfelsen von W a s a und die Bergkette westlich an den T u b o r i-Sümpfen sind die nennenswerthesten derselben. Die erstern liegen 15 Meilen vom Tsad südlich, unter 11° 23′ n. Br., und sind eine Gruppe Granitfelsen von außerordentlich regelmäßiger Glockenform, deren Höhe 400—600 Fuß über der

Ebene, also 1300—1600 Fuß über Meer beträgt. Sie bedecken einen Flächenraum von etwa einer Meile ins Geviert und steigen so senkrecht aus dem vollkommen ebenen Boden auf, daß alle herabgestürzten Stücke höchstens 20 Fuß von der Basis liegen geblieben sind. Hier findet man die ersten Steine wieder, nachdem man den Brunnen Agadem (60 Meilen nördlich von Kuka, unter 16° 52′ 16″ n. Br.) verlassen hat. Bei letztgenanntem Orte bestanden die Felsen aus sehr weichem Sandstein. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt gegen 88 deutsche Meilen. Diese weite Ebene bildete muthmaßlich ehedem das Becken des Tsad-See; man findet beim Brunnengraben noch 30 Meilen südlich von Kuka etwa 20 Fuß tief unter der Oberfläche jene aus halb zersetzten Süßwasser-Muscheln bestehende Kalkschicht, auf die man in Kuka selbst schon in sechs Fuß Tiefe stößt.

Die Kette der Fellataberge (11° n. Br.) besteht ebenfalls aus Granit und zieht sich mit einer Höhe von gegen 400 Fuß über die Umgebung in westsüdwestlicher Richtung nach Mandara hin. Auf dem Gipfel des östlichen Hügels fand Vogel zahlreiche Steinstücke, die viel Aehnlichkeit mit Kalkspath zu haben schienen und von denen er, wie auch von allen übrigen Punkten, Proben an Sir Roderick Murchison einschickte.

Dr. Vogel hat die Mußgo-Ebene bis zu 9° 45′ n. Br., also ungefähr 45 deutsche Meilen südlich vom Tsad verfolgt, zehn Meilen weiter als seine Vorgänger, ohne ihr Ende ermitteln zu können. Ihre Breite ist im Norden nicht geringer und hat selbst am südlichsten Punkte noch 30 Meilen Ausdehnung. Dies giebt ein Flachland ungefähr von der Größe des vierten Theiles von Deutschland.

In der Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest durchströmen zwei ansehnliche Flüsse das Land; der östliche ist der Schari, der sich unter 9° n. Br. in zwei Arme theilt, die sich nach einem Laufe von 30 Meilen wieder vereinigen; der westliche ist der Serbewel oder Arre, ebenfalls ein ansehnlicher Fluß. Beide verbinden sich unter 12° n. Br. und ergießen nachmals unter dem Namen Schari ihr Wasser in den Tsad.

Der Raubzug, dem sich Dr. Vogel anschließen mußte, ging auf dem linken Ufer des Serbewel entlang. Man schlug denselben Weg ein, auf welchem auch Dr. Barth und Overweg gezogen waren, und wandte sich von Kuka aus südöstlich über Diköa nach Delha (Delay) und Wasa, bis man an die Grenze des Mußgolandes gelangte.

Der Boden der weiten Ebene besteht fast durchgängig aus einem zähen, fetten Thon von schwarzer Farbe. In der trocknen Jahreszeit erhärtet derselbe zur Festigkeit des Steines, und der Reisende vermag nicht mit dem Speer ein Loch hinein zu stoßen, um den Zeltpflock oder einen Pfahl für sein Pferd zu befestigen; er bedarf der schweren, mit doppelter Eisenkante versehenen Haue dazu. Nur an wenigen Stellen am Flußufer findet sich Sand. Zur Regenzeit dagegen verwandelt sich Alles in einen zähen Sumpf, in welchem das Fortkommen äußerst beschwerlich ist. An vielen Stellen bleiben selbst während der trocknen Jahreszeit Ansammlungen von Regenwasser zurück, die eine Tiefe von 1—3 Fuß und darüber behalten. Die einen bilden geschlossene Teiche, die andern weithin gestreckte, sich verflachende

Sümpfe und Wiesenwasser, noch andere endlich Kanäle und Gräben. Letztere sind häufig mit Dämmen bis zu 10 Fuß Höhe auf beiden Seiten versehen und haben dabei eine so schnurgerade oder sanftgebogene Richtung und eine so außerordentliche Länge, daß sie fast aussehen, als seien sie durch Menschenhände angelegt worden. Wirklich erzählt man auch im Lande von einem derselben, daß er absichtlich für Boote gegraben sei, obschon es wahrscheinlicher ist, daß sie alle nur den natürlichen Wasseransammlungen ihre Entstehung verdanken. Eine große Anzahl dieser Wasserlachen begleitet in einiger Entfernung die Flußläufe und wird vom Hochwasser der Ströme jährlich gespeist. Die Flußufer wechseln in ihrer Höhe; an einigen Stellen steigen sie bis zu 25 Fuß hohen Dämmen an, anderwärts verflachen sie sich dagegen ganz allmälig. Bei seinem höchsten Stande überflutet der Serbewel selbst noch jene Dämme und soll bis 30 Fuß seinen niedrigsten Wasserstand, den er Mitte Mai hat, übersteigen.

Durch den Reichthum an Wasser wird das Land der Mußgo zu einem der fruchtbarsten der Erde und könnte, wenn seine politischen Verhältnisse bessere wären, auch eins der reichsten und glücklichsten sein. Es wechseln ausgedehnte Waldungen mit üppigen Wiesen und ergiebigem Ackerland und die Landschaften zeigen im Gegensatz zu der traurigen Einöde um Kuka eine wahrhaft tropische Ueppigkeit.

In den südlichen Grenzgebieten Bornus, in denen mehrere Stämme der Schua-Araber sich niedergelassen, bestehen die Waldungen zwar anfänglich noch aus dürftigen Akazien, statt ihrer treten aber weiterhin herrliche Bito-Bäume (Balanites aegyptiaca, Hadjilidj in Bornu) und Kindinos, eine Mimosen-Art, auf, zwischen denen dichtes Unterholz wuchert. Die Sumpflachen sind mit saftigen Gräsern und dichten Massen der schwimmenden Fanna (Pistia Stratioites) überzogen.

Das eigentliche Mußgoland hat nur eine Länge von 25 Meilen von Nord nach Süd und eine Breite von etwa 10 Meilen. Sein nördlicher Theil ist vorzugsweise mit dichtem Walde bedeckt, und zwar gedeihen auf dem an Feuchtigkeit reichen Grunde mehrere Feigenarten vortrefflich und bilden mit ihrem großen frischglänzenden Blätterwerk einen herrlichen Schatten. Besonders schön erscheint jene Art, welche Dr. Vogel als Kautschuk-Feige bezeichnet, deren Saft aber im Lande Niemand verwendet. Nicht selten sind Exemplare dieses Baumes von 80 Fuß Höhe und mit einer dichten Krone von nicht geringerem Durchmesser. Außer der Kautschuk-Feige kommen noch zahlreiche andere Feigenarten in jenen Waldungen vor, die oft ungeheure Stämme von 8 Fuß und Kronen von 90—100 Fuß Durchmesser bilden. Häufig wachsen sie auf oder an andern Bäumen, sie nach und nach ganz aussaugend. Alle haben lange, herunterhängende Luftwurzeln, die oft bis auf den Boden herabgehen und so neue Stämme bilden. Die Früchte jener Feigen werden von Vögeln und Affen gern verzehrt. Nicht selten ereignet es sich dann, daß durch diese Thiere die Samenkerne auf andere Bäume verschleppt werden und auf den Zweigen der letztern keimen und wurzeln. Die Baum-Orchideen mit ihren breiten, scheidenförmigen Blättern, sowie die Ueberreste der abgefallenen Palmenwedel eignen sich vortrefflich zur Aufnahme für solche

vegetabilische Gäste. Von dem luftigen Sitze aus senkt nun die junge Feige ihre fadenförmigen weißen Luftwurzeln herab bis zum Grunde und nährt sich währenddem theils von den Säften des tragenden Stammes, theils von der überreichen Feuchtigkeit der Sumpfwälder. Da die Luftwurzeln aller Feigen die Neigung haben, bei Berührung leicht mit einander zu verschmelzen, und sich eben so leicht wieder an andern Stellen trennen und mit andern verbinden, so zeigen die Feigenwaldungen phantastische Formen der sonderbarsten Art, fast gespenstische Erscheinungen des Pflanzenreichs, die wohl im Stande wären, den Naturforscher zu begeistern, wenn anders ein ruhiges, sinniges Forschen in jenen Ländern möglich wäre. Die Kuka (Adansonia digitata) kommt hier nirgends mehr vor, sie scheint nicht weiter als bis 12° 30′ östl. Länge von Greenwich zu gehen. Ebenfalls ein schöner Schattenbaum ist die Sykomore (Ficus sycomore), deren Früchte zwar nicht mit jenen der echten Feige zu vergleichen, aber doch genießbar sind. Lieblicher als sie macht sich die stellenweise häufige Tamarinde bemerklich. Ihr zartgefiedertes Laub bildet einen herrlichen Gegensatz zu den schweren massigen Formen der Kuka und der Feigen, während die saftreichen, markigen Schoten das Nützliche und Erquickende zum Schönen fügen.

Als einen prachtvollen Baum schildert Dr. Vogel die Kigelia pinnata, von welcher er Zweigproben nach Europa sendete. „Dieser herrliche Baum", sagt er, „bildet dort Stämme von 60 Fuß Höhe und hat einen Kronendurchmesser von 80—90 Fuß. Seine Bältter sind glänzend dunkelgrün; die Früchte, welche an bis zu 7 Zoll langen elastischen Stielen hängen, sind hellgrau, bis zu 18 Zoll lang und 7 Zoll breit, bitterlich von Geschmack und dienen als Abführmittel. Der Baum ist von 11° 30′ an südlich gemein."

Sehr zahlreiche Elephantenherden bevölkern jene feuchten Waldungen und spielen die eigentlichen Herren der Wildniß. Der Boden ist von ihren Fußtapfen größtentheils buchstäblich so zerknetet, daß er einem Schachbrete ähnelt, und da die Eindrücke in der trocknen Jahreszeit zur Festigkeit des Steines erhärten, so wird das Reisen sehr beschwerlich. Pferde und Kameele stürzen leicht bei den ununterbrochenen Löchern und Holpern, und der Reisende findet am Abend kein gerades Plätzchen, auf dem er seine Matte zum Schlafen ausbreiten könnte. Viel nachtheiliger werden die Elephanten dem Eingebornen, der auf jenen fruchtbaren Flächen zwischen den Waldungen seinen Reis baut. Das ganze Mußgoland ist seiner Bodenbeschaffenheit und seinem Klima nach ein ungeheures Reisfeld, gegenwärtig bauen aber nur die Schua an seiner Nordgrenze jene nutzbare Getreideart, im Uebrigen pflegt man vorzugsweise Hirse (Holcus cernuus) in mehrerlei Spielarten zu bauen. In den Fruchtfeldern errichtet man hohe Gerüste, um auf denselben Wache zu halten. An langen Fäden sind hohle Gefäße aufgehängt, die man rasselnd und klappernd hin und her bewegt. Zu den Gästen, welche sich bei den Getreidefeldern gern in großen Schaaren einstellen, gehören auch die zahlreich vorhandenen niedlichen Webervögel, an Größe und Gestalt unsern Finken sehr ähnlich. Diese hübschen Thierchen machen sich besonders durch die Geschicklichkeit bemerklich, mit welcher sie aus Grashalmen und Fasern ihre Nester zusammenflech-

ten und an den schwankenden Enden der Baumzweige aufhängen. Die Nester der hier vorzugsweise vorhandenen Art ähneln an Gestalt ganz den Retorten eines Chemikers und schützen den Erbauer und seine Jungen nicht allein gegen die Kühle der Nacht und die heftigen Regengüsse, sondern auch gegen die Nachstellungen der Baumschlangen. Gegen die Vögel hilft das erwähnte Kürbis-Manöver auch recht gut, wie gegen unsere Sperlinge die Klapper am Kirschbaum, allein der Elephant läßt sich dadurch nicht incommodiren. Eine Herde von vielleicht funfzig und mehr Stück spaziert gemächlich zum Reisfeld, der Neger auf seinem Wartthurm mag schreien und signalisiren, wie er will, sie läßt sich nicht stören. Der langnasige, sehr verständige Herr des Waldes sucht sich die besten Halme aus, stampft eine bei weitem größere Menge in den nassen Grund und überläßt es dem Schua, wie viel er von dem Uebriggebliebenen zusammenlesen will. So ist denn aller Reis in Bornu nur von sehr schlechter Beschaffenheit, denn selbst der Sultan muß mit dem vorlieb nehmen, was ihm der Elephant übrig läßt. Zwischen dem Reis pflegt man gewöhnlich eine Bohnensorte (Gafuli) zu bauen, die denn auch die vorzüglichste Speise der Einwohner ausmacht.

Einen bessern Schutz gegen die Elephanten, als jene Klappergerüste und schreiende Wächter abgeben, gewähren die dichten Hecken aus stachliger Wolfsmilch. Bei uns sind alle zu dieser Pflanzengattung gehörigen Arten krautartig mit weichen Blättern und einjährigen zartern Stengeln versehen, viele der afrikanischen Euphorbien dagegen ähneln den bekannten Formen des stachelreichen Säulenkaktus (Cereus) so sehr, daß sie von demselben nicht leicht zu unterscheiden sind, wenn sie sich nicht durch ihre Blüten zu erkennen geben. Ihre Stämme werden so hoch und dick, erhalten dabei eine solche Zähigkeit und holzige Beschaffenheit, daß sie gut im Stande sind, die Zudringlichkeit des leckern Elephanten mit ihren scharfen und langen Stacheln zurückzuweisen. Dr. Vogel erzählt, daß jener Dornenwall, mit dem die Mußgo ihre Felder umhegen, Büsche enthielte, welche 20—30 Fuß im Umfange und 25 Fuß in der Höhe messen. Da er aber weder Blüten noch Früchte an denselben fand, so fand er sich veranlaßt, dieselben nach ihrer äußern Form als eine Euphorbien- und eine Cereusart zu bezeichnen.

Ebenso interessant als das Gedeihen des Reises ist die Kultur einer zuckerhaltigen Grasart, des indischen Zuckergrases (Sorghum saccharatum). Bis zu 14 Fuß hoch schießen die schönen Halme desselben empor und werden an günstigen Stellen noch höher. Das schneeweiße süße Mark im Innern der Stengel läßt sich in 8 Zoll langen Stücken herausschälen und bietet eine sehr angenehme Leckerei. Auch das eigentliche Zuckerrohr würde auf der weiten Mußgo-Ebene vortrefflich gedeihen, wenn friedliche Zustände einen solchen Betrieb zuließen. Daß dasselbe im Innern Afrikas ein reichliches und schönes Produkt giebt, zeigt das Beispiel einer Pflanzung, die in der Nähe von Sokoto durch einen unternehmenden Neger angelegt worden ist, der ehedem 25 Jahre lang in Brasilien als Sklave verlebte. Der weiße, durch Europäer eingeführte Zucker wird allgemein im Lande als wunderbares Erzeugniß christlicher Industrie angestaunt, und die frommen Muhamedaner kommen sehr in Verlegenheit, wenn sie über die Art und Weise näher



Sklavenjagd am Tubori-See.

Vogel's Reisen in Centralafrika. S. 223.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

belehrt werden, in der das Raffiniren geschieht. Es bleibt ihnen nur die Wahl, entweder sich über ihre Gewissensskrupel hinwegzusetzen, oder sich den süßen Genuß zu versagen.

An der Nordgrenze des Mußgo=Landes werden auch ansehnliche Mengen Baumwolle gebaut und theils für den Bedarf der Erbauer verwendet, theils nach der industriereichen Stadt Diköa geschafft.



Dornige Wolfsmilch.

Palmen sind im nördlichen Theile des Mußgo=Landes nicht viele vorhanden, wie denn überhaupt ganz Afrika im Vergleich mit andern Ländern der heißen Zone nicht zahlreiche Arten dieser schönen Familie aufzuweisen hat. Die eigenthümliche Delebpalme werden wir bei der Besprechung des südlichen Mußgo=Gebietes näher erwähnen, im Norden des Landes tritt stellenweise Gestrüpp von Dumpalmen und noch eine andere Palme auf, welche mit der am Mittelmeer einheimischen Zwergpalme, noch mehr mit jener Aehnlichkeit hat, die man dem großen Palmenkenner v. Martius zu Ehren Chamaerops Martiana genannt hat. Sie hat fächerförmige große Blätter und erreicht die für Palmen der genannten Gattung ansehnliche Höhe von 30 Fuß. Eigenthümlich ist es, daß ihre Formverwandte Ch. Martiana im Gegensatz zu dieser Palme des heißen, niedrigen Flachlandes Innerafrikas gerade die höhern Theile des westlichen Himalaya bewohnt und dort bei einer absoluten Höhe von 8000 Fuß alljährlich ihr Haupt mit Schnee bepudert erhält.

Die ausgedehnten Kornfelder, auf denen verschiedene Sorten der indischen Hirse reiften, waren von weitschattenden Kornu=Bäumen beschattet, die unser Reisender bereits bei Mursuk in Fessan gefunden, die aber hier ihre eigentliche Heimat haben. In der Nähe der größern Sumpfwasser macht auch nicht selten

das plumpe Flußpferd einen botanischen Ausgang in die Pflanzungen des Mußgo, und zur Abwechselung erscheint auch mitunter ein Rudel Antilopen oder ein Volk schwerfälliger Perlhühner. Die schlanke Giraffe, welche nicht blos, wie man gewöhnlich glaubte, den Rand der Wüste bewohnt, sondern die sich auch im diesem Flachlande findet, wählt sich am liebsten die zarten Blätter der Akazien und Mimosen. Von den letztern ist der Talhabaum hier häufig und durchduftet zur Blütezeit den ganzen Wald mit Wohlgeruch. Die Giraffe ist ihres Fleisches wegen sehr beliebt; das Fleisch des Elephanten ähnelt zwar im Geschmack dem Schweinebraten, ist aber auch eben so schwer verdaulich wie letzterer.

Die ungeheure Heerschaar, der sich Dr. Vogel angeschlossen, die größte, welche seit der Zeit des Scheikhs el Kanemi Kuka verlassen hatte, zog anfänglich langsam, aber wie ein verheerender Strom vorwärts, ohne der Bewohner ansichtig zu werden. Die Mußgo waren vor der Uebermacht eiligst nach Süden geflohen und man traf nur die leeren Hütten, sowie die auf den Feldern stehenden Saaten von Gafuli und Tabak. Jede Wohnung, welcher die Kanembu ansichtig wurden, steckten sie in Brand und verwüsteten die Pflanzungen auf die empörendste Weise.

Erst an dem Nordrande des Tubori-Sees stieß man auf eine größere Anzahl Eingeborne, welche sich mit ihren Viehherden hierher geflüchtet hatten und hinter dem ausgedehnten Morast sicher glaubten. Von Raublust getrieben, versuchten die Bornuaner aber doch an einer verhältnißmäßig schmalen Stelle über den Sumpf zu setzen. Da aber selbst hier das Wasser fast eine halbe Stunde breit und sechs Fuß tief war, so kamen zahlreiche Menschen und Pferde dabei um. Man machte eine Beute von 2000 Stück Vieh und brachte 1500 Gefangene, Weiber und Kinder unter 12 Jahren, ein.

Von hier aus folgte man dem Laufe des Serbewel oder Arre, des sogenannten Flusses von Logone, des westlichen Hauptarmes vom Schari. Nach einem Marsche von zwei Tagen fand man eine Stelle, an welcher es möglich war den Fluß zu passiren. Die halbe Armee setzte über; da das Wasser aber auf eine weite Strecke so tief war, daß es durchschwommen werden mußte, so ertranken auch hierbei viele Pferde. Am jenseitigen Ufer fand man eine noch größere Menge Eingeborne, die sich hinter dem Flusse für sicher gehalten hatten, und in wenigen Stunden trieb man über 2500 Sklaven und über 4000 Ochsen ins Lager.

Obschon der Gesammtcharakter des Mußgo-Landes im Süden derselbe ist wie in den nördlichen Theilen: höchst fruchtbares flaches Tiefland von stehenden oder kaum fließenden Gewässern durchzogen und abwechselnd von Waldungen, grasreichen Wiesenflächen oder Kulturstücken bedeckt, so zeigt er im Einzelnen doch mehrere abweichende interessante Züge.

Das Unterholz der dichten Waldwildnisse wird noch vorherrschend von dornigen Akazien, der Hochwald aus großen Feigenbäumen gebildet, unter den Bäumen mittler Größe macht sich dagegen der Kokia-Baum bemerklich, der auch in den Haussa-Gebieten zu finden ist. Zwischen großen hübschen Blättern fallen seine zahlreichen apfelähnlichen Früchte angenehm auf, die leider ungenießbar sind. Der bezeichnendste Baum des Gebietes ist aber die



Die Delebpalme.

schon genannte Delebpalme (Borassus aethiopum Mart.), nahe verwandt der berühmten asiatischen Palmyra (Borassus flabelliformis). Vom Mußgo-Lande aus scheint sich dieser schöne Baum in einem fast ununterbrochenen Zuge durch die südlichen Provinzen Baghirmis und Wadaïs bis nach Kordofan zu verbreiten. Nur einzelne Verirrte dringen nördlich bis zum Ufer des Batha und nach Maseña, der Hauptstadt Baghirmis, vor.

Dr. Vogel theilt über diesen herrlichen Baum, den unsere Leser auf dem Bilde S. 225 über die niedern Hütten emporragen sehen und der an der Anschwellung des Stammes sofort zu erkennen ist, Folgendes mit:

„Ein prachtvoller Baum, der am See von Tubori ungeheure Wälder bildet, ist die Delebpalme (wie sie in Nubien genannt wird). Das Laub ist fächerförmig, sehr ähnlich dem der Dumpalme, nur größer und von lebhafterem Grün. Der Stamm ist glatt und spaltet sich nie, die Früchte wiegen etwa 4—5 Pfund, sind 8—9 Zoll lang und 6—7 Zoll dick, oval, dunkelgelb, bestehend aus einem äußerst dichten faserigen Gewebe, in welchem drei Kerne eingehüllt sind. In diesem Gewebe ist ein etwas bitterlich, aber sonst höchst angenehm schmeckender dicker Saft, der in Geschmack und Geruch stark an Ananas erinnert."

Dr. Berthold Seemann führt in der „Bonplandia" (IV, 202) nach Dr. Barth Ausführlicheres über den interessanten Baum an. „Die Delebpalme ist über das ganze Binnen-Afrika in der ganzen Breite von Ost nach West verbreitet und bildet besonders am Saume stehender Wassermassen mit wenig Abfluß, wie sie in den Aequatorialländern Central-Afrikas unendlich ausgebreitet sind, ganze Waldungen, wenigstens der Länge nach. Wo aber kein Wasserfal ist, habe ich sie stets nur vereinzelt gesehen. Sie ist der charakteristische Baum nicht allein im Mußgolande, d. h. in dem flachen, etwa 900 Fuß hoch gelegenen fruchtbaren Landstrich zwischen dem Schari und den östlichen Zuflüssen des sogenannten Niger (Benuë), sondern auch in allen südlichen Tributärprovinzen von Baghirmi. Auch in Wadaï, besonders am Batha entlang, sowie in Darfur und Kordofan ist sie sehr häufig. Am mittlern Niger ist sie selten, in Haussa ganz vereinzelt, am obern Niger, oberhalb Timbuktu, aber wieder häufiger und ist hier für die Kokospalme gehalten worden. Sie heißt Gigiña auf Haussa, Kameluto auf Kanora (Sprache der Bornuleute), Dugbi in der Sprache der Fulbe. Die Palme wird im Durchschnitt 60—80 Fuß hoch mit schnurgeradem, ungetheiltem Stamme bis zu 2 Fuß Dicke und mehr und hat regelmäßig eine Schwellung etwas über der Mitte. Die fächerartigen Blätter sind von gewaltiger Größe. Die Samen werden, nachdem die Frucht verzehrt oder vielmehr ausgesogen ist, zerschlagen und der Kern in die Erde gelegt, worauf in etwa 14 Tagen ein Sämling von ½—2 Fuß aufschießt, dessen weiße Wurzel einen sehr beliebten Nahrungsartikel bildet, auf Haussa „Murretschi", auf Fulfude „Batschub" genannt. Ich habe nur gesehen, daß die Eingebornen diese Pflänzchen roh essen. Ich muß aber fast vermuthen, daß ein berühmtes Mehl Namens „Fidogma", das aus einer Wurzel bereitet wird, daher seinen Ursprung hat. Diese Palme ist von der ungeheuersten Wichtigkeit im Volksleben eines großen Theiles von Central-Afrika, gewiß nicht

weniger als die Dattelpalme bei den Arabern." Dr. Vogel sandte Samenkerne der Delebpalme in einer Kiste, welche Mineralien enthielt, an Dr. W. J. Hooker in London und bemerkt dabei, daß die Früchte dieses Baumes das einzige leidliche Obst seien, welches er bis dahin in Central-Afrika angetroffen habe.

Leider war der Reisende durch die unruhigen politischen Verhältnisse, unter denen er das Land besuchte, verhindert, seine Sammlungen in dem Grade zu bereichern, als die üppige Natur es wünschenswerth erscheinen ließ. Ohne Bedeckung durfte er es meist nicht wagen, sich weit vom Lager zu entfernen, da die Mußgo hinter jedem Busche lauerten, und mit Begleitung war er nicht viel sicherer. So zog er z. B. einmal mit 30 Reitern aus, als sein Diener plötzlich fünf Mußgo hinter den Bäumen erblickte. Der Schwarze rief den Leuten zu, auf dieselben einzureiten. „Geht nur voran", erwiederte man, „ihr habt Flinten." Und in dem Augenblick, als Vogel und sein Begleiter wirklich vorangingen, ergriff das Gefolge eiligst die Flucht und die Zwei waren allein den Feinden gegenüber. Glücklicher Weise reichte ein Flintenschuß hin, dieselben zu zerstreuen.

So wie an einzelnen Stellen des Mußgo-Landes der Agul (Alhagi Maurorum), dieses echte Wüstengewächs (siehe Seite 84), wieder vorkommt, so stellt sich auch der Strauß hier ein. In den dichten dornenreichen Waldungen findet der Löwe ein sicheres Versteck. Außer ihm bewohnt auch ein anderes katzenartiges kleineres Raubthier, von den Eingebornen Summoli genannt, diese Wildnisse, von welchem Dr. Overweg bei seiner Reise ein Exemplar in Gemeinschaft mit einem jungen Löwen gebracht wurde. Der Summoli ist am vordern Theile des Körpers von hellbrauner Farbe, am hintern dagegen von schwarzer und zeichnet sich durch sehr spitze, aufrecht stehende Ohren aus, die mit einem schwarzen Streifen geziert sind. Trotz seiner verhältnißmäßig geringen Größe ist er doch äußerst wild und soll nicht nur Gazellen, sondern selbst Kälber anfallen. Die Eingebornen erzählen von seiner Unbändigkeit und Raublust eine Menge eigenthümlicher Geschichten. Dr. Overweg fütterte beide Thiere mit gekochter Milch, welche sie sehr liebten. Trotzdem daß der Summoli ebenfalls noch jung und klein war, benahm er sich doch sehr ungesellig und war vollständig Herr des jungen Löwen. Beide starben während des Transportes, da sie die ununterbrochen schwingende Bewegung auf dem Rücken des Kameeles nicht vertragen konnten.

Interessant ist es, zu erfahren, daß auch Freund Lampe, unser gewöhnlicher Hase, sich in jenen weit entfernten und mit so verschiedenem Klima versehenen Lande wiederfindet. Es wird dem Leser bekannt sein, daß viele Naturforscher auch den auf den Alpen und in den Polargegenden vorkommenden Hasen mit weißem Pelz und schwarzen Ohrenspitzen nur als eine Spielart des gemeinen Hasen betrachten. Sollte jene innerafrikanische Art, die freilich noch nicht wissenschaftlich untersucht ist, sich wirklich als genau dieselbe Spezies herausstellen, so wäre dies eines der interessantesten Beispiele der Fähigkeit, mit welcher ein Thier unter den verschiedensten Naturverhältnissen auszudauern vermag. Ein ähnliches Beispiel bietet der gemeine Igel, den Dr. Vogel zu seiner Verwunderung auch unter 10° n. Br. antraf.

Ameisenhaufen sind verhältnißmäßig selten, dagegen ist der Skorpion auch hier eine der gewöhnlichsten Plagen, und in den Wasserbächen finden sich neben den erwähnten Flußpferden auch zahlreiche Krokodile. Turteltauben und andere hübsche Vögel sind in den Waldungen häufig, Papageien dagegen fehlen und scheinen überhaupt den achten Grad n. Br. nicht zu überschreiten.

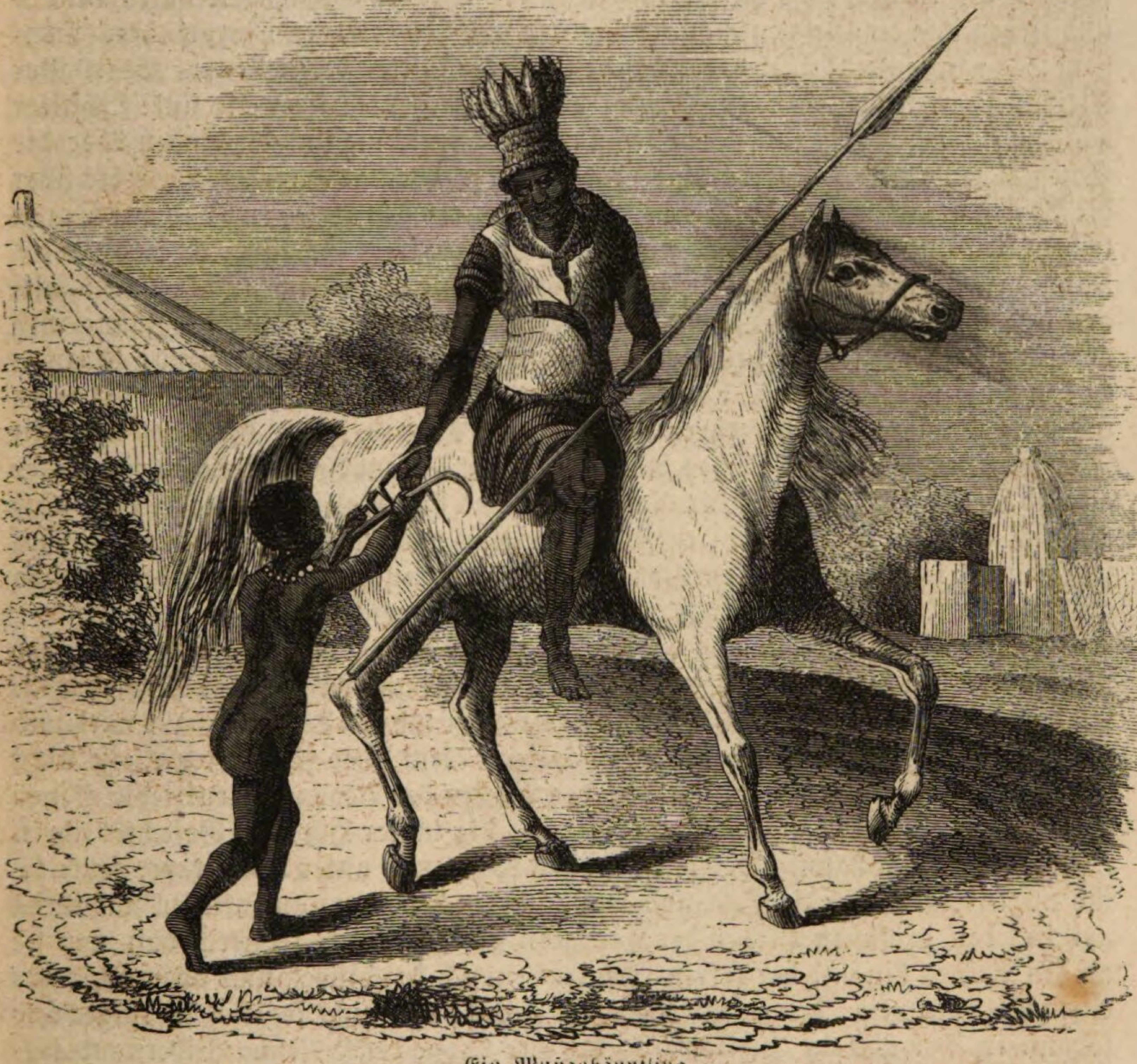
Das Volk der Mußgo (Mußgu oder Mussefu), welches das von der Natur so reich ausgestattete, aber durch die Völkerverhältnisse so hart bedrängte Land bewohnt, gehört zu dem großen Stamme der Massa, zu welchem gleichfalls die Bewohner von Logon oder Logone, die Kotoko oder Makari, sowie die Mandara (Wandala) mit den Gamerghu zu rechnen sind. Ihnen schließt sich ebenfalls der große Stamm der Batta und vielleicht auch jener der Mbana an. Die ihnen am nächsten stehenden Logoneser sind aber, als eifrige Muhamedaner, zu ihnen in eine feindliche Stellung gekommen.

Verglichen mit den meisten andern Volksstämmen Inner-Afrikas machen die Mußgo in ihrer Körperbildung einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Männer sind zwar gewöhnlich hochgewachsene Leute, aber ihre Gesichtszüge haben etwas sehr Abschreckendes und der Europäer würde Widerwillen vor ihnen empfinden, wenn nicht auf der andern Seite die grausame, ungerechte Behandlung, welche sie von ihren Nachbarn erfahren, das Mitleid jedes Fühlenden erregte.

Der Vorderkopf der Mußgo ist, anstatt rückwärts geneigt zu sein, bei den meisten sehr hoch und die Gesichtslinie gerade, aber die buschigen Augenbrauen, weit offenen Nasenlöcher, aufgeworfenen Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes buschiges Haar verleihen ihnen ein sehr wildes Ansehn. Sehr häßlich erscheinen auch die Beine dadurch, daß die Knieknochen nach innen gebogen sind. Ihre Glieder sind knochig und nicht angenehm abgerundet, die schwarze Farbe ihrer Haut erscheint schmutzig und entbehrt jenen Glanz, durch den andere Negerstämme sich vortheilhaft auszeichnen. Die meisten Männer tragen einen kurzen Bart und manche schmücken ihre Ohren mit kupfernen Ringen.

Die Kleidung der Mußgo ist die allereinfachste von der Welt. Die Männer gehen mit wenig Ausnahmen gänzlich nackt, nur einzelne Häuptlinge, von denen uns nebenstehende Abbildung einen der am reichsten ausgestatteten zeigt, tragen zur Kriegszeit eine Art Rüstung und einen aus wenigen Riemen bestehenden Schurz, der ihre Blöße sehr unvollständig bedeckt. Der erwähnte Panzer ist aus Büffelfell gearbeitet, und die Haare desselben sind nach innen gekehrt. Zuweilen tragen die Männer auch an einem Ledergürtel ein kleines Fell nach Bergmannsart. Außer einer Keule und einem gegen 8 Fuß langen Speer mit grobgearbeiteter eiserner Spitze bilden zweispitzige Handeisen die gefährlichste Vertheidigungswaffe. Mit letztern sollen die Mußgo nicht blos im Handgemenge sich erfolgreich vertheidigen können, sondern auch selbige auf beträchtliche Entfernungen hin zu schleudern und damit, nach den Erzählungen der Kanorileute, Menschen und Pferden die Beine wegzuschneiden vermögen. Wenigstens sind sie im Stande, durch den Wurf derselben gefährlich zu verletzen. Manche Mußgo begnügen sich freilich auch nur mit einem Knüppel oder einem zugespitzten Stocke. Ihren Feinden gegenüber

sind sie besonders dadurch sehr im Nachtheil, daß sie weder Pfeil noch Bogen kennen. Ihr an natürlichen Verstecken und kaum durchdringlichen Schlupfwinkeln so reiches Land würde ihnen in Gemeinschaft mit den Sümpfen und zahllosen Wassergräben ein vortreffliches Bollwerk gegen die sonst feigen Kanorileute bieten, wenn sie sich jenes Vertheidigungsmittels bedienen wollten. Ebenso würde es ihnen ein



Ein Mußgohäuptling.

Leichtes sein, ihr Gebiet gegen die Reiterei, in welcher die Hauptstärke ihrer Feinde besteht, unzugänglich zu machen, wenn sie Fallgruben anlegten, wie solches die Kanembu im Norden gegen die Einfälle der Tuariks mit bestem Erfolg thun. Zum Schutz dient den Mußgo auch ein aus Rohr geflochtener Schild, der etwa 40 Zoll lang, oben 16, unten 22 Zoll breit und nach außen gewölbt ist. Man bedient sich zu demselben desselben Rohres, mit welchem die Hütten gedeckt werden, flicht dasselbe aber so dicht zusammen, daß ein solcher Schild im Stande ist, die zinner-

nen Flintenkugeln, mit denen die Kanori gewöhnlich schießen, zurückzuhalten, besonders bei der sehr schlechten Beschaffenheit des Schießpulvers in jenem Lande.

Die meisten Männer tragen um den Hals ein Seil, aus den Blattfasern der Dumpalme geflochten, und an einem Riemen herabhängend ein Signalhorn. Als Denham sich in Mora, der Hauptstadt von Mandara, befand (vergl. S. 21), schickten die Mußgo eine Gesandtschaft an den Sultan des letztgenannten Landes und ließen ihm ein Geschenk von 50 Pferden und 200 Sklaven überbringen. Denham war ganz entsetzt über das Aussehen und die Sitten dieser Leute. Statt aller Kleidung hatten dieselben ein Ziegen= oder Leopardenfell über die linke Schulter hängen, so daß der Kopf des Thieres über die Brust hing und die Enden über die Schenkel fielen; das dicke wollige oder vielmehr borstige Haar, welches bis über die Augen herabhing, bedeckte eine Pelzkappe. An den Armen und in den Ohren trugen sie Ringe von Knochen, um den Nacken mehrere Schnüre, an welchen die Zähne erschlagener Feinde aufgereiht waren. Zähne und Knochenstücke hingen auch aus dem Haar herab, der Leib war mit rothen Flecken bemalt und die Zähne roth gefärbt. Mit lautem Geheul und Staub über ihre Häupter streuend, betraten sie den Palast des Sultans, und da ein Pferd des Heeres gefallen war, baten sie um Erlaubniß, dieses verzehren zu dürfen. Es ward ihnen bewilligt und mit Freudengeheul schleppten sie das Aas nach einer Felsenhöhe, zündeten ein Feuer an und hielten dort während der Nacht ein wildes kannibalisches Gelage, über welches sich Denham um so mehr entsetzte, da seine muhamedanische Umgebung sich sehr geneigt zeigte, ihn als Christen und Schweinefleischverzehrer mit den Mußgo als zu ein und demselben Volksstamme gehörig zu bezeichnen.

„Das Kostüm der Tubori=Ladies", sagt Dr. Vogel, „welches demjenigen der Mußgo=Frauen ähnlich ist, erinnert lebhaft an das unserer Stamm=Mutter Eva. Es besteht nämlich aus einem dünnen Riemen, der um den Leib geschnallt wird und zur Befestigung eines dichtbelaubten Zweiges dient, der spaßhafter Weise nicht die „Front", sondern das Hintertheil den Blicken der Beobachter entzieht. Eines Tages ward ein Weib gefangen eingebracht, die in der Hitze des Gefechtes ihren „Frack" verloren hatte. Sowie sie in das Lager und unter Leute kam, setzte sie sich augenblicklich auf die Erde und war nicht zu bewegen, aufzustehen und ihren „stern" den profanen Blicken der Kanembu preiszugeben, trotzdem daß man sie an den Beinen hin und her zerrte. Ich trat endlich dazwischen und überreichte ihr einen Palmenzweig, den sie mit lebhafter Freude empfing, sogleich befestigte und sodann im Bewußtsein des Fächers, der ihre Blöße deckte, ohne Widerstand aufstand und mit ihrem Herrn fortging."

Am unangenehmsten erscheint dem Europäer bei den Mußgo=Frauen die Sitte, ihre Ober= oder Unterlippe oder beide zu durchbohren und ein Stück Holz oder einen Knochen hineinzustecken. Die Oeffnung wird durch Anwendung immer umfangreicherer Holzstücken allmälig bis auf 12—15 Linien im Durchmesser vergrößert und das Gesicht dadurch auf das entsetzlichste entstellt. Die Zähne sind natürlich dabei fortwährend bloß. Deshalb sind Mußgo=Frauen außer in ihrer Heimat auch nirgends geschätzt und werden als Sklavinnen höchstens zum Wasser=

tragen, Holzholen und zur Feldarbeit benutzt. Man kann ein Mußgo-Weib für 3 Thaler erstehen, die Kinder kosteten bei Vogel's Anwesenheit je nach dem Alter 20 Silbergroschen bis 2 Thaler das Stück. Es ist nicht selten, daß die Mußgo, besonders bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln, ihre eignen Kinder verkaufen, vorzüglich die Knaben.

Bei dem fast gänzlichen Mangel an Kleidung darf es nicht auffallen, daß in geschlechtlicher Beziehung unter den Mußgo von Sittlichkeit im europäischen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann. Selbst der dem Namen nach zum Muhamedanismus bekehrte und deshalb auf dem Scheitel kahlgeschorene Mußgo-Häuptling Adischen war durch sein ungenirtes Verhalten gegen seine 200 Sklavinnen den rechtgläubigen Bewohnern Bornus zum Gespött geworden, und sie erzählten von ihm, daß er auch ankommenden Fremden aus Gastfreundschaft den Nießbrauch derselben gestatte. Zu den Vornehmen in Bornu bildete er dadurch freilich den allerstärksten Gegensatz, da diese ihren Harem durch Verschnittene bewachen lassen und Jedem auch nur das Ansehen ihrer Frauen verwehren. Jeder Mußgo hat gewöhnlich 3—4 Frauen, deren Unterhalt ihm bei dem Reichthum des Landes nicht schwer fällt.

Die Wohnungen dieses friedlichen Volkes sind reinlicher und behaglicher, als man bei seiner sonstigen niedern Bildungsstufe vermuthen möchte. Steine sind — mit Ausnahme der Wasa-Felsen im Norden, der Fellata-Höhen im Nordwesten und des Felsenkamms westlich am Tubori-Sumpf — im ganzen Lande nicht zu finden, dagegen reichlich ein fetter, bildsamer Thon. Aus diesem formt man die Wände der Hütten gewöhnlich in Kreisform, glättet sie säuberlich außen und innen und bedeckt sie mit einem kegelförmigen Dache, dicht und glatt aus Stroh geflochten. Um das Gehöft herum ist entweder aus den starken Halmen des Negerkornes ein Zaun errichtet oder bei den Wohlhabendern eine geglättete Thonmauer aufgeführt. Im Innern des Hofraums erhebt sich ein glockenförmiger, aus festem Thon gearbeiteter Kornbehälter von 12—15 Fuß Höhe, über dessen an dem obern Ende befindlichen Oeffnungen ein kleines Strohdach befestigt ist, um den Regen abzuhalten. Häufig stehen auch 4—5 Häuser zusammen, umgeben von einer Art Gehöfte aus Matten und Dornen, innerhalb dessen die Gras-, Holz-, Stroh- und Kornvorräthe sehr ordentlich aufgehäuft sind.

Die Abbildung am Anfange dieses Abschnittes (S. 217) zeigt uns den Hofraum der Wohnung eines wohlhabenden Mußgo. Die Thonmauer, welche in Mannshöhe den geebneten Platz kreisförmig umgiebt, ist an vier gleich weit von einander entfernten Stellen von eigenthümlichen glockig-kegelförmigen Bauten unterbrochen, deren schmale Thüröffnungen nach dem Hofraum führen und etwas über dem Boden erhaben sind, um das Eindringen des Regenwassers zu verhüten. In diesen Häuschen wird ebenfalls das Getreide aufbewahrt, gleichzeitig dienen sie aber auch während der kühlern und nassen Jahreszeit als warme Schlafstätten und Zufluchtsorte. Einen interessanten Schmuck zeigen dieselben an ihrer Außenseite. Hier sind sie mit zapfenförmigen länglichen Vorsprüngen verziert, welche abwechseln und Längsreihen bilden. An einer Stelle der Hofmauer ist eine Art Küche eingerichtet, mit niedriger Thonmauer abgeschlossen und mit Thonsteinen zum Auf-

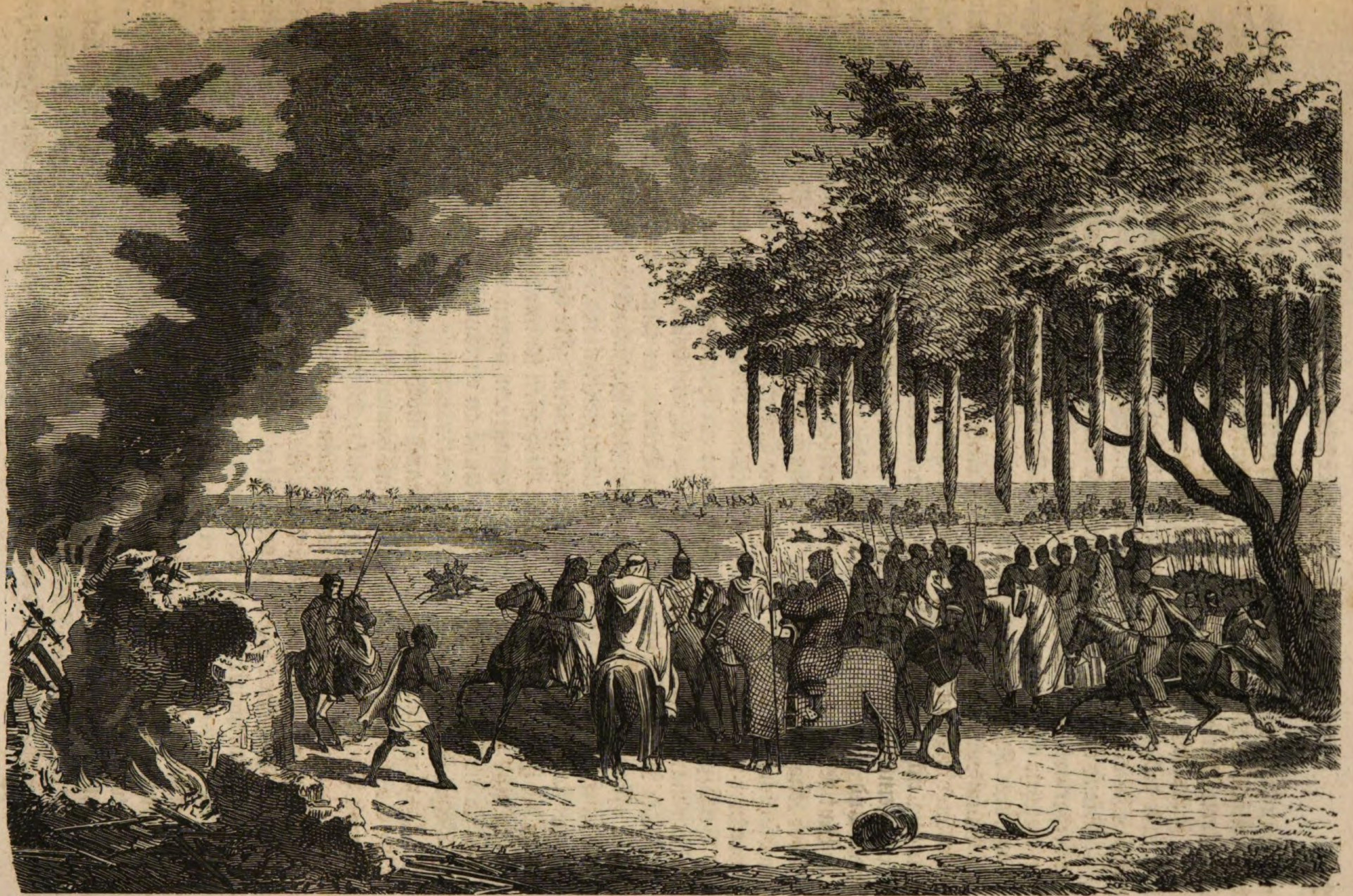
setzen der Töpfe. Mit einer Hälfte der äußern Mauer parallel läuft eine zweite innere niedrige Mauer, welche in der Mitte einen Einschnitt als Thür hat. In dem Raume zwischen beiden Mauern stehen einige Kühe an Pfählen festgebunden in der Richtung der Mauern. Das Rind der Mußgo ist von derselben Rasse, die im ganzen Sudan gewöhnlich ist und die durch den Fetthöcker auf dem Widerrist an den indischen Zebu erinnert. Dabei hat es gewöhnlich nur eine mittelmäßige Größe und giebt außerordentlich wenig Milch. Es ist zu vermuthen, daß die Mußgo das Rind durch Vermittlung der Fellata-Stämme überkommen haben, da sich in ihrer Sprache kein besonderer Name für dasselbe findet und derjenige, mit welchem sie es bezeichnen, allem Anschein nach aus der Sprache der Fellata stammt.

Auch die Pferde dieses Volkes sind wenig ansehnlich, dabei aber von großer Ausdauer. Da man dieselben ohne Sattel und Steigbügel reitet, so ist ein wahrhaft barbarischer Gebrauch bei den Mußgo aufgekommen. Man unterhält nämlich, um einen festern Sitz zu haben, auf dem Rücken der Thiere eine offene Wunde und ritzt sich im Nothfall sogar die eignen Schenkel, um sich durch das eigne Blut festzuhalten. Für die größern Viehherden werden wegen der langen Regenzeit Stallungen eingerichtet, deren Wände aus einem halb offenen Verhau gebildet sind. Hierdurch sind die Mußgo zugleich gezwungen, eine halbe Stallfütterung einzurichten, und sammeln deshalb im Frühjahr das junge nahrhafte Gras zu Heu. Sie flechten es zu langen lockern Zöpfen und hängen es an den Bäumen zum Trocknen auf, wie uns dies die nebenstehende Abbildung zeigt.

Zahlreiche Hühner beleben den Haushalt der Mußgo, und bei den benachbarten Tubori, die vor den Mußgo den Ruf einer größern Tapferkeit genießen, sind Hundebraten nicht selten.

Die erwähnte, nicht viel über fußhohe innere Mauer dient gleichzeitig als Sitz. Den behaglichsten Platz des Ganzen bildet aber während der heißen Zeit ein Schattendach aus dichten Matten, das auf vier Pfosten ruht.

Die Bewohner mancher Mußgodörfer nähren sich ausschließlich von Fischfang. Die Flüsse sowol als auch die stehenden Wiesenwasser wimmeln von Fischen verschiedener Art, und es hält nicht schwer, derselben habhaft zu werden. Die Mußgo verfertigen Körbe zum Fange derselben und bedienen sich auch eines Speeres mit drei Zinken dazu, von denen der mittelste länger als die beiden seitlichen ist. Dieses Instrument, das große Aehnlichkeit mit dem Dreizack Poseidon's hat, wird auch gelegentlich als Kriegswaffe gebraucht, wie solches auch schon mit dem Dreizack bei den Römern der Fall war. Eben so zweckmäßig wie einfach ist eine andere Art des Fischfanges. Man verbindet nämlich zahlreiche flache Vertiefungen und Gruben durch schmale Zugänge mit dem Flusse in der Weise, daß sich dieselben beim Hochwasser leicht füllen und beim Zurücktreten des Wassers bequem schließen lassen. So schneidet man den Fischen den Rückzug ab und wird ihrer leicht habhaft. Bei ihrem fortwährenden Verkehr am Wasser sind die Mußgo meistens gewandte Schwimmer, und Dr. Barth erzählt einen eigenthümlichen Kampf, bei welchem vier in einem tiefen Wasser befindliche Mußgo von einer außerordentlichen Uebermacht Kanembu-Krieger angegriffen wurden und sich schwim-



Landschaft im südlichen Mußgo-Lande.

mend und tauchend lange Zeit erfolgreich vertheidigten. Nachdem mehrere Kanembu von denselben getödtet worden waren, unterlagen zwar auch drei von den Mußgo, der vierte aber entkam glücklich seinen Verfolgern.

Zum Uebersetzen über den an mehreren Stellen des südlichen Gebietes reißenden und dabei tiefen Schari-Strom haben die Mußgo sich auch Kähne erbaut, obschon sie deren nur eine kleine Anzahl besitzen.

Die Hauptbeschäftigung dieses Völkchens ist Viehzucht und Ackerbau. Außer der Negerhirse (Holeus cernuus) und dem sogenannten indischen Korn (Sorghum), von welchen Getreidearten sie mehrere Spielarten ziehen, haben sie in der Umgebung ihrer Hütten gewöhnlich auch eine Tabakpflanzung, mitunter auch ein Feld mit Baumwolle. In Bornu ist das Tabakrauchen sehr wenig in Gebrauch, da die Bewohner als gute Muhamedaner religiöse Bedenken dagegen haben und sowol Rauchen als Kauen mit dem Brantweintrinken auf dieselbe Stufe stellen. Die Mußgo und Tubori dagegen rauchen leidenschaftlich und besonders sieht man die Frauen fast nie ohne eine kurze Pfeife, die einen gut gearbeiteten thönernen Kopf und ein Rohr aus dem Halm des Getreides hat, also bedeutend vollkommener ist als der Knochen, dessen sich die Bewohner Bornus bedienen. Der Reisende fand gewöhnlich in jeder Hütte 50—60 Pfund Tabak vorräthig. Muthmaßlich haben die Bewohner in Bornu und Mußgo den Tabak durch die Araber erhalten, da in beiden Volkssprachen kein besonderes Wort zur Bezeichnung desselben vorhanden ist, sondern man das Kraut mit dem Vulgär-Arabischen „Taba“ bezeichnet.

Die Mußgo scheinen auch starke Trinker zu sein. Dr. Vogel fand in einer Hütte oft zehn ungeheure Thongefäße voll Gossub-Bier (Busa), jedes wenigstens fünf Gallons (1 Gallon = 4 Quart) enthaltend. In Bezug auf die Speise scheinen sie dagegen nicht sehr wählerisch zu sein. Die Gafuli (Bohnen) und Fische bilden die Hauptnahrung, von ihrem Vieh essen sie nur das gefallene. Mäuse und Frösche sind ein Leckerbissen. Die Gefangenen fingen unterwegs jede Amphibie, deren sie ansichtig wurden, und brieten sie an einem kleinen hölzernen Spieß, wie Dr. Vogel sagt, „mit Haut und Haaren“.

In manchen Mußgo-Dörfern ist auch die Bienenzucht im Schwunge, und zahlreiche Stöcke, die man in alten Baumstämmen einquartiert hat, liefern reichliche Mengen von Honig. Der Heereszug, mit welchem Barth und Overweg im Mußgo-Lande waren, ward beim Lagern in einem jener Dörfer von den gereizten Bienen wüthend angefallen, welche die Sache ihrer Herren zu vertheidigen schienen. Sie setzten sich Menschen und Thieren hinter die Ohren und konnten nur mit Hülfe tüchtiger Rauchfeuer etwas verscheucht werden. Unter den Produkten, die Dr. Vogel im Mußgo-Lande fand, erwähnt er noch besonders eine Sorte Seide. Freilich konnte er während des Kriegszuges zunächst nur Cocons im Vorbeireiten von den Dornenbüschen abreißen, die schon durch den Regen und durch Insekten halb zerstört waren.

Salz gehört in Mußgo fast zu den unbekannten Dingen. Die großen Salzkarawanen, welche den Sudan mit diesem Mineral versehen, dringen nicht bis in diese Gegenden vor, die den Händlern einmal viel Schwierigkeiten wegen des

Transports und auf der andern Seite keine sonderlich lohnende Bezahlung dafür bieten. Die Mußgo am obern Schari bereiten einen Ersatz dieses Gewürzes aus einem Grase, das im Flusse wächst, und die entfernter vom Strome wohnenden stellen dergleichen aus Asche dar, welche sie durch Verbrennen des Hirse- und Sorghum-Strohes erhalten. Die Asche wird von ihnen ausgelaugt und dann das Wasser abgedampft. Freilich schmeckt das so erhaltene Salz (Pottasche, kohlensaures Natron) nicht so angenehm wie eigentliches Kochsalz und ist nicht selten bitterlich, aber immerhin doch besser als jenes Salz, welches die Bewohner von Kotoko aus der Asche von Rinderkoth darstellen.

Im südlichen Theile des Mußgo-Landes werden auch die sogenannten Erdmandeln (Arachis hypogaea L.) vielfach gebaut. Dieses Gewächs ist in seinem Aussehn unsern Erbsen, Puffbohnen und Wicken ähnlich und theilt sich gewöhnlich dicht über der Wurzel bereits in mehrere Zweige von 1—4 Fuß Länge. Dieselben liegen theilweise auf dem Boden und schlagen an den Knoten von neuem Wurzel. An jedem Blattstiele stehen zwei Paar verkehrt-eirunde Fiederblättchen und am Grunde ein Paar eilanzettförmige, zugespitzte Nebenblätter. Wickelranken sind nicht vorhanden. Aus den Blattwinkeln entspringen 2—6 gelbe Schmetterlingsblumen, von denen die obern meistens taub blühen, die untern dagegen sich zu Hülsen entwickeln. Höchst interessant ist es, daß die jungen Hülsen unmittelbar nach dem Verblühen sich abwärts krümmen und in den Grund einbohren, um dort zu reifen. Die 1½—3 Zoll lange und ½—¾ Zoll dicke Hülse ist an beiden Enden abgestumpft und springt bei der Reife nicht auf. Sie enthält 2—4 Samen und ist zwischen denselben etwas zusammengezogen. Die Samen selbst sind eirund und von der Größe einer Haselnuß, außen braunroth, innen weiß; sie schmecken süß und etwas bohnenartig und enthalten außer Mehl reichliche Mengen von Oel, so daß sie ebensowol roh als gekocht oder geröstet zur Speise geeignet sind. Die Erdmandel wird fast durch alle Tropenländer kultivirt, auch in Südeuropa mit Erfolg angebaut. Die im Innern Afrikas gebaute unterscheidet sich von den amerikanischen Sorten nur dadurch, daß ihr die flaumige Behaarung fehlt, welche letzterer eigen ist.



Afrikanische Erdmandel (Arachis hypogaea).

Die Hütten sind oft von den Ranken eines Gurkengewächses überzogen, welches sehr viel Aehnlichkeit mit der Melone zeigt. Das daraus bereitete Gemüse hat einen sehr angenehmen Geschmack, ist aber schwer verdaulich. Als ganz ungewöhnliche Erscheinung bei einem scheinbar so rohen Volke muß es auffallen, daß im südlichen Theile des Landes das Düngen der Felder gebräuchlich ist.

Ueber die Religion der Mußo ist fast gar nichts bekannt. Man erzählt, daß sie eine Art Fetisch, aus einer Holzstange bestehend, besitzen sollen, auch finden sich Priester bei ihnen. Man schwört bei der heimatlichen Erde, indem der Schwörende dabei eine Hand voll durch die Finger gleiten läßt. Für die Bestattung der Todten zeigt man viel Sorgfalt. Während die Araber die Leiche in flachen, kaum mehr als einen Fuß tiefen Gruben verscharren, so daß dieselben gewöhnlich in kurzer Frist die Beute der Hyänen und anderer Raubthiere werden, graben die Mußgo ansehnliche Vertiefungen, füllen dieselben über dem Todten und schütten einen halbkugligen Hügel darüber auf, dessen Oberfläche mit Thon geglättet und fest gemacht wird. Auf manchen dieser Gräber steht ein geflochtenes Gefäß, welches vielleicht den Kopf des Verstorbenen enthält, auf andern liegen kreuzweis Baumstämme. Muthmaßlich bezieht sich die abweichende Ausschmückung auf das verschiedene Geschlecht der Dahingeschiedenen. (Siehe Schlußbild S. 242.)

Unter sich zerfallen die Mußgo in zahlreiche kleinere Stämme, die in ihrem Sprachdialekt von einander so abweichen, daß die Bewohner von zwei nicht gar zu weit von einander entfernten Landschaften einander nicht verstehen. Die mitunter nur durch einen Wald oder ein Wiesenwasser getrennten Gemeinden stehen einander meistens eben so feindlich gegenüber wie viele Indianerstämme Amerikas und dadurch wird der Untergang des ganzen Volksstammes herbeigeführt.

Ringsum sind die Mußgo von Feinden umgeben. Von Norden her drängen die Kanori, die zwar wenig tapfer, aber durch den Besitz von Feuergewehren und eine zahlreiche Reiterei in entschiedenem Uebergewicht sind. Im Nordosten drohen die zwar stammverwandten, aber durch Religionsverschiedenheit zu erbitterten Widersachern gewordenen Logoneser. Von Westen und Südwesten her dringen die kühnen, unternehmenden Fellata vor und im Osten werden sie unausgesetzt durch die wilden Bagrimma angegriffen. Alle diese Feinde lassen sich von Fanatismus und Raubsucht gleichzeitig leiten. Die Mußgo sind als Heiden vogelfrei; sie zu tödten erscheint als Verdienst, man scheut sich selbst nicht, sie massenhaft abzuschlachten oder grausam auf langsame Weise zu Tode zu quälen. Es fehlt den Mußgo durchaus nicht an Muth und persönlicher Tapferkeit, wol aber an Einigkeit und einem geweckten, verständigen Führer. Jede kleine Partei kämpft lediglich nur für sich, ohne dem Nachbar beizustehen, ja man freut sich unpolitisch über den Untergang des letztern, ohne an das eigne Schicksal zu denken. Kleinen Streifzügen widersteht man auf diese Weise wol noch mit leidlichem Erfolg, gegen ein größeres Heer bleibt aber keine andere Rettung als die schleunigste Flucht, bei welcher alle Vorräthe von Lebensmitteln, sowie die Wohnungen preisgegeben werden. Man flüchtet entweder in das Dornendickicht des Waldes oder über den Fluß. Aus dem erstern entwickeln die Mußgo dann einen Plänklerkrieg im Rücken des feindlichen Heeres und fügen ihm nicht unerheblichen Schaden zu, ohne freilich dadurch etwas Entscheidendes herbeizuführen. Mitunter ließen die Mußgo auch vergiftete Speisen in ihren Wohnungen zurück und tödteten auf diese Weise ihre Peiniger, die es sich freilich von da ab zur Regel machten, keine Nahrung anzurühren, bei welcher eine Vergiftung möglich wäre.

Tausende von waffenfähigen Männern der Mußgo werden jährlich durch die feindlichen Angriffe, die von allen Seiten erfolgen, niedergehetzt und gemordet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt, und selbst von den Uebrigbleibenden gehen noch viele dadurch zu Grunde, daß die Feinde alle Vorräthe an Lebensmitteln sowol in den Wohnungen als auf dem Felde vernichten. Nur die Fische bieten dann noch einige Aushülfe.

Die Mehrzahl der Mußgo-Stämme zieht aber selbst ein solches Leben voll ununterbrochener Todesgefahr, aber in wilder Unabhängigkeit, einem Unterthänigkeitsverhältniß unter die Nachbarvölker vor. Einer ihrer angesehensten einheimischen Fürsten, Adischen, hat sich Bornu unterworfen, sein Volk ist aber deshalb nicht besser daran als die freien Stämme. Sobald das heranrückende Heer aus Bornu ankommt, flieht Alt und Jung in die Wälder. Es ist zwar verboten, Vieh und Hausgeräth anzutasten, und nur die Kornfrucht für allgemeines Besitzthum erklärt, bei einem derartigen Heere ist aber von Disciplin und Mannszucht keine Rede und selbst im eignen Lande hausen diese Raubschaaren arg genug, wenn nicht die Bewohner selbst sich thatkräftig zur Wehre setzen. Was soll auch ein Fürst von Bornu von den Mußgo, die sich ihm unterworfen haben, für Steuern verlangen? Er braucht Geld, das Land bietet ihm aber nichts Nennenswerthes, das sich bequem in klingende Münze verwandeln ließe, das Angenehmste bleiben ihm immer die Sklaven. So trifft er denn mit dem tributpflichtigen Häuptling unter der Hand ein Uebereinkommen, eine Truppenabtheilung macht in das befreundete Land einen Einfall, raubt und führt Sklaven hinweg wie aus Feindes Gebiet, und der Häuptling schweigt dazu, denn er hat selbst die Ortschaften bezeichnet, welche dem allgemeinen Besten zum Opfer fallen sollen. Er sucht natürlich solche Gemeinden dazu aus, welche ihm mißliebig sind, dadurch wird wiederum das Mißtrauen zwischen Fürst und Volk mehr und mehr gesteigert und der allgemeine Ruin herbeigeführt. Vielleicht ist die Zeit nicht gar zu fern, wo der ganze Stamm völlig ausgerottet ist. Die einzige Rücksicht, welche den Herrscher von Bornu noch bewogen hat, vorzüglich die nach dem großen Sumpf und in der Bergkette wohnenden Tubori zu schonen, ist die, daß es ihm wünschenswerth erscheint, gegen die ruhelos weiter dringenden Fellatastämme ein Bollwerk zu besitzen, das den letztern freilich nicht unübersteigbar sein wird.

Welche Greuelscenen bei den Raubzügen stattfinden und in welcher Weise die Beute der Sieger durch die Sterblichkeit der Gefangenen, die, gänzlich ohne Kleidung und Schutz, den Unbilden des Wetters massenweise unterliegen, sich verringert, davon giebt uns Dr. Vogel nachstehende Schilderung:

„Gefahren", sagt er, „waren bei dem Kriegszuge nicht viel, da die Mußgo kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben und sich demnach nirgends in entsprechender Anzahl der ungeheuren Uebermacht des Scheikhs entgegenstellten; sie lauerten aber in allen Büschen den Nachzüglern, Marodeurs u. s. w. auf, von denen sie auch etwa 4—500 erschlugen.

Von den Gefangenen wurden die Männer unverzüglich hingerichtet und leider oft mit vieler unnöthigen Grausamkeit. So mußte ich z. B. einmal mit ansehen, wie man 36 mit Messern die Beine am Knie und die Arme am Ellenbogen abschnitt

und sie dann verbluten ließ. Dreien hackte man die rechte Hand ab, damit sie ihren Landsleuten das Schicksal ihrer Leidensgenossen mittheilen könnten; von diesen starben zwei nach zwölfstündiger Qual, der dritte lebte aber noch am andern Tage. Die Weiber und Kinder wurden als Sklaven fortgeführt, und wer auf dem Marsche nicht mehr weiter konnte, ohne Erbarmen niedergemacht.

In der niedrigen Breite, in der wir herumzogen, hatte die Regenzeit mit Anfang Mai bereits begonnen, und so kam denn jeden Abend ein Gewitter, wie ich es in meinem Leben nicht gesehen, eingeleitet durch einen Wirbelwind, der alle Zelte niederblies und auf den unmittelbar eine wahre Sündflut von Regen folgte. So ging es etwa drei Wochen lang, während welcher Zeit ich keinen trocknen Faden auf dem Leibe hatte. Das Lager glich gewöhnlich am Morgen einem unendlichen Morast, in dem man zu Fuße durchaus nicht fortkommen konnte.

Ich litt in Folge dieses Wetters und der schlechten Nahrung (fast nur in Wasser gekochtes Getreide) sehr an Diarrhöe, unter den unglücklichen Sklaven aber brachen Ruhr und Blattern in so fürchterlichem Maße aus, daß ich es für gerathen hielt, sowie wir aus Feindes Land hinaus waren, der Armee voraus nach Kuka zu eilen. Zehn Tage nach mir traf der Scheikh ein, von 4000 Gefangenen nicht ganz 500 mit sich bringend, über 3500 waren der Seuche und den Strapazen zum Opfer gefallen. Fast alle Kinder waren unter zwölf Jahren und konnte man einen sieben- oder achtjährigen Knaben im Lager für 20 Silbergroschen kaufen."

Die Bornuaner benahmen sich gegen die armen Sklaven auf die herzloseste Weise. Dr. Vogel gab einem Weibe, das unterwegs niedergekommen war, ein Hemd, um das arme Kind in dasselbe einzuwickeln; kaum hatte er aber den Rücken gewendet, als der Besitzer der Sklavin das Kleidungsstück wegriß und es für sein Eigenthum erklärte.

„Zum Sammeln von Pflanzen und Insekten war die Zeit bisher sehr ungünstig", schreibt Vogel weiter. „Ich fand schon Alles verbrannt, als ich hier ankam, und der Regen fängt erst Ende dieses Monats an. Keinen einzigen Käfer habe ich bis jetzt hier gesehen und nur einen Schmetterling. Ich habe einige gute Pflanzen an Robert Brown geschickt (etwa 100 Spezies); Ende dieses Jahres hoffe ich eine größere Sammlung absenden zu können, aus der auch meine Freunde in Deutschland mitgetheilt erhalten sollen. Meine Krankheit im Februar und März verhinderte mich, Samen einzusammeln, ich denke dies ebenfalls in den letzten Monaten dieses Jahres nachzuholen.

Morgen gehe ich von hier nach den wenig bekannten Landschaften von Mandara, Adamaua, dem gänzlich unbekannten Jakoba und dem Flusse Tsadda, bei welcher Gelegenheit ich mit der Nigerexpedition zusammen zu treffen hoffe. Ende dieses Jahres gedenke ich mein Hauptquartier nach Wadaï zu verlegen, von wo aus ich südöstlich zu gehen gedenke. Sollten sich mir dabei unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen, so würde ich wahrscheinlich, mit Gottes Hülfe, Ende nächsten Jahres durch Darfur, Kordofan, Nubien nach Aegypten gehen. Ich wäre dann der erste Europäer, der den afrikanischen Kontinent in dieser Richtung durchstreift hätte" u. s. w.

Eine der interessantesten geographischen Entdeckungen, welche Dr. Vogel im Herzen von Afrika machte, ist der mehrfach genannte Tubori-See. Man kann sich das Erstaunen des Reisenden leicht denken, als sich unvermuthet vor ihm eine Wasserfläche ausbreitet, deren Ende er nicht abzusehen vermag und deren längste Ausdehnung er in einem Briefe zu 200, in andern Schreiben zu mindestens 60 englischen Meilen angiebt. Im Norden von einem weit ausgedehnten Morast umgeben, tiefte sich das Wasser nach Süden zu bis auf 18 und 20 Fuß; dabei war es eine deutsche Meile und darüber in der Breite. Längs dieses Sees zieht sich von Nord nach Süd an seiner Westseite hin eine Kette schön bewaldeter Granitberge, die sich nicht sowol als fortlaufender Höhenzug, sondern vielmehr als eine Reihe von Kuppen darstellen. Im See selbst sind zahlreiche Inseln und diese sowie die Berge werden von den Tubori bewohnt. Durch Vergleichung mit Dr. Barth's Angaben über jenen Theil des Landes wird es sehr wahrscheinlich, daß letzterer mit Overweg gemeinschaftlich an derselben Stelle war, ohne einen See zu bemerken. Es hat dies seinen Grund darin, daß sich die beiden letztgenannten Reisenden in einer andern Jahreszeit, im Januar, in Mußgo befanden, Vogel dagegen im Mai. Barth und Overweg fanden auf ihrem Wege unweit Demmo einen großen Regenwasser-Pfuhl (Ngaldjam), von dem ihnen erzählt wurde, daß er in der trocknen Jahreszeit nur eine feuchte Viehweide und Sumpfwiese bilde, in der Regenzeit aber zu einem förmlichen See anwachse, der 15 Meilen lang und 2—3 Meilen breit sei. Dr. Barth überschritt diese Sumpffläche am 5. Januar 1852 zweimal, in einer graden und in einer schrägen Richtung, und fand sie in ersterer dreiviertel, in letzterer mehr als anderthalb Meilen breit. Zwei seichte Wasserpfützen und ein drittes, ziemlich tiefes und schwierig zu passirendes Wasser mußten durchwatet werden.

Das gewaltige Anschwellen dieser Lachen zur Größe eines Sees hat seinen Grund einmal in der sehr großen Regenmenge, die in dem äquatorialen Afrika fällt, und dann auch in der völlig horizontalen Ausbreitung des Landes, welche ein schnelles Abfließen der gefallenen Regenwasser verhindert. Drei Wochen lang stürzten nach Dr. Vogel's Erzählung jeden Abend wolkenbruchartige Gewittergüsse nieder und verwandelten das ganze Lager in einen Sumpf, der 2—3 Zoll hoch mit Wasser bedeckt war.

Um dieselbe Zeit stiegen alle Flüsse Inner-Afrikas in staunenerregender Weise. Schon Mitte Februar war das Wasser des Tsad in jenem Jahre bei Ngornu binnen drei Tagen gegen 20 Fuß hoch gestiegen und zwar ausschließlich in Folge von Regengüssen in südlichern Breiten, welche seine Zuflüsse speisen. Südlich von Mußgo hebt sich vermuthlich das Land terrassenförmig bis zu jenen Hochflächen, die Livingstone unter dem 10. Grad s. Br. antraf, und von denen er meint, daß sie sich, den Erzählungen der Eingebornen zufolge, in weite Entfernungen, vielleicht über den ganzen innern Theil des äquatorialen Afrika erstrecken. Jene Hochflächen liegen etwa in 4000 Fuß Erhebung über dem Meer und sind so groß, daß man, wie Livingstone sagt, „einen Monat lang auf ihnen reisen kann, ohne etwas Höheres als einen Ameisenhügel oder einen Baum zu sehen".

Die Regenzeit fällt dort stets mit dem höchsten Stande der Sonne zusammen.

Schon wenn die Sonne vom August bis Oktober über jenem Gürtel senkrecht steht, findet ein Regenfall statt. Sie geht aber während dieser Zeit dem Laufe der Ströme entgegen und findet die Länder durch den Einfluß der südlichen austrocknenden Winde ausgedörrt. Der fallende Regen wird dann vom durstenden Lande aufgesaugt und die überflüssigen Mengen, die in den Flüssen sich sammeln, fließen in gleichem Maße nach Norden hin ab, wie die Regenwolken nach Süden weiter schreiten. Anders verhält es sich bei der Wiederkehr der Sonne vom Februar an bis Mai. Dann ist der Boden noch mit Feuchtigkeit gesättigt, die fallenden Regenmengen bedecken die weit ausgedehnten Hochebenen und suchen sich bei dem schwachen Gefälle, das dieselben besitzen, sehr langsam einen Weg nach Norden. Gleiche Richtung mit ihnen verfolgen aber Sonne und Wolken und jeder Tag vermehrt die nach Norden strömenden Wassermassen.

In jenem Gebiete scheinen gemeinschaftlich die Quellen des Schari, Benuë, des Nil und mehrerer nach Süden strömenden Flüsse zu liegen.

Der Arre (Serbewel), dieser ansehnliche Zweig des Schari, kommt aus Südost, in 9° 50′ n. Br. etwa 2½ Meilen östlich von der Nordspitze des Sees von Tubori vorbei und wälzt zur Regenzeit nicht weniger als 140,000 Kubikfuß Wasser in jeder Sekunde in den Tsad-See, steht also dem Nil an Größe wenig nach. Nördlich vom zehnten Breitengrade fallen drei kleine Flüsse in denselben, die sämmtlich von den Mandra- und Fellata-Bergen kommen. Dieselben waren vor der Regenzeit, als Vogel sie passirte, fast ausgetrocknet. Als Dr. Vogel zu Anfang der nassen Jahreszeit den Arre in etwa 10° n. Br. sah, füllte derselbe sein ganzes, etwa 2000 Fuß breites Flußbett aus und war durchschnittlich 15 Fuß tief. Nur an wenigen Stellen zogen sich Sandbänke quer durch und verminderten die Tiefe bis auf sechs oder acht Fuß. Der Strom floß mit einer Geschwindigkeit von ungefähr einer deutschen Meile in der Stunde. Nach den Spuren aber zu urtheilen, die Vogel an den steilen Ufern sah, muß er in der besten Jahreszeit eine Tiefe von durchschnittlich mindestens 30 Fuß haben. Als Dr. Barth denselben Fluß am 2. Januar 1852, also in der trocknen Jahreszeit sah, war derselbe nur 1200 Fuß breit; am 5. Januar traf er ihn an einer andern Stelle in zwei Arme gespalten, von denen der westliche 600 Fuß breit und nur 1½ Fuß tief, der östliche zwar nur 300 Fuß breit, aber dabei so tief war, daß er nicht passirt werden konnte.

Auch der Benuë, der seine Zuflüsse aus denselben Gegenden erhält, steigt um diese Zeit nicht weniger als 50 Fuß hoch und überschwemmt das Land weit und breit; seine Fluten bespülen dann die Umgebung von Jola, der Hauptstadt von Adamaua, welche fünf Meilen weit vom gewöhnlichen Ufer des Stromes entfernt liegt. Als Dr. Baikie den Fluß in demselben Jahre beschiffte, in welchem Dr. Vogel sich am Tubori-See befand, waren die Ueberschwemmungen an einer Stelle des Thales so ausgedehnt, daß der Kapitän mit dem Dampfboot mehr als fünf Meilen weit über das überschwemmte Land hingefahren war, ohne es zu wissen und ohne den Flußlauf innehalten oder auffinden zu können.

Der Nil, welcher seine Gewässer wahrscheinlich aus den benachbarten südöstlichen Gebieten bekommt, beginnt an der südlichen Grenze Aegyptens, zu Assuan,

gegen Ende Juni zu steigen, und seine Fluten erreichen Kairo gewöhnlich in den ersten Wochen des Juli. In den ersten sechs oder acht Tagen ist sein Steigen kaum bemerklich, nimmt aber dann rasch zu. Ungefähr in der Mitte August erreicht der Nil zwei Drittel der Höhe zwischen seinem niedrigsten und höchsten Stande und seine bedeutendste Höhe tritt zwischen dem 20. und 30. September ein. Diesen höchsten Stand behält er ungefähr 14 Tage lang ziemlich gleichmäßig, bis er sodann zu fallen beginnt, zuerst in einem viel schnellern Grade als das Steigen, dann aber sehr langsam. Etwa um den 10. November ist der Wasserspiegel gewöhnlich auf die Hälfte gefallen, und dann sinkt derselbe sehr allmälig bis zum folgenden Mai. Es zeigt also der Nil kein bedeutendes Zuwachsen zur Zeit, wenn die Sonne an ihrem weitesten Punkte nach Norden, dem Wendekreis des Krebses, angekommen ist, sondern zur Zeit ihrer Rückkehr nach dem Aequator.

Wenn auch der Tubori-See höchst wahrscheinlich nicht während des ganzen Jahres als See vorhanden ist, sondern in der regenlosen Zeit einen ausgedehnten Sumpf mit nur einzelnen Wasseransammlungen darstellen mag, so gewinnt derselbe doch ein hohes Interesse durch seine Lage zwischen den beiden Stromgebieten des Benuë und Schari, also zwischen den Zuflüssen des Atlantischen Oceans und denen des Tsad-See. Ein großer Theil der Wasser dieses Sumpfes zieht sich langsam nach dem Bette eines Flusses, des K e b b i hin. Dieser vereinigt sich muthmaßlich weiter südlich mit dem aus ähnlichen Sumpfseen entstammenden L e b d e und beide gehen dann in den Benuë. Zur Zeit des Hochwassers fluten aber auch die Gewässer des Tubori-Sumpfes mit denen des Arre zusammen und es erscheint dann keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen, daß ein Boot, welches den Benuë heraufgegangen wäre und gerade um diese Zeit hier einträfe, über den Tubori-See nach dem Arre und diesen entlang nach dem Tsad gelangen könnte. Somit wäre also jene Wasserverbindung doch möglich, welche man ehedem als vorhanden angenommen und die zu der Annahme verleitet hatte, daß der Tsad bedeutend höher läge und der Schari in Verbindung mit dem Benuë als e i n Strom den Abfluß desselben bilde, den man deshalb Tsadda nannte.

Würden diese Ländergebiete sich im Besitz eines intelligenten Volkes befinden, so dürfte es gar nicht schwer halten, durch einen Kanal von unbedeutender Länge jene Wasserverbindung für das ganze Jahr herzustellen, und es würde dann eine ähnliche Vereinigung von Stromgebieten herbeigeführt werden, wie eine solche z. B. in Baiern zwischen den Zuflüssen des Rhein (also der Nordsee) und denen der Donau (also des Schwarzen Meeres) erreicht worden ist.

Bei den ausgedehnten Flächen, die in fast horizontaler Richtung mit einem Ueberfluß von Wasser gesegnet sind und eine so geringe Neigung besitzen, daß es schwer hält, zu bestimmen, nach welcher Seite hin die zahlreichen Flüsse ihren Lauf nehmen, bedarf es nur sehr geringer Veränderungen, um eine entgegengesetzte Strömung der Nebenwasser zu veranlassen. Würden sich die mitgeführten Schlammmassen mehr im Osten ablagern, so würde bald ein Abfließen der Gewässer nach Westen die Folge sein, und umgekehrt. So erscheint es nicht als unmöglich, daß bedeutende Mengen von Wasser in frühern Zeiten ihren jährlichen Lauf nach dem

Tsad genommen und dadurch jene bedeutende Ausdehnung desselben bewerkstelligt haben, von der man so unverkennbare Spuren antrifft. Daß hier nicht von Zeiträumen weniger Jahre die Rede sein kann, versteht sich von selbst, wie bei den meisten geologischen Erscheinungen. Vielleicht lebte auch hier damals jenes dem Flußpferd ähnliche Thier, von dem man Ueberreste in ähnlichen Lagen in Südafrika gefunden und das von Professor Owen Dicynodon genannt worden ist. Sehr nahe liegt es dann, auch für die vom jetzigen Tsad nördlich gelegenen Länder in Bezug auf ihr Klima eine veränderte, feuchtere Beschaffenheit zu vermuthen.

So wie sich aber die herbeigeführten Thonmassen auf der weiten Fläche des Mußgolandes ablagerten, in gleicher Weise auch jedenfalls die südlicher gelegenen Ebenen nach dieser Richtung veränderten, erhielten auch die Zuflüsse einen verschiedenen Lauf. Mancher jener Sümpfe mag ehedem nach dem Tsad-See hin seinen Ueberfluß abgegeben haben, der jetzt nach dem Gebiet des Benuë seine Wasser entsendet. Würden nach letzterer Richtung hin sich Anhäufungen bilden, nach ersterer dagegen durch Zusammensetzen Senkungen entstehen, so könnte der alte Stand auch mehr oder weniger herbeigeführt werden, wie einzelne Stellen in der Umgebung des Tsad uns bereits Beispiele im Kleinen darboten.

Die Binnen-Seen Südafrikas haben ehedem auch eine viel bedeutendere Ausdehnung gehabt, ihr Wasser aber dadurch verloren, daß sie in später entstandenen Klüften Abzugskanäle erhielten. Die Verminderung der Regenmenge, über welche die Völkerschaften jener südlichen Gebiete klagen, kann leicht damit im Zusammenhange stehen, obschon auch Schwankungen in der Windrichtung, die in ausgedehntern Ursachen begründet sind, das Ihre dazu beitragen mögen.



Gräber im Mußgo-Lande.



Gottesgericht der Marghi.

IX.

Reise nach Mandara und Udje.

Vogel's Menagerie. — Baikie's Niger-Benuë-Expedition. — Mora und Mandara. — Die Berge Mendif und Kamalle. — Eisen. — Denham in Mora. — Vogel in Mora. — Westabhänge Mandaras. — Die Marghi und ihr Land. Körperbau und Tracht der Marghi. — Pflanzenwuchs. — Sitten und Gebräuche. — Die Schua und die Landschaft Udje. Abd e Rahman's Entthronung. — Mabani. — Die Gamerghu. — Die Schua.

In der Zeit zwischen der Rückkehr von dem Feldzuge nach Mußgo und der Abreise nach Mora ordnete Dr. Vogel die Notizen, welche er unterwegs gemacht hatte, sowie die Sammlungen von Naturgegenständen und vergnügte sich in der Zwischenzeit mit einer kleinen Menagerie, die er in dem Hofe des englischen Hauses angelegt. Er schreibt darüber in einem Briefe vom 17. Juli 1854:

„Bis vor kurzem hatte ich einen zahmen Strauß auf dem Hofe herumlaufen, der sich mit den Hühnern sehr gut vertrug. Dagegen verfolgte er jeden Menschen, der irgend etwas Glänzendes an sich trug, und wenn ein Araber mit seiner goldbesetzten Jacke zu mir kam, lief er ihm oft bis in meine Stube (oder vielmehr Hütte) nach, um seine Knöpfe abzufressen. Das Thier verschlang faustgroße Erdklöße und einmal ein Stück Calicot, drei Ellen lang und eine halbe Elle breit. Leider brach es ein Bein, — zur Freude meiner Diener, die ihm geschwind den Hals abschnitten

und eine Mahlzeit von ihm machten. Ich kostete auch davon, muß aber gestehen, daß ich einen gut gekochten Stiefel vorziehe. Jetzt besteht meine Menagerie aus einer Zibethkatze, einem Schakal, einem Affen und einem Mußgo-Widder mit fußlangem seidenweichem Haar. Papageien sind hier selten; ich hatte einen kleinen grünen, der aber durchaus nichts fressen wollte, weshalb ich ihn wieder fliegen ließ. Ich habe noch immer mein braunes Pferd, mit dem ich den unglücklichen Fall in Tripoli hatte; es ist zahmer als je und erkennt mich an meinem Fußtritt. Außer ihm besitze ich noch drei andere Bornupferde, alle aber wild und ungelehrig."

Am 19. Juli 1854 verließ Vogel Kuka, ohne irgend einen seiner Begleiter mitzunehmen, überhaupt nur von vier Leuten begleitet, und zog in der Richtung nach Süden dem Lande Mandara zu. Seine Kameele hatte er verkauft und führte sein Gepäck auf Ochsen mit sich. Die letzten Nachrichten, welche er aus Europa erhalten hatte, meldeten ihm, daß eine Dampfschifferpedition während des Sommers den Niger und Benuë hinaufgehen würde und bereit sei, ihn aufzunehmen, sobald es ihm glücke, mit derselben zusammenzutreffen.

Jene Expedition war vorzugsweise durch die Bemühungen des Geographischen Vereins in London und insbesondere durch die unermüdlichen Bestrebungen des Herrn Dr. A. Petermann ins Leben gerufen worden. Man hatte die Mittheilung Dr. Barth's über den großen Strom Benuë (ehemals Tsadda genannt) mit Begeisterung begrüßt und beschloß den Versuch zu wagen, auf dieser Hauptader Innerafrikas so weit als möglich vorzudringen. Ein Dampfboot wurde eigens zu diesem Zwecke gebaut, aufs sorgsamste ausgerüstet und mit Eingebornen bemannt, die von zwölf Europäern geleitet waren. Es ging am 17. Mai 1854 von Liverpool ab, berührte zunächst Irland nnd hielt dann an Fernando Po im Meerbusen von Biafra, unweit der Mündung des Niger. Anfang Juli dampfte die Plejade, so hieß das Schiff, das Nigerdelta hinauf und gelangte beim Hochwasser des Benuë bis in die Nähe von Jola, der Hauptstadt Adamauas. Man hegte die Hoffnung, Barth möge vielleicht durch die Eingebornen von diesem Unternehmen Kenntniß erhalten und so in den Stand gesetzt werden, mit der Plejade nach Europa zurückzukehren. Die brieflichen Mittheilungen, welche man ihm in dieser Angelegenheit gemacht, waren in Kuka liegen geblieben, da hier das Gerücht von seinem Tode ganz allgemein geglaubt ward. Ein Bote, den man ihm früher mit Briefschaften nachgeschickt hatte, war erschlagen worden und die Kunde dieses Unglücks hatte sich irrthümlich auf Barth selbst übertragen. Dem damaligen Herrscher in Bornu, Abd e Rahman, lag seinerseits daran, das Gerücht zu bestärken, denn er mußte Dr. Barth, der ein Freund Hadschi Beschir's, des hingerichteten Wesirs, war, mit mißtrauischen Augen betrachten. So erfuhr Dr. Barth erst im Dezember desselben Jahres zufällig in Kano von Eingebornen, daß eine Expedition auf dem Benuë gewesen und bereits zurückgekehrt sei.

Es war dem Leiter des Dampfschiffes, Kapitän Baikie, zur Pflicht gemacht worden, das Unternehmen innerhalb eines Jahres zu Ende zu bringen, und derselbe sah sich deshalb, nachdem er auf dem Benuë 60 Meilen weiter aufwärts vorgedrungen, als die frühern Expeditionen zu Wasser, genöthigt wieder umzukehren.

Er hatte sich dem Punkte, an welchem Barth über jenen Fluß 1851 gesetzt, bis auf 12 Meilen genähert. Am 7. November langte das Schiff wieder wohlbehalten in Fernando Po an und hatte damit die Möglichkeit erwiesen, von einem englischen Hafen aus binnen etwa sechs Wochen bis in das Herz Afrikas gelangen zu können.

Im Gegensatz zu den frühern derartigen Unternehmungen war von der gesammten Mannschaft, 66 an der Zahl, nicht ein einziger gestorben und selbst Krankheiten hatten sich nur in sehr geringem Maße bemerklich gemacht, obgleich man doppelt so viel Zeit, 118 Tage, auf den Flüssen verweilt hatte, als einige der frühern Nigerexpeditionen, bei denen fast die ganze Mannschaft zum Opfer fiel.

Dr. Vogel hatte sich durch das Gerücht von Barth's Tode hindern lassen, seinem Gefährten neue Boten nachzusenden, da er die Unzuverlässigkeit der Araber noch nicht genugsam kannte und der Ansicht lebte, daß es Abd e Rahman gegenwärtig gut mit ihm und den Engländern meine. Er hatte sogar einen seiner Diener in Gemeinschaft mit einem Sklaven des Herrschers nach Sinder geschickt und die Waaren und Gelder abholen lassen, welche Barth dort aufbewahrt, um sie bei seiner Rückkehr zu benutzen.

Vogel theilte die Ansicht seiner Freunde in Europa, welche dahin ging, daß Dr. Barth 1851 über Mandara und dessen Hauptstadt Mora nach dem Benuë gereist sei, und schlug deshalb denselben Weg ein, um zu jenem Flusse zu gelangen. Dr. Barth war nie nach Mora und Mandara gekommen, sondern hatte die Gebirge des Landes nur durch das Fernrohr betrachten können, wol aber hatte Major Denham jenes Land und seine Hauptstadt besucht. Denham kann nicht Worte genug finden, die Großartigkeit und Schönheit der Landschaften zu schildern, welche die Gebirge des Gebietes von Mandara (Wandala) bieten, und sagt, daß sie darin weder von den Apeninnen, noch von der Sierra Morena oder den Alpen übertroffen würden. Er schildert unter Anderm einen Bergpaß neben dem Berg Horza, dessen schroffe Wände höher als 2000 Fuß emporstarrten und die eben erst von einander gerissen zu sein schienen, so genau paßten die gegenüberstehenden Vorsprünge und Vertiefungen in einander. Gleichzeitig findet sich in jenen Thälern der herrlichste Pflanzenwuchs. Tamarinden, mehrere Feigenarten und andere noch unbeschriebene Bäume bilden dichte Waldungen, durch deren reichbelaubte und blütenbedeckte Kronen sich blühende Schlingpflanzen emporranken und die Luft mit würzigen Düften füllen. An den Abhängen der Mandara-Berge fand Dr. Vogel mehrfach die prachtvolle, von den Einwohnern „Kangel" genannte Blume, deren Blüte 8 Zoll im Durchmesser hat. Gebirgsströme brausen schäumend über Granitblöcke, welche von den Bergen herniedergestürzt und mit dem üppigsten Grün bedeckt sind. Durch Denham's Schilderung ward die Aufmerksamkeit in Europa lange Zeit besonders auf einen jener Berge, den Mendif, gelenkt, dessen Doppelgipfel Dr. Barth deutlich bei seiner Reise durch das Land der Marghi betrachten konnte. Es scheint dieser Berg ein Basaltkegel zu sein, der einzeln gelegen von einer ebenen Fläche vielleicht bis 4000 Fuß aufsteigt, so daß seine Höhe über Meer gegen 5000 Fuß betragen mag. Sein Umfang beträgt am Fuße gegen 2 — 3 Meilen. Das Gestein des Berges ist zwar von Natur aus schwarz, erscheint aber

von fern weiß. Diese auffallende, an Schneebedeckung erinnernde Färbung rührt von unzähligen Vogelscharen, wahrscheinlich Falken und Geiern, her, welche auf den Klippen nisten und den Basalt mit dicken Guanolagen bedeckt haben. Nicht weit vom Berg Mendif erhebt sich ein anderer höchst eigenthümlich gestalteter Gipfel, der Kamalle, dessen ebenfalls weißgraue Spitze einer Säule gleich von einem steilen Kegel emporgipfelt. Aehnliche abenteuerliche Bildungen zeigt die Kette der Mandara-Berge noch mehrere. Im Allgemeinen scheinen die Gebirge sich 1500 Fuß über die Ebene, also 2500 Fuß über das Meer zu erheben, nur die Hauptkette Magar mag 3000 Fuß haben. Die Mandara-Gebirge enthalten reiche Eisenerze, aus denen ein ziemlich gutes Metall hergestellt wird. Dasselbe bildet einen Handelsartikel nach den benachbarten Landschaften. Die Bewohner von Mora sind sehr geschickt im Verfertigen von glänzenden Ringen und Perlen, die von den anwohnenden Stämmen, z. B. den Marghi und Batta, lebhaft als Schmuck begehrt und um Hals, Arme, Füße und Hüften getragen werden. Manche jener Eisenringe verstehen sie so zu bearbeiten, daß sie das Ansehn erhalten, als seien sie aus Perlen zusammengesetzt. Mora wird wegen dieser Eisenwaaren von den heidnischen Völkern vielfach besucht. Die allgemein gebräuchlichen Feldhacken bilden ebenfalls einen Hauptgegenstand der Anfertigung und des Handels in Mandara. Die Arbeiter bedienen sich als Herdes gewöhnlich einer Grube mit Sand, in der sie das Feuer unterhalten. Ein Paar Männer, jeder mit zwei Blasebälgen aus Ziegenfellen versehen, an denen lange eiserne Röhren sind, fachen die Glut an. Ein Paar Eisenstücken, je zwei Pfund schwer, mit einem durchgesteckten Holz, dienen als Hämmer und ein größeres Stück desselben Metalles bildet den Ambos. Der Reichthum an Eisen macht sich in Mandara auch beim Hausbau geltend. Die Thüröffnungen, welche von den Gebäuden nach dem Hofraum führen, sind durch Thüren verschließbar. Letztere bestehen aus Holzstücken, durch Eisen zusammengehalten, und gehen in Thürangeln und Haspen.

Das Land Mandara und seine Hauptstadt Mora sind durch die natürliche Festigkeit ihrer Lage vor den sie umgebenden Gebieten sehr bevorzugt. Durch dieselbe begünstigt, haben sie sich stets eine ziemliche Unabhängigkeit zu bewahren gewußt, obschon ihr Sultan dem Fürsten von Bornu dem Namen nach tributpflichtig ist. Schon von dem Bornufürsten Edriß (1571—1603) wird erzählt, daß er einen Kriegszug gegen Mandara unternommen, anfänglich aber nichts Erhebliches habe ausrichten können. Der damalige Fürst von Mandara war aus der Hauptstadt Karaua durch seinen Onkel vertrieben worden und suchte bei Edriß Schutz und Hülfe. Da die Einwohner sich auf den Gipfel des hohen Berges geflüchtet hatten, der im Westen der genannten Stadt liegt, so gelang es Edriß erst im zweiten Jahre, sie durch Hunger zur Unterwürfigkeit unter den rechtmäßigen Fürsten zu zwingen. Unglücklicher dagegen lief ein Kriegszug der Bornuaner gegen Mandara unter Dunama's Regierung (1755—1793) ab, bei welchem der größte und beste Theil des Heeres fiel und dadurch jene Schwäche des Bornureiches herbeigeführt wurde, welche den eindringenden Fellata ihre Siege so außerordentlich erleichterte. Daß zur Zeit der Expedition Denham's Bornu mit Mandara durch Familienbande befreundet war, haben wir bereits S. 21 angedeutet, ebendaselbst auch auf die krie-

gerische Pracht hingewiesen, welche der Sultan von Mora entfaltete. Bei Delow, einer frühern Residenz des Sultans von Mandara, hatte der letztere die Ankommenden begrüßt. Noch in ihrem Verfall zählte jene Stadt gegen 10,000 Einwohner. Die Leibwache des Sultans ward durch 30 Söhne desselben gebildet, alle in seidene Toben gekleidet und auf starken, großen Pferden reitend. Die Schabracken bestanden aus Leoparden- und Tigerkatzenfellen, die bis auf die Fesseln der Pferde herabhingen. Die übrigen 500 Bewaffneten der Bewillkommnungsschaar trugen buntfarbige Sudanhemden, dunkelblau mit rothen und gelben Streifen, rothe grobwollene Burnusse und weiße oder bunte Turbane. Die vorausreitenden Musiker hatten lange hölzerne Trompeten mit kupfernen Mundstücken. Bei der feierlichen Audienz im Palaste des Sultans zu Mora trat man durch einen geräumigen Eingang in einen weiten Hof, in welchem der Sultan unter einem dunkelblauen Baldachin auf einem mit schönen Teppichen und seidenen Kissen überdeckten erhöhten Sitze saß. Fast 200 Leute umgaben ihn, alle in Toben von Seide und bunten Baumwollenstoffen gekleidet und das Gesicht dem Sultan zugewandt. Denham's Erlebnisse in Mandara waren abenteuerlich und gefährlich genug. Als es bekannt wurde, daß er kein Muhamedaner sei, wandte sich Alles mit dem größten Abscheu von ihm ab und man stellte ihn auf die gleiche Stufe mit den wilden Heidenvölkern der benachbarten Gebiete. Als der Angriff der Araber gegen die Fellata in Musfia, an der Südgrenze von Mandara, zurückgeschlagen war und Denham völlig nackt ausgeplündert und aus mehrfachen Wunden blutend sich in das Dickicht des Waldes flüchtete, lernte er hinreichend die Schattenseiten der Waldungen von Mandara kennen. Das Dornengestrüpp zerriß seine Haut bei jedem Schritte und Furcht vor versteckten Panthern und Leoparden ängstigte ihn fast so sehr, als die Angst vor den nachsetzenden Feinden. Er erreichte zu seiner unaussprechlichen Freude eine Waldschlucht, in deren Tiefe ein klarer Bergbach schäumte; kaum hatte er aber den Zweig eines überhängenden Baumes erfaßt, um sich hinabzulassen, so ringelte sich eine giftige Liffa-Schlange an dem Aste empor, um ihn zu beißen. Im ersten Schrecken ließ er den Zweig los und stürzte in die Tiefe. Glücklicher Weise erfrischte ihn das kalte Wasser und er erreichte jenseits desselben seine fliehenden Genossen. So feig und verrätherisch sich die Bewohner Mandaras während des Kampfes der Araber gegen die Fellata benommen hatten, so abscheulich behandelten sie jetzt die Flüchtigen und halbtodten Verwundteten, und es erschien selbst dem Scheikh von Bornu als ein Wunder, daß Denham lebend wieder bei ihm in Kuka anlangte.

Dr. Vogel erging es bei seinem Besuche in Mora nicht viel besser. Der habsüchtige Gewaltherrscher von Bornu, Abd e Rahman, hatte nicht nur einen großen Theil von Dr. Barth's Waaren, welche von Sinder abgeholt worden waren, unter mancherlei nichtigen Vorwänden an sich genommen oder verschwinden lassen, sondern Dr. Vogel auch eine ansehnliche Summe Geldes abgeborgt. Er war höchlichst erstaunt, als unser Reisender allen Ernstes sein Geld wieder verlangte, und sann auf Rache, als dieser deshalb stark mit ihm zusammenkam. Zu feig, offen etwas gegen ihn zu unternehmen, gab er sich den Schein, als habe er während des Zuges nach Tubori Vertrauen zu Vogel gewonnen, und erlaubte ihm nach Mandara ab-

zureisen. Insgeheim schickte er aber Vogel einen Reiter nach und ließ durch denselben dem Sultan von Mora einen Brief überbringen, in welchem er demselben mittheilte: Vogel habe 100 Dollars baar bei sich, und wenn der Sultan von Mandara diese Vogel abnehme und den Reisenden selbst aus dem Wege räumen wollte, so würde es dem Scheikh von Bornu recht angenehm sein. Kaum war daher Vogel in Mora angekommen, als er festgenommen und über einen Monat gefangen gehalten wurde. Der Sultan nahm ihm alle seine Lastthiere ab und besetzte seine Wohnung durch eine Wache, dabei ließ er ihm freundlicher Weise wissen, daß er ihm den Kopf abzuschneiden gedächte, und forderte ihn jeden Tag unter Androhung augenblicklichen Todes zur Ablieferung der 100 Dollars auf. Vogel's ganze Baarschaft in klingender Münze bestand jedoch nur in 4 Dollars. Durch Vogel's kühnen Muth und durch die Freundschaft des Wesirs von Mandara, den er von der Ophthalmie geheilt, gelang es dem Reisenden endlich, nicht nur sich selbst, sondern auch sein ganzes Gepäck zu retten und sich zu einem befreundeten Scheikh in der Landschaft Udje, südwestlich von Kuka, zu flüchten.

Dr. Vogel hatte die geographische Lage von Mora auf 10° 58′ 38″ n. Br. und 12° 22′ 0″ ö. L. v. Gr. bestimmt. Das Land Mandara ist von seinem frühern bedeutendern Umfange allmälig mehr und mehr zusammengeschmolzen und umfaßt gegenwärtig nicht viel mehr als die Umgebung der Hauptstadt. Vorzüglich sind es die Fellata, welche unermüdlich von Süden und Südwesten her vordringen und ein Stück des Landes nach dem andern sich unterwerfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie in nicht ferner Zeit den letzten Rest des alten Reiches auch überwältigen werden. Seine Bewohner, mit den erwähnten Budduma, Mußgo und Marghi stammverwandt, ein ursprüngliches Negervolk, sind körperlich angenehmer gebildet als die Kanori (Bornuaner). Sie haben einen hohen, jedoch flachen Vorderkopf, große, feurige Augen, grobes, krauses Haar und ihre Nasen nähern sich nicht selten den Adlernasen. Die Mandara bekennen sich zwar zum Muhamedanismus, wissen aber von dieser Religion mitunter weiter nichts als einige auswendiggelernte, ihnen unverständliche Aussprüche des Koran, sowie einige äußere Gebräuche. Dicht in ihrer Nähe wohnen Völkerschaften mit rein heidnischen Sitten. So haust in der höhern Bergkette des Mandara-Gebirges das Volk der Ssugur und wird von einem mächtigen Fürsten beherrscht, der alle benachbarten kleinern Häuptlinge sich unterworfen hat und zugleich eine eigenthümliche Art Priesterfürst zu sein scheint. Seine Stadt Ssugur ist durch ihre natürliche Lage sehr befestigt. Die steilen Felsenzüge umgeben sie so vollständig, daß nur vier enge Zugänge frei bleiben, welche sich leicht vertheidigen lassen. Der Fürst soll eine große Menge von Idolen besitzen, kleine runde Steine, auf welchen die Leute Hühner von rother, schwarzer und weißer Farbe und Schafe mit einem schwarzen Streifen auf dem Rücken opfern. Der Steindienst scheint in Mandara der ursprünglich allgemein verbreitete Gottesdienst gewesen zu sein; noch jetzt bekleiden heilige Steine vielfach die jähen Spitzen mancher steilen Felshöhen. Von Mora nach Ssugur führt nur ein sehr schwieriger Paß und das Land umher wird von einem kräftigen, heidnischen Volke bewohnt, das noch ohne alle Kleidung durchs Leben wandelt.

Die Marghi und ihr Land.

Die westlichen Abhänge der Mandara-Berge nach der Landschaft Udje hin, in welche Dr. Vogel entwich, sind höchst malerisch und angenehm. Waldige, von Granitblöcken und Sandsteinzügen unterbrochene Hügelgelände flachen sich allmälig zu einer Ebene aus, die sich nach dem Becken des Tsad-See zu senkt und sich nach Süden hin hebt. Die ansehnlichste Erhebung derselben scheint bis zu 2000 Fuß anzusteigen. Südlich, jenseits derselben fällt das Land nach dem Gebiete des Benuë, dem am Westfuße des Mandara-Gebirges das Flüßchen von Issage zueilt. Die nach dem Tsad fließenden Gewässer sammeln sich in einem Flusse (Komadugu), der aber nicht während des ganzen Jahres Wasser enthält, sondern nur in der Regenzeit den See erreicht. Während der trocknen Monate zerfällt er in eine Reihe fischreicher Teiche und Lachen; sein Bett bildet dann auf weite Strecken herrliches Weideland und wird von Einheimischen und Reisenden auch deshalb gern aufgesucht, weil man bei geringer Tiefe (1 — 2 Fuß) in ihm bereits gesundes und erfrischendes Trinkwasser findet, während die Ueberreste der Regentümpel um diese Zeit von Würmern und Insektenlarven wimmeln, durch faulige Pflanzen- und Thierstoffe in hohem Grade verunreinigt sind und durch ihr unreines Wasser Ursache mancherlei Krankheiten, besonders des sogenannten „Elendes" werden.

Westlich vom Mandara-Gebirge, in der Nähe der Wasserscheide zwischen dem Tsad und Benuë, wohnt das heidnische Volk der M a r g h i, südlich von ihnen die bereits zum Reiche Adamaua gehörigen Batta. Beide Völker haben in ihrem Wesen Vieles, was an die südafrikanischen Negerstämme, besonders an die Kaffern erinnert.

Die Marghi sind ziemlich zahlreich und sollen 30,000 Krieger stellen können. Es sind meistens kräftige, schöne Gestalten. Die Züge ihres Gesichts sind höchst regelmäßig, die Stirn auffallend hoch und durchaus nicht negerartig, obschon die Lippen etwas aufgeworfen, wenn auch nicht übertrieben. Das Haar ist kraus, fast wollig, die Farbe der Haut dagegen zeigt die größte Verschiedenheit. Einige sind glänzend schwarz, andere dagegen haben eine leichte Kupfer- oder Rhabarberfarbe, ohne daß die dazwischen liegenden Schattirungen vertreten wären. Ihre muskelstarken Körperformen treten um so angenehmer hervor, als die Kleidung auf ein sehr geringes Maß beschränkt ist. Dabei ist letztere aber doch ziemlich gekünstelt. Außer dem um die Hüften gegürteten ledernen Schurz tragen viele Marghi um den Hals eine doppelte Reihe rother Glasperlen, etwas niedriger ein ähnliches Geschmeide aus drei gleichfalls rothen Perlschnuren, welche im Ansehn Korallen gleichen. Noch niedriger, auf die Brust herabreichend, folgt ein Schmuck von zwei Reihen Eisen- oder Stahlperlen. Am linken Oberarm trägt man vier breite Eisenringe, am Ellenbogen zwei andere schmale Ringe aus demselben Stoffe, die aber so gearbeitet sind, als wären sie aus Perlen zusammengesetzt, und am Handgelenk befindet sich außer zwei schmalen und einem breitern Eisenring noch ein Ring aus Elfenbein. Der rechte Arm hat nur vier Eisenringe am obern Theile und

zwei am Handgelenk. Manche haben auch unterhalb des Knies eine niedliche, aus Baumwolle geflochtene Schnur, Arbeit ihrer Frauen, während sie den Eisenschmuck, wie bereits erwähnt, aus Mora beziehen. Nicht wenige tragen außerdem noch um die Hüften ein eisernes Kettchen, wol auch ein kleines, durch das Ohr gebohrtes Rohr. Letzteres ist der einzige barbarische Schmuck, den die Marghi haben, sonst aber sind sie weder durch Zierrathen in Nase und Lippen, ebenso wenig durch Hauteinschnitte verunstaltet. Die Frauen tragen am Kinn eine dreieckige, unten zugespitzte Metallplatte von ungefähr 1 Zoll Länge, mitunter so schmal, daß sie nur als ein Stift erscheint.

Das Land der Marghi ist von der Natur reich gesegnet: dichte üppige Waldungen wechseln mit herrlichen durch bunte Tradescantien geschmückten Weidefluren und mit fruchtbaren Auen, vortrefflich zum Ackerbau geeignet. Einen Bestandtheil der Waldungen bilden zwar auch hier die dornigen Akazien, besonders die von den Eingebornen „Karage" genannte Art (Acacia Giraffae?), dazwischen treten aber Affenbrodbäume, starke Kornu-Bäume, Sykomoren, Kautschuk- und andere große Feigenbäume auf, sowie eine Menge Pflanzenformen, welche bis jetzt noch von keinem Botaniker näher untersucht worden sind. Außer der bereits beschriebenen K i g e l i a (s. S. 221) ist der B u t t e r b a u m (Bassia Parkii, Fam. Sapoteae) häufig. Letztgenannter Baum wird nicht gerade sehr groß und ähnelt in seinem Wuchse und Ansehn einer amerikanischen Eiche, die Früchte dagegen erinnern in der Farbe an die Oliven. Sie haben unter einer dünnen grünen Schale ein weißes Mark und in diesem den Kern. Die gesammelten Kerne, an Farbe und Größe der Kastanie gleichend, werden zunächst an der Sonne getrocknet, dann zu Mehl zerstampft und in einem hohlen Kürbis mit lauem Wasser so lange geschüttelt, bis ein knetbarer Teig entsteht. Hierauf gießt man noch größere Mengen warmes Wasser zu und schöpft das Oel ab, welches sich auf der Oberfläche sammelt. Durch Kochen und Abschäumen läßt sich diese Pflanzenbutter reinigen und hat dann vor der thierischen den bedeutenden Vorzug, daß sie sich ein ganzes Jahr ohne Salz gut erhält, während sie dieselbe an Wohlgeschmack weit übertrifft. Sie hat eine schön weiße Färbung und ersetzt den Marghi die Kuhbutter völlig, die bei ihnen eine Seltenheit ist, da sie sehr wenig Vieh halten. Gleichzeitig wird die Butter der Bassia (Schi-Butter) auch wegen ihrer medizinischen Eigenschaften gerühmt. Die dünne fleischige Bekleidung der Kerne gewährt eine angenehme Leckerei, noch angenehmer aber ist die Frucht des Gonda-Busches (Annona palustris) als Obst. Dieselbe ähnelt an Größe der Pfirsiche, hat aber die schöngelbe Färbung der Aprikose. Der Gondabusch, welcher mehrere Monate hindurch mit Früchten behangen ist, fehlt in den flachen Thonebenen Bornus, dagegen im Lande der Marghi ist er häufig und ein wahres Labsal für den Reisenden. Der Gonda etwas ähnlich an Größe, Farbe und Geschmack ist die sogenannte „Gaude". Diese Frucht hat aber eine sehr dicke Schale und fünf Kerne, welche fast das ganze Innere ausfüllen und nur mit einer dünnen fleischigen Substanz umhüllt sind. Die „Birgim", eine andere Waldfrucht, ähnelt einer kleinen, dunkelblauen Pflaume und die „Tsada" der sauern Kirsche.

Während der Regenzeit sprießt aus dem feuchten Waldboden häufig ein sehr geschätztes Zwiebelgewächs auf, von den Eingebornen „Katakirri" genannt. Dasselbe erreicht oft die Größe einer großen englischen Kartoffel, sein Fleisch dagegen ist demjenigen des schwarzen Rettigs nicht unähnlich, nur weicher und zugleich saftiger. Da es neben seiner außerordentlichen Nahrhaftigkeit auch einen höchst erquickenden milchartigen Saft besitzt, so kann sich ein Wanderer selbst während eines langen Tagemarsches leicht durch diese Wurzel allein erhalten, zumal da es nur wenig Erfahrung erfordert, sie ausfindig zu machen. Sie verräth sich über dem Boden durch einen einzelnen, etwa 10 Zoll langen grünen Halm. Das Ausgraben ist freilich mitunter etwas beschwerlich, denn nicht selten liegt sie in dem sehr schweren und zähen Erdreich 1—1½ Fuß tief. Die Eingebornen sind jedoch gewöhnlich höchst geschickt darin und verstehen in einem Augenblick diesen unterirdischen Schatz zu heben.

Außer diesen nützlichen Gewächsen tritt im nördlichen Theile des Marghilandes freilich auch stellenweise eine giftige Wolfsmilch (Euphorbia) massenhaft auf, und aus den Granitblöcken der Ausläufer der Mandara-Berge sprießt der „Bidjage", aus dessen Saft jene Völker ihr berüchtigtes Pfeilgift darstellen. Es ist ein Baum von 10—12 Fuß Höhe, buschartigem Wuchse und mit mittelgroßen olivenfarbigen Blättern.

Das vorzüglichste Getreide, welches die Marghi bauen, ist die Negerhirse. Sobald die beginnende Regenzeit den Boden hinreichend befeuchtet hat, haut man mit einer 5 Fuß langen Hacke Löcher in denselben und wirft die Samenkörner hinein. Ein Säen in unserm Sinne des Wortes findet also nicht statt. Manche legen die Samen zwar schon vor dem Beginn des Regens, müssen aber darauf gefaßt sein, die Aussaat zu verlieren, sobald die Gewitter ungewöhnlich lange ausbleiben. Man benutzt die Hirse nicht nur zur Speise, sondern auch zur Darstellung eines dicken, berauschenden Bieres. Als Zusatz zu letzterm dient auch der Honig, den man in den Waldungen häufig trifft. Die Bienen, von welchen man denselben erhält, legen ihre Baue in der Erde an.

Die Hütten bauen sich die Marghi entweder aus Thon oder aus einem Rohrgeflecht, dem sie einen Ueberzug von Thon geben. Das kegelförmige Dach schließt sich gewöhnlich nicht ganz dicht der kreisförmigen Umfangsmauer an, sondern läßt einen Zwischenraum, durch welchen kühlender Luftzug stattfinden kann. Der innere Raum ist meist nur eng und wird noch verkleinert durch eine große Thonurne, die als Getreidebehälter dient, und durch den ebenfalls großen Wasserkrug. Die Thür der Hütte ist nur 3 Fuß hoch und 1¼ Fuß breit und es wird schon durch diese Einrichtung eine ansehnlichere Korpulenz der Bewohner verboten. Oft sind die Thüren noch einen Fuß über dem Erdboden erhaben, um dem Eindringen der Regenfluten zu wehren. Die Flur in den Hütten ist aus demselben Grunde erhöht und gut gepflastert. Mitunter ist auch die erwähnte fußhohe Schwelle der Thür zum Einklappen eingerichtet, so daß das Einkriechen um ein Bedeutendes dadurch erleichtert wird.

Jede Familie hat ihren eignen abgesonderten Hofraum, der eine Gruppe von

5—6 Hütten umfaßt und durch einen 4 Fuß hohen Zaun aus Matten und Dornengestrüpp umgeben ist. Durch diese Trennung von einander wird einem etwa ausbrechenden Feuer das Weiterumsichgreifen leicht verwehrt. Die Lagerstätten innerhalb der Hütten sind entweder auf ebener Erde oder auf einem Gestell über dem Boden erhaben. Von sonstigem Hausgeräth ist meist nicht viel vorhanden. Außer dem wenigen Kochgeschirr und den Ledertäschchen der Frau sind einige Speere und Handeisen des Mannes, ein geflochtener Korb und bei Denen, welche in der Nähe des Flusses wohnen, ein Netz gewöhnlich Alles, was sich vorfindet. Als Schutzwaffe hat man nicht nur den gewöhnlichen kleinen Schild, sondern auch noch einen großen, der aus dichtem Flechtwerk von Rohr besteht und hinreichend ist, zwei oder drei Personen gleichzeitig zu decken.

Vor den Hütten ist häufig ein Schattendach errichtet und in der Mitte des Hofraums erhebt sich, besonders in dem Gehöfte des Häuptlings der Ortschaft, ein Götteridol, das an den Fetischdienst der Westafrikaner erinnert. Dasselbe besteht aus einer 9 Fuß hohen Stange, vom Holz der Kigelia gearbeitet. Oben trägt dieselbe ein Kreuzholz und darauf einen irdenen Topf mittlerer Größe. In den Waldungen wird auch ein besonderer Platz der Gottesverehrung als heiliger Hain gewidmet. Die Marghi wählen dazu den üppigsten und am weitesten sich ausbreitenden Baum und weihen diesen ihrem Gotte „Tumbi". Sie umgeben den dichtbewachsenen Platz mit einem Graben. Interessant ist eine Art Gottesgericht, welches von den Marghi in zweifelhaften Fällen angewendet wird. Die streitenden Parteien begeben sich auf einen bestimmten Granitfelsen und lassen dort ihre abgerichteten Kampfhähne mit einander sich raufen (s. S. 243). Man glaubt dabei, daß der entscheidende Gott nicht nur dem Hahne des Unschuldigen den Sieg verleihe, sondern daß er auch unmittelbar den Schuldigen dadurch strafe, daß derselbe bei der Heimkehr gewöhnlich seine Hütte in Brand finde. Bei dem Tode eines jungen Mannes pflegt man zwar auch zu klagen und zu weinen, das Ableben eines alten dagegen feiert man mit besondern Freudentänzen und Gesängen. Die Beschneidung ist bei den Marghi nicht gebräuchlich, wol aber findet die Schutzpockenimpfung allgemein bei ihnen statt.

Die politische Lage dieses harmlosen und kräftigen Naturvolkes ist nur um Weniges besser als diejenige der Mußgo. Zwischen dem Königreich Bornu und dem Fellata-Reiche Adamaua gelegen, sind sie der Zankapfel beider Nachbarn geworden. Ansehnliche Abtheilungen von ihnen sind bereits von beiden Reichen verschlungen und die noch übrigen freien Marghi werden so lange durch Raubzüge und Einfälle der Muhamedaner heimgesucht werden, bis sie es vorziehen, sich dem stärkern Gegner zu unterwerfen und seine Religion anzunehmen. Die Grenzgebiete, von dichten Waldungen bedeckt, sind gegenwärtig höchst gefährlich zu passiren. Nur starke, gutbewaffnete Karawanen dürfen es wagen, sie zu betreten, und selbst bei ihnen droht dem Zurückbleibenden unrettbar Sklaverei oder Tod durch die gereizten Bewohner, welche in ihren Verstecken auf der Lauer liegen.



Hirten im südlichen Bornu.

Zu Vogel's Reisen. Kap. IX.



Wandernde Schua.

Die Schua und die Landschaft Udje.

Nördlich vom Lande der Marghi, ebenfalls westlich von den Mandara-Bergen, breitet sich das Gebiet von Udje aus, nach welchem Dr. Vogel von Mora aus floh. Er hatte seinen Irrthum in Bezug auf den Weg, welchen Dr. Barth nach dem Benuë eingeschlagen, in Mora erkannt und war so eben im Begriff, seinen Fehler wieder gut zu machen, als er in Udje die Nachricht von einer neuen, für ihn sehr vortheilhaften politischen Umwälzung in Kuka erhielt, welche ihn zu einer schleunigen Rückkehr nach der Hauptstadt von Bornu veranlaßte.

Wie bereits früher (S. 194) erzählt, hatte der Usurpator Abd e Rahman seinen Bruder Omar, den regierenden Sultan, veranlaßt abzudanken und ihm den Palast des getödteten Wesir Hadschi Beschir in Kuka zur Wohnung angewiesen. Hier lebte Omar seinen religiösen Uebungen ergeben auch ungestört als Privatmann, bis der mißtrauische und gewaltthätige Abd e Rahman ihn im Sommer 1854, während Vogel in Mora gefangen gehalten wurde, nach Diköa verbannen wollte. Durch diese Gewaltthat aus seiner lethargischen Duldsamkeit aufgeschreckt, versammelte Omar alle Unzufriedenen um sich und trat mit einem Heere dem Bruder gegenüber. Es fand ein kurzes Treffen auf dem freien Platze zwischen den beiden Städten Kuka statt, das mit der Gefangennahme Abd e Rahman's endigte. Omar ließ ihn tödten nnd war nun wieder unangefochtener Beherrscher seines Reiches, er, der von jeher eifriger und gerechter Beschützer der Europäer gewesen war.

Der Ort, welchen Dr. Vogel bei seiner Flucht von Mora erreichte und den er mit dem Namen der Landschaft Udje bezeichnet, ist wahrscheinlich die Stadt

Mabani. Dieselbe ist eine ansehnliche Ortschaft von 9—10,000 Einwohnern und erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes. Sie bedeckt nicht nur den ganzen Gipfel eines breiten sandigen Hügels, sondern zieht sich auch noch über einen zweiten Hügel und über die Senkung zwischen beiden hinweg. Wie fast alle die zahlreichen Städte in Udje hat Mabani einen gut besuchten Markt. Der Marktplatz, am östlichen Abhange des Hügels gelegen, hat 150—200 Stände, und außer mit einem einträglichen Ackerbau beschäftigen sich viele Bewohner mit Gewerben. Die in Udje gefärbten Hemden sind ihrer Güte wegen im Sudan gerühmt.

Die Landschaft Udje ist die gesegnetste und fruchtbarste im ganzen Königreich Bornu. Weißer Thonboden wechselt mit ausgedehnten Vertiefungen, die reiche Humuslagen enthalten, zur Regenzeit sich in Moräste verwandeln und zum Anbau von Sorghum und Baumwolle vorzüglich eignen. In der dürren Jahreszeit wuchert auf ihnen die Riesen-Seidenpflanze (Asclepias gigantea) in gleicher Ueppigkeit wie um Kuka. Die Waldungen bestehen aus Affenbrodbäumen, Tamarinden, Mimosen, Kautschukfeigen, Sykomoren und Kurna-Bäumen und enthalten theils dorniges Unterholz, theils hohe, dicht verwachsene Gräser zwischen den Stämmen. Zahllose Schwärme wilder Tauben beleben die Waldungen und ebenso unzählige Wasservögel, besonders Reiher die Wasserbecken und Ufer des erwähnten Flusses. Der fruchtbare Boden ist von unendlichen Mengen der Erdameisen bevölkert; das größere Wild ist dasselbe, welches wir bereits an den Ufern des Tsad-Sees erwähnten, doch sind die Elephanten und Antilopen nicht so häufig. Wildschweine kommen auch hier bis in die Nähe der Wohnungen und selbst von der Giraffe finden sich hie und da Fußspuren im weichen Boden.

Die ursprünglichen Bewohner des reichen Gebietes waren die Gamerghu, ein Volksstamm, der mit den Bewohnern Mandaras nahe verwandt ist. Sie wurden schon durch den unternehmenden König Edriß Alaoma (1571—1603) unterworfen, und die wenigen Reste, welche noch vorhanden sind, haben ihre Selbständigkeit gänzlich verloren. Die Mehrzahl der gegenwärtigen Bewohner Udjes sind Schua. Unter diesem Namen begreift man alle jene Araberstämme, welche seit langen Zeiten (nachweislich mindestens seit dritthalb Jahrhunderten) im Sudan wohnen und von Nubien und Kordofan aus eingewandert sind. Ohne besondere politische Umwälzungen herbeizuführen, sind sie als friedliche Rinderhirten von Ort zu Ort weiter gedrungen und haben sich an solchen Stellen seßhaft niedergelassen, welche ihren Herden hinreichende Weide boten. So zeigen sie in ihrer Lebensweise viel Verwandtes von den von Westen her vordringenden, ebenfalls Rinder züchtenden Fellata. In Bornu mögen gegen 200—250,000 Schua angesiedelt sein, die etwa 20,000 Mann leichte Reiterei ins Feld stellen können. Die meisten von ihnen haben feste Dörfer, aus Rohrhütten mit abgerundeten Strohdächern bestehend. Hier wohnen sie während der Regenzeit und bebauen das Feld. Das hauptsächlichste Getreide ist das Sorghum; fällt aber, was nicht selten der Fall ist, außer der eigentlichen langen Regenzeit des Hochsommers auch im Winter ein kräftiger Regenguß, so werden die weiten Humusbecken geeignet, sofort noch

eine Saat eines besondern Winterkorns (Holcus cernuus) aufzunehmen und so im Laufe eines Jahres zwei Ernten zu reifen.

Die Mitte der Schua-Hütten wird durch einen Pfahl gestützt. Das Dach ist selten so sorgsam geflochten und gedichtet wie bei den Hütten der Eingebornen, sondern besteht oft nur aus einem Haufen übereinander geworfener Reiser und Geröhricht, durch Taue ziemlich lose befestigt.

Als rechtgläubige Moslemin lassen die Schua ihre Kinder durch Schulmeister im Koran unterrichten. In einer solchen Schule werden die Zöglinge aber viel schlimmer gequält als in der ärgsten Lehranstalt Europas. Kaum mit einem Lumpen bedeckt, hocken die armen Kleinen, in der kalten Jahreszeit vor Frost schauernd, schon Morgens 4 Uhr um ein elendes kleines Feuer der Schulhütte und bemühen sich einige Verse aus dem Koran zu lesen und einzulernen, deren Sinn sie so wenig verstehen als ihr Lehrer. Dabei müssen sie dem Schulmonarchen alle möglichen Dienste leisten und werden von ihm schlimmer behandelt als Sklaven.

Zur Zeit der Trockniß, sobald die Ernte vorüber ist, beginnen die Schua mit ihren Herden zu wandern und transportiren dabei alle ihre Habe auf Ochsen. Die Rindviehrasse, welche sie pflegen, errinnert durch den ansehnlichen Fetthöcker auffallend an den indischen Zebu. (Siehe das Tonbild.)

Ein solches wanderndes Schua-Dorf gewährt einen sonderbaren Anblick. Jede Familienmutter sitzt oben auf ihrer besten Habe, die in gut gesäumten Lederschläuchen sorgsam auf den breiten Rücken der Rinder gepackt und mit Fellen bedeckt ist. Sklavinnen folgen mit dem weniger werthvollen Geräth: Stangen, Töpfen und sonstigem Hausgeschirr. Die Frau des Häuptlings zeichnet sich durch eine zeltähnliche Bedachung über ihrem Haupte, durch reicheres Geschirr ihres Reitthieres, wo möglich aber auch durch abgerundetere, wohlgenährte Formen ihrer eignen Person vor den übrigen schlanken Gestalten aus. Das Gesicht verschleiern die Schua-Damen nie, dagegen verwenden sie viel Sorgfalt auf reichliches Buttern ihrer langherabfallenden schwarzen Ringellocken. Die Männer begleiten entweder auf magern, sehnigen Pferden die Frauen oder sie treiben in weiterer Entfernung hinter jenen langsam die Schaf- und Ziegenherden nach. Ihre Hauptwaffe ist der lange Speer, außer demselben trägt aber jeder gewöhnlich noch vier kleinere Wurflanzen.

Die Hauptabgaben, welche die Schua und Gamarghu an den Sultan zu entrichten haben, bestehen in Butter und Vieh. Viele unter den Schua sind zwar wohlhabend, sie haben aber politisch nie eine besondere Bedeutung gehabt. Die wichtigste Ausnahme hiervon bildeten Tirab, der Wesir el Kanemi's, und sein Sohn, der vielerwähnte Wesir Hadschi Beschir. An Gestalt, Physiognomie, Färbung und vielfach auch noch in ihren Sitten gleichen die Schua genau ihren Stammbrüdern in Oberägypten und Arabien. Einige Stämme unter ihnen erinnern in ihrem ganzen Wesen auffallend an israelitische Abkunft.



X.

Reise von Kuka nach Sinder.

Beweggründe zur Reise. — Das Gebiet des Tsad-Sees. — Wege im Sudan. — Der Komadugu Waube. — Klima. — Wildniß und Kulturland. — Alt-Birni. — Die Manga. — Die Bedde. — Begegnung mit Dr. Barth. — Bundi. — Scheideländer zwischen Tsad- und Niger-Gebiet. — Maschena. — Sinder. — Das Fellata-Reich und die Haussa-Staaten. — Katsena. — Othman. — Aliu. — Kano. — Die Doroa. — Vegetation. — Sultan Chalilu in Gando.

Wie bereits erwähnt, hatte Dr. Vogel von Kuka aus nach Sinder einen seiner Diener gesendet, der an letzterem Orte die Sachen in Empfang nahm, welche Dr. Barth daselbst niedergelegt hatte, um sie bei seiner Rückkehr von Timbuktu zu benutzen. Noch war keine Kunde zu Vogel's Kenntniß gekommen, die ihn über seines Landsmannes wahres Schicksal unterrichtet hätte, noch lebte er der Mei-

nung, daß derselbe todt und er selbst der alleinige Vertreter der Expedition sei. Durch die bisherigen Reisen und die erwähnte ungerechte Behandlung Vogel's von Seiten des Gewaltherrschers Abd e Rahman waren die Hülfsmittel sehr erschöpft worden, welche er bei seiner Ankunft mitgebracht hatte. Da die über Bilma kommenden Karawanen keine neuen Sendungen für die Expedition mit sich führten, beschloß deshalb unser Reisender nach Sinder zu ziehen und dort, wo die Karawanen anlangen, welche die westliche Straße über Rhat und Ghadames eingeschlagen, sich nach etwaigen neuen Geldern umzusehen. Er machte sich in der letzten Hälfte des Novembers auf den Weg nach jenem westlichen „Thor des Sudan". Natürlich benutzte er die Gelegenheit, die Lage der wichtigsten Orte unterwegs festzustellen, und behielt dabei fortwährend die übrigen wissenschaftlichen Gesichtspunkte im Auge, welche er sich bei seinen Reisen überhaupt als Aufgabe gesteckt.

Trotzdem daß Vogel fortwährend mit hartnäckigem Unwohlsein, Appetitlosigkeit u. dgl. zu kämpfen hatte, lange Zeiträume hindurch fast nichts weiter genießen konnte als Reiswasser, ja beim bloßen Anblick von Fleisch mitunter schon Uebelkeiten, selbst Erbrechen bekam, — trotzdem war er aufs eifrigste bemüht, die wissenschaftlichen Zwecke des Unternehmens mit dem letzten Aufgebot von Kraft weiterzuführen. Er verzichtete mit Heiterkeit und fröhlichem Muthe gern und leicht auf alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens, wenn er dadurch nur einen Schritt in der Erreichung seines Zieles vorwärts rückte. Da er selbst ohne Bedenken sich allen Beschwerlichkeiten und Entbehrungen unterwarf, so stellte er dieselben Forderungen zur Zeit der Noth auch an seine Umgebung. Freilich vergaß er dabei, daß seine Begleiter und Diener nicht in demselben Grade von einer höhern leitenden Idee getragen und gehoben wurden und denselben also die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse viel wichtiger erschien. Durch dergleichen verschiedene Ansichten kam es leider zwischen Dr. Vogel und seinen beiden europäischen Begleitern, dem Korporal Church und dem Gemeinen Macguire zu einer Mißstimmung, die von England aus durch dieselben Leute genährt wurde, die auch gegen Dr. Barth so mancherlei ungerechte Angriffe gerichtet und den Gebrüdern Schlagintweit wiederholt auf ebenso unangenehme als unwürdige Weise entgegengetreten waren. Durch dergleichen Intriguen war es zwischen Vogel und den beiden Engländern zu einem bedauerlichen Bruche gekommen und er ließ beide deshalb in Kuka zurück, sich allein in Begleitung eines Schwarzen auf den Weg machend, der ehedem schon Barth gedient und sich treu bewährt hatte.

Der Weg nach Sinder führt ziemlich nach Westen und beträgt gegen 60 Meilen. Das Gebiet, welches Vogel hierbei durchwanderte, zerfällt in Bezug auf seine Naturverhältnisse in zwei ziemlich scharf gesonderte Hälften, deren erste, an 30 Meilen begreifend, mit der schon von uns angedeuteten Beschaffenheit Bornus übereinstimmt. Bis zur genannten Entfernung erstreckt sich das weite Becken, welches allem Vermuthen nach ehedem durch den Tsad-See gefüllt wurde und seinem Zurücktreten die Entstehung verdankt. Der Komadugu Waube bildet die Nordgrenze dieses Landstriches. Ansehnliche Strecken des Bodens sind wellig hüg-

lig, durch Sanddünen gebildet. Die letztern scheinen das allmälig kleiner werdende Becken umschlossen zu haben. Sie steigen bis zu 100 und mehr Fuß an und enthalten zwischen sich weite Strecken von schwarzem, fettem Thon und Humusboden, reich an modernden Pflanzenstoffen. Zur Regenzeit dringen die übertretenden Gewässer des Komadugu in diese Senkungen ein und verwandeln sie in Moräste, durch welche der Weg sich nur schwierig und mühsam hindurchwindet. Die Waldpfade sind dann tief ausgetreten und kothig, vielfach gewunden, und selbst die Hauptstraßen meist so eng, daß an vielen Stellen ein beladenes Kameel kaum hindurchkann. In der Nähe größerer Orte erscheinen zwar die Wege breiter und betretener, sie lösen sich aber bald in eine Unzahl kleiner Feldwege auf, die nach den Weide- und Tränkplätzen, sowie nach den Feldern führen und zum Ueberfluß von einer eben so großen Anzahl Fußpfade durchkreuzt werden, die zu den Nachbarorten und Weilern führen. Aus diesem Gewirr von Spuren und Stegen die richtige Straße herauszufinden, ist eine Aufgabe, welche weder durch Kompaß noch durch Kenntniß der Gestirne, sondern nur durch einen wegkundigen Führer gelöst werden kann.

Der Komadugu Waube, den der Reisende mehrmals zu passiren hat, theilt sich, wie eine große Anzahl der innerafrikanischen Ströme, in seinem Ober- und Mittellauf in eine reiche Menge Arme, die ein verwickeltes Flußnetz bilden und ebensowol Flußsäcke, todte Hinterwasser als ausgedehnte Sümpfe speisen, zwischen denen das Fortkommen in hohem Grade erschwert wird. Anfang September ist das Bett des Komadugu auf weite Strecken hin völlig ausgetrocknet und macht sich dann nur durch die Ueppigkeit des Graswuchses kenntlich; die Fische sind in den Tümpeln zusammengedrängt, die an den tiefern Stellen zurückbleiben, und werden dann selbst von Knaben bequem in Menge gefangen. Kurz darauf beginnt er aber zu schwellen und steigt so schnell, daß er in seinem untern Lauf eine Breite von 200 Schritt und eine Tiefe von 15 Fuß bei einer Geschwindigkeit von ¾ Meilen in der Stunde hat und im November seine Ufer überschwemmt. Vogel hatte also gerade die ungünstigste Zeit zu seiner Reise, und die vielfachen Durchnässungen, die bei dem Durchwaten der Sümpfe und dem Passiren des Stromes unvermeidlich sind, haben dann jene Geschwüre an den Beinen zur Folge, die wir als eine Plage des Sudanreisenden bereits erwähnten und an denen auch Dr. Vogel in hohem Grade zu leiden hatte. Das Uebersetzen geschieht nur mit Hülfe der Fähren aus hohlen Kürbissen, die man mittelst Stangen verbunden hat. Bis zum März sinkt das Wasser so weit, daß es fast still zu stehen scheint und nur 3 Fuß Tiefe bei 50 Schritt Breite hat.

Trotz dieses Ueberreichthums an Wasser ist doch im ganzen Landstriche auffallender Mangel an gutem Trinkwasser. Selbst für das Vieh benutzen die Eingebornen die stehenden Gewässer nicht zum Trinken, da der Genuß derselben Krankheiten zur Folge hat. Man hat deshalb an den Ortschaften Brunnen gegraben, mitunter bis 250 Fuß Tiefe, aus denen man mühsam das Wasser heraufwindet und dem Reisenden theuer verkauft.

Während des Novembers fällt die Temperatur in der Nacht hier bedeutend

tief und das Thermometer zeigt am Morgen häufig kaum mehr als 4° C.; zu Mittag steigt die Wärme freilich wieder bis auf 28°. Es stellt sich auf diese Weise das Klima in klarster Form als Festlandklima dar, dem die ausgleichende und nach jeder Seite hin mäßigende Einwirkung größerer Wasserflächen fehlt.

Die sandigen Flächen zur Seite des untern Komadugu sind mit ausgedehnten niedern Mimosenwaldungen bedeckt. Sie gewähren das trefflichste Weidegebiet für Kameelherden und wurden von jeher zu diesem Zwecke benutzt. Ueppige Fruchtbarkeit entwickeln dagegen die moorigen Senkungen zwischen den Sanddünen. Sie würden den vortrefflichsten Boden für Indigo-, Baumwollen- und Zuckerrohrbau abgeben, wenn günstigere politische Verhältnisse die Einwohner hierzu veranlaßten. Gegenwärtig begnügt man sich damit, auf den Sanddünen Bohnen und Erdmandeln zu ziehen und in den Humussenkungen Getreide zu bauen. Wie in Udje pflanzt man zur Regenzeit das Negerkorn (Pennisetum typhoideum), säet wie beim Reisbau auf einem kleinen Endchen des Ackers zunächst die Körner dicht zusammen und steckt die jungen Pflanzen dann büschelweise in Löcher, die man mittelst der Hacke macht. Nach Verlauf von zwei Monaten ist die Ernte reif, und während das Negerkorn in Stoppeln steht, säet man das Winterkorn (Holcus cernuus) zu einer zweiten Ernte, da der Boden noch Feuchtigkeit genug besitzt, auch dieses zu ernähren.

Die kultivirten Flächen nehmen aber nur einen sehr kleinen Raum in der Umgebung der Ortschaften und Landgüter ein, der größte Theil des übrigen Bodens ist mit Wald bedeckt. Dornige Akazien bilden als Bäume und Unterholz einen Hauptbestandtheil, besonders eine kleine Art Namens Gauo. Den Komadugu entlang treten die Dumpalmen so massenhaft auf, daß ihre Früchte einen wichtigen Marktartikel abgeben. Herrliche Tamarinden beschatten die Wohnungen und Waldplätze, Konubäume, Sykomoren gesellen sich zu einer reichen Zahl noch unbeschriebener Arten. Unter letztern macht sich der Karage durch schönen Wuchs und schattiges Laubdach angenehm bemerklich; der Ngilissi dagegen fällt durch seine Häufigkeit auf. Letzterer ist ein kleiner Baum mit kleinen, zarten Blättern, die ohne Stiel aus Aesten und Zweigen entspringen. Auch der Kalgo und der schon beschriebene Gondabusch (Annona palustris) treten als Unterholz auf.

Eine solche üppige Wildniß nährt eine reiche Thierwelt. Die sandigern freien Gebiete mit lichten Mimosenbüschen werden durch zahlreiche Straußenherden bevölkert. Der durchfeuchtete Grund wimmelt von Erdameisen und enthält gleichzeitig die Höhlen ihrer Vertilger, der Erdferkel, ebenso diejenigen des Fennek. Gazellen mehrfacher Arten ziehen einzeln oder in Rudeln durchs Gebüsch. Die Mohor-Antilope (Antilope Soemmeringii) ist die häufigste. Die Oryx- und Addax-Antilope kommen spärlicher vor. In den dicht verschlungenen, von windenden und kletternden Gewächsen umwucherten Baumkronen sind Affenherden (Cercopithecus ruber) nicht selten, ja sie kommen in Schaaren bis 100 und mehr Stück vor. Die ausgedehnten Sumpfflächen am Komadugu, welche entweder mit Riedgräsern oder mit 10 Fuß hohen Schilfen üppig bestanden sind, bieten Landschaften ähnlich den indischen Dschungeln. Die Elephanten und Wild-

schweine haben hier ihr Lieblingsplätzchen. Unendlich ist der Reichthum des Landes an Geflügel. Wasservögel, besonders Reiher, sammeln sich in unzähligen Schaaren an den fischreichen Becken. Nur kurze Strecken kann der Wanderer zurücklegen, ohne Völker von kreischenden Perlhühnern aufzuscheuchen, die schwerfällig und lärmend durch das Gebüsch flattern. Auch Rebhuhnarten sind häufig. Große Schaaren Thurmfalken bezeichnen schon in der Ferne die Reviere, in denen sich ein Schwarm Heuschrecken niedergelassen hat. Sowie die Insekten durch den Tritt des Wanderers aufgescheucht werden, stürzen die hungrigen Raubvögel herab und bekämpfen sich mit Schnabel und Kralle um die fliegende Speise. An Mücken und Stechfliegen ist bei der sumpfigen Beschaffenheit des Landes selbstredend kein Mangel.

Die dichten Dornengestrüppe in der Nähe des Flußufers sind gleichzeitig Verstecke für den Löwen und zweibeiniges räuberisches Gesindel. Der erstere läßt sich leicht durch hellloderndes Feuer vom nächtlichen Lagerplatz abhalten, gegen das letztere dagegen muß der Reisende viel mehr auf seiner Hut sein. Das wilde Gebiet am untern Komadugu ist von jeher die Zufluchtsstätte aller Stämme gewesen, denen bei den zahlreichen Kämpfen und Bürgerkriegen in Bornu Vernichtung drohte. Hier findet sich deshalb eine wahre Musterkarte von Völkerbruchstücken. Tibu sind den ganzen Komadugu entlang seßhaft und führen eine zigeunerhafte Existenz, indem sie an Unzuverlässigkeit, Reinlichkeit und Ehrlichkeit mit ihren berüchtigten Vorbildern wetteifern. Tuariks spielen hier gern Wegelagerer und üben sich im Raubritterthum und Sklavenjagen. Die nächtlichen Ueberfälle auf Landgüter, kleine Ortschaften oder lagernde Nomadentrupps beschönigen sie vor ihrem Gewissen vorzüglich durch die Anschauungsweise, nach welcher ihnen diese ganze Gegend eigentlich gehört und man sie ungerechter Weise aus ihr vertrieben hat. Sogar Fellatahorden ziehen mit ihren Rinderherden zwischen den andern Stämmen hin und her und machen sich dem Wandrer sofort kenntlich durch ihre auf europäische Art, d. h. ohne Zusatz von Kuhwasser zubereitete Butter.

Die Anstalten, welche der Herrscher von Bornu zur Sicherheit des Landes treffen läßt, sind höchst unzulänglich. Es haben zwar Kriegshauptleute (Kaschella) in den Hauptorten ihren Sitz, und ihre mit Bogen und Pfeil bewaffneten Reiter durchstreifen das Land. Wachthürme, von denen man mittelst Feuerzeichen das Nahen der Räuberhorden sofort signalisiren könnte, würden aber ganz andere Dienste leisten. Die Einwohner suchen sich bei dem schlimmen Stande der Dinge zu helfen, wie es eben gehen will. Sie unterhalten die Wildniß in der Umgebung der Orte als Schutzmittel, machen die Wege so unkenntlich als möglich und legen verdeckte Fallgruben mit zugespitzten Pfählen an, durch welche sie den berittenen Tuariks einen nächtlichen Ueberfall allerdings sehr erschweren, aber auch einem regen friedlichen Verkehr eben so viele Hindernisse entgegen stellen.

Der verwilderte Zustand des Landes am Komadugu fällt um so unangenehmer auf, als gerade hier vor nicht zu langer Zeit, noch im Anfange dieses Jahrhunderts, ein ganz anderer Zustand der Dinge vorhanden war. Hier lag die mächtige Residenzstadt der Könige von Bornu, Alt-Birni oder Ghasr Eggomo, die bereits am Ende des 15. Jahrhunderts gegründet ward und von deren

Trümmern Scheikh el Kanemi vorzugsweise den Salpeter zur Bereitung des Schießpulvers bezog, das er bei seinen zahlreichen Kriegszügen bedurfte. Nicht weit davon war der Lieblingsaufenthalt der Könige, Ghambaru, von den Armen des Stromes bespült, von üppigen Weiden umgrünt und von Fruchtbäumen beschattet. Ein weiter, kahler, runder Platz bezeichnet jetzt noch die Stätte, an welcher Birni stand, die unterminirten Mauerreste geben noch Zeugniß von den Anstrengungen der angreifenden Fellata, ehe es ihnen (1819) gelang, in den befestigten Ort einzudringen. Die Trümmer der fürstlichen Gebäude werden aber dem Europäer hauptsächlich dadurch in hohem Grade interessant, daß sie aus gut gebrannten Backsteinen bestehen, — eine Bauart, welche man im gegenwärtigen Bornu vergeblich sucht und welche in dem jetzt ausschließlichen Gebrauche, aus Lehmziegeln zu bauen, einen traurigen Rückschritt der ganzen Kultur kennzeichnet, der sich auch in allen übrigen Verhältnissen kundgiebt.

Unweit der Ruinen des alten Birni liegt Ngurutua, d. h. der Ort der zahlreichen Flußpferde, bei welchem sich Richardson's Grab befindet (s. S. 36).

Die sumpfigen Gebiete des mittlern Komadugu werden von den Manga (s. S. 22) bewohnt, einem Negervolke, welches wahrscheinlich auch erst einer Mischung von Stämmen seinen Ursprung verdankt. Die Männer sind gewöhnlich nur mit einem Lederschurz bekleidet und im Kriege als Fußkämpfer mit Bogen, Pfeil und Streitart bewaffnet. Die Frauen sind schlank und angenehm gebaut und bedecken ihr Gesicht schamhaft mit einem schwarzen Schleier. Die Ortschaften erhalten durch die leichte Bauart ein sehr freundliches Ansehn. Man führt gewöhnlich die Hütten und die Umhegungen der Gehöfte aus Rohrmatten auf. Freilich werden sie leicht ein Raub des Feuers, lassen sich aber auch ohne große Anstrengung wieder erneuern. Die Dörfer umgiebt man entweder mit Mauern oder einem dichten Dornenverhau und richtet es gern so ein, daß in der Mitte ein großer Raum für das Vieh als Lagerplatz zur Nachtzeit frei bleibt. Hier befinden sich meist auch der Ziehbrunnen und die mit Lehm ummauerten Tränkstätten. Solcher Marktplatz bietet ein heiteres Bild regen und behaglichen Stilllebens, besonders in kühler Morgenstunde, wenn das Rindvieh von der Nachtruhe erfrischt kämpfend seine Kräfte versucht und die Bewohner am lebhaftesten ihre einfachen Geschäfte besorgen. Hier fertigt der eine Seile aus den Blattfasern des Dumpalmengestrüpps (letzteres wird vom Rindvieh gern abgeweidet), dort spannt ein Weber auf dem freien Raume vor seiner Hütte Fäden zu einem der bekannten langen und schmalen Baumwollenstreifen auf, daneben ist ein Grobschmied mit dem Anfertigen von einfachen Feldhacken beschäftigt. Aus den von Rohr geflochtenen zierlichen Hühnerhäuschen kommt das Federvieh zum Vorschein und eilt gackernd dem Getöse nach, das die kornstampfenden Frauen verursachen. Leider hat dieses eigenthümliche, weit hörbare Pochen oft genug dem Raubgesindel die Lage der Ortschaften verrathen. Die Kornbehälter befinden sich von den Hütten etwas entfernt, um gegen das Feuer geschützt zu sein.

Südlich von den Manga, in einem sehr schwer zugänglichen Sumpfgebiet zwischen den Armen des Komadugu wohnt der Stamm der Bedde. Die Lage

des Landes hat diesen heidnischen Negern noch ihre Unabhängigkeit bewahrt. Sie ähneln in Gestalt und Sitten auffallend den Mußgo und haben auch unter Anderm denselben barbarischen Gebrauch, ihre ungesattelten Pferde zu reiten wie jene. Einen wichtigen Theil der Nahrung dieses Volkes bilden die Fische, welche der Komadugu liefert. Man gewinnt deren so viele, daß große Mengen davon, wie in der Umgebung des Tsad, entweder in ihrer natürlichen Gestalt getrocknet oder zu Kugeln zusammengeballt, einen Gegenstand des Handels ausmachen.

Die zweite Hälfte des Wegs zwischen Kuka und Sinder ward durch ein Ereigniß bezeichnet, welches zu den freudigsten gehörte, die Dr. Vogel in Inner-Afrika erlebte. Kurz vor dem Städtchen Bundi begegnete er nämlich ganz unverhofft mitten im Walde dem bis kurz zuvor todtgeglaubten Dr. Barth, der von seiner weiten gefahrvollen Reise nach Timbuktu glücklich zurückkehrte. Barth war das Zusammentreffen eben so überraschend als erfreulich und er erzählt darüber im letzten Bande seines Reisewerks Nachstehendes:

„Von dem treuen Gatroner begleitet, war ich meinem Packtroß etwa ¾ Meilen weit vorausgeritten, als ich eine Person höchst fremdartigen Aussehens auf mich zu kommen sah; es war ein junger Mann, dessen überaus helle, mir schneeweiß erscheinende Gesichtsfarbe auf den ersten Blick zeigte, daß seine Kleidung, eine Filfitobe, wie ich sie selbst trug, und der um seine rothe Mütze in vielen Falten gewundene weiße Turban nicht seine eigenthümliche Tracht sei. Da erkannte ich in einem seiner schwarzen berittenen Begleiter meinen Diener Madi, den ich bei meinem Aufbruche von Kukaua als Aufseher im Hause zurückgelassen hatte, und sobald er mich sah, benachrichtigte er seinen weißen Begleiter, wer ich sei, und nun eilte Herr Dr. Vogel (denn er war es) vorwärts und wir hießen uns einander in höchster Ueberraschung vom Pferde herab herzlich willkommen. Ich selbst hatte in der That nicht die entfernteste Ahnung, daß ich ihm begegnen könnte, und er seinerseits hatte erst kurz vorher die Kunde erhalten, daß ich noch am Leben und glücklich aus dem Westen zurückgekehrt sei. Ich hatte ihm von Kano aus einen Brief geschrieben, und der war ihm unterwegs zugekommen, aber wegen der arabischen Adresse, die ich der sichern Besorgung halber auf den Umschlag gesetzt, hatte er gemeint, es wäre ein Brief von einem Araber, und hatte denselben, ohne ihn zu öffnen, zu sich gesteckt, bis er Jemanden träfe, der ihn vorlesen könnte. Es war ein unendlich erfreuliches, überraschendes Ereigniß. Inmitten dieser ungastlichen Waldung stiegen wir nun vom Pferde und setzten uns nieder. Mittlerweile kamen auch meine Kameele nach und meine Leute waren höchst erstaunt darüber, einen weißen Landsmann neben mir zu finden. Ich holte einen kleinen Vorrathssack hervor, wir ließen uns Kaffee kochen und waren ganz wie zu Hause. Seit länger als zwei Jahren hatte ich kein deutsches oder überhaupt europäisches Wort gehört, und es war ein unendlicher Genuß für mich, mich wieder einmal in der heimischen Sprache unterhalten zu können."

Das Gespräch wandte sich freilich bald den keineswegs erfreulichen Angelegenheiten der Expedition zu, und Barth hörte zu seinem großen Entsetzen, daß

in Kuka keine Mittel vorhanden und daß diejenigen, welche Vogel selbst mitgebracht, verbraucht seien. Ebenso erzählte ihm Vogel, wie ihn der Usurpator Abd e Rahman sehr schlecht behandelt und das von Barth in Sinder zurückgelassene Eigenthum in Besitz genommen habe.

Unangenehmer noch als durch die Nachricht von dem Mangel an Geldmitteln wurde Barth durch Vogel's Angabe berührt, daß er nicht eine einzige Flasche Wein besitze. Barth war nämlich damals länger als drei Jahre ohne einen Tropfen irgend eines Reizmittels außer Kaffe gewesen und fühlte, da er von häufigem Fieber und Dysenterie stark gelitten hatte, ein unwiderstehliches Verlangen nach dem stärkenden und belebenden Rebensafte, dessen wohlthuende Wirkung er durch frühere Erfahrungen kennen gelernt.

Während sich die Unterhaltung der beiden Freunde um Vergangenes und Zukünftiges, um die Ergebnisse ihrer Reisen und die Pläne für die Zukunft drehte, kamen die übrigen Mitglieder von Vogel's Karawane an. Sie waren Barth's Leuten begegnet, denen dieser geheißen hatte, ihn im nächsten Orte (Kalemri) zu erwarten, und waren außer sich, als sie die beiden Europäer hier inmitten des Waldes ruhig dasitzen sahen, während die ganze Umgegend von Feinden bedroht war. Es hatten sich Vogel nämlich unterwegs eine große Anzahl arabischer Handelsleute angeschlossen; diese sind gewöhnlich große Feiglinge und Vogel hatte sie in Borsari angetroffen, wo sie sich vor einer kleinen Schaar Straßenräuber so gefürchtet, daß sie erst gewagt hatten weiter zu ziehen, als Vogel mit seinen Begleitern zu ihnen gestoßen.

Nach einer etwa zweistündigen Unterhaltung mußten die beiden Freunde sich trennen. Barth eilte seinem Troß nach und Vogel zog weiter auf seinem Wege gen Sinder mit dem Versprechen, von dort aus noch vor Ende Dezember nach Kuka zurückkehren und mit Barth zusammentreffen zu wollen.

Ungefähr von Bundi an beginnt das Land einen etwas veränderten Charakter zu zeigen. Es gewinnt ein gewelltes Aussehen und aus den ebenen Flächen treten ebensowol zerklüftete Sandsteinfelszüge als zerstreute Granitblöcke hervor. Erstere erhalten besonders nach Norden, nach dem Saume der Wüste hin, das Uebergewicht. Am Fuße der Granitstöcke findet sich gewöhnlich beim Brunnengraben schönes Wasser; die ausgedehnten Sandflächen, welche auch vorkommen, leiden freilich Mangel an dem befruchtenden Element. Es bildet die ganze Landschaft die Wasserscheide zwischen dem Gebiet des Tsad und demjenigen des Kowarra (Niger). Die erwähnten trocknen Flächen sind mit einzelnen Büschen hohen Rohres und mit zerstreut stehenden Dumpalmen bestanden. Letztgenannte Palme ist immer noch die herrschende; nur selten tritt einmal eine Delebpalme als letzter Vorposten der südlichern Flora auf, dagegen finden sich an mehreren Ortschaften ausgedehnte Pflanzungen der Dattel. An den trocknen Stellen sind die Mimosen vorherrschend und werden von Wüstenpflanzen begleitet: der gelbblühende Retem (Spartium junceum), der Agul (Alhagi Maurorum), der wuchernde Aschur (Asclepias procera) wechseln mit ausgedehnten Koloquintenflächen. Das dornig gefiederte Stachelgras (Pennisetum distichum) ist in so reicher Menge vorhanden,

daß ein etwas starker Wind den Reisenden mit förmlichen Wolken der abscheulichen Stachelgrannen bedeckt, die sich ebenso in die Kleider wie in die unbedeckten Körpertheile einbohren.

Unter den Waldbäumen wird der Affenbrodbaum (Adansonia digitata) vorherrschend und bildet majestätische Gruppen. Zur trocknen Jahreszeit gewährt er mit seinen wenigen, aber kolossalen Aesten, die wie ein Riesenarmleuchter emporstreben, einen abenteuerlichen Anblick, zumal wenn er dann noch mit den zahlreichen langgestielten Früchten bedeckt ist, die von fern aufgehangenen Geldbeuteln ähneln. Die jungen Blätter sind im Sudan das beliebteste Gemüse und dienen vorzüglich zur Herstellung schleimiger Brühen zu den wenigen Mehl- und Fischspeisen, welche die afrikanische Kochkunst kennt. Zu gleichem Zwecke verwendet man den an den Wohnungen oft angepflanzten Hadjilidj (Balanites aegyptiacus) und die Moluchia (Corchorus olitoria), doch soll besonders die aus den Blättern der letztern erhaltene Sauce einen für europäische Gaumen abscheulichen Geschmack haben. Durch ihre Größe und reiche Belaubung machen sich in den Waldungen Feigenarten bemerklich, vorzüglich die unter dem Namen Baure im Sudan bekannte, desgleichen die Kautschukfeige und Sykomore. Findet sich etwas Wasser, ein Quell oder Flußlauf, so bilden gewöhnlich schöne Tamarinden die Einfassung. Die Tamarinde ist ebensowol durch ihren Gesammtwuchs als durch ihr hübsches, zartgefiedertes Laub und ihre goldgelben Schoten einer der schönsten Bäume des Sudan und wird durch ihr säuerlich kühlendes Fruchtmark, das fieberwidrig wirkt, zum allgemeinen Liebling. Letzteres kocht man mit den Früchten des Hadjilidj und einem ganz jungen Huhn zusammen und verwendet die so erhaltene Tinktur als Heiltrank bei Verwundungen durch vergiftete Pfeile. Sehr häufig ist auch der Karage-Baum, dessen wir wiederholt erwähnten. Auffallend erscheint zwischenein das Vorkommen von Terebinthen.

An mehreren Stellen ist der Boden salzhaltig, und die Seen, welche sich an solchen Orten ansammeln, in der Regenzeit an Umfang bedeutend zunehmen und im Winter eintrocknen, setzen dicke Natronkrusten ab. Die Eingebornen sammeln letztere und verwerthen sie als Gegenstände des Handels. In solchen Gebieten treten natürlich auch die schon erwähnten Salzpflanzen auf und erinnern gänzlich an die Hinterwasser des Tsad. Der Papyrus ist an den Ufern der Lagunen mit den Schilfgewächsen häufig, deren Wurzelmark als Nahrungsmittel benutzt wird; die Salzkaper (Capparis sodata) überzieht weite Flächen.

In den südlichern Theilen des Gebietes ist der Bau von Negerhirse und Winterkorn vorherrschend, die Samen des Klettengrases werden ebenso zur Nahrung für Menschen verwendet, als von den Bornupferden gern gefressen (fremd eingeführte Pferde verhungern lieber, als daß sie sich zum Genuß derselben bequemten), im nördlichen Theile dagegen, vorzugsweise im Gebiet Munio, wird ausgedehnter Weizenbau getrieben. Der Weizen hat für den europäischen Reisenden noch besonders deshalb große Wichtigkeit, weil sich die freie Dienerschaft, die ihn begleitet, nie dazu versteht, das anstrengende Stampfen der Negerhirse zu besorgen, da letzteres ausschließlich als Sklavenarbeit angesehen wird.



Der Affenbrodbaum und die Dumpalme.

Als auszeichnende Baumform macht sich in der Umgebung der Wohnungen die Gonda (Carica Papaya) bemerklich. Sie wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von Aegypten aus eingeführt und ihre Früchte bieten in dem an Obst so armen Erdtheile einen der angenehmsten Genüsse. Sie werden auf den Märkten der größern Plätze sogar stückweise feilgeboten. Der Baumwollenbau tritt in dieser Landschaft mehr zurück, dagegen werden Tabak, Bohnen, etwas Pfeffer und auch zwei Knollengewächse gepflegt. Die zahllosen Taubenschwärme der Wälder machen Feldhüter nothwendig, die, wie im Lande der Mußgo, auf erhöhten Gerüsten ihren Sitz haben und durch lange Schnüre, bestrichen mit einem eigenthümlichen Pflanzensaft oder behangen mit klappernden Kürbisschalen, Lärm machen. Zum Schutz gegen die Kühe sind die Felder auch hier mit stachligen Euphorbien umzäunt.

Das Wild ist sonst weniger häufig, Hausthiere werden dagegen zahlreich gehalten. Unter denselben fällt eine Ochsenrasse sehr auf, die sich durch gewaltige Größe und Kraft auszeichnet, mächtige, nach innen gebogene Hörner hat und fast durchgängig weiß gefärbt ist. Obschon die Tuariks der Wüste im Ganzen feindlich den Bewohnern dieses Negerlandes gegenüberstehen, haben sie doch auch hier große Kameelherden auf der Weide.

Dr. Vogel nahm seinen Weg über Maschena, einen Ort von 12,000 Einwohnern, bestieg die Granithöhe, welche die Stadt beherrscht, und fand sie 1360 Fuß über Meer hoch. Die Umgebung dieses Ortes ist ein schönes, offenes Land, durchzogen von niedrigen Granitkämmen und mit schönen Tamarinden geschmückt. Die Brunnen an der Südseite der Stadt sind von einzelnen Dattelpalmen beschattet und im Osten erstreckt sich jenseits grasreicher Wiesen dichte Waldwildniß.

Nach wenig Tagen langte Vogel in Sinder an und theilte die freudige Kunde, daß der todtgeglaubte Dr. Barth noch lebe, sofort dem britischen Agenten in Ghadames mit. Das kleine mit Bleistift in Eile geschriebene Briefchen ward am 8. Dezember von einem Kurier in Empfang genommen und nach Ghadames befördert.

Der Konsul in letztgenanntem Orte, welcher sich der Expedition höchst gewissenhaft mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln annahm, machte sich nach Empfang dieser Zeilen sofort persönlich auf den Weg und überbrachte dieselben dem Colonel Herman in Tripoli, der sich seinerseits beeilte, durch schleunigste Weiterbeförderung derselben alle europäischen Freunde der Reisenden durch die überraschende Nachricht zu erfreuen.

Die Stadt Sinder zählt etwa gegen 10,000 Einwohner und vermag 1000 Reiter und 4—5000 Bogenschützen zu Fuß ins Feld zu stellen. Ihre Lage ist sehr angenehm. Im Westen erhebt sich nämlich ein mächtiger Gebirgsstock und niedere Granitrücken umgeben auch die andern Seiten der Mulde, in welcher der Ort liegt. In Folge dessen findet sich schon wenig Fuß unter der Oberfläche gutes Wasser und in den Gärten entwickelt sich eine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Außer den bereits genannten Gemüse- und Getreidearten pflegt man die gelbfärbende Henna (Lawsonia), Tabak und einzeln sogar die Citrone. Palmengruppen sind über die Stadt und über die umgebende Landschaft zerstreut, und letztere erhält beson=

ders noch durch die zahlreichen Weiler, welche in der Umgebung der Stadt zerstreut liegen, ein sehr belebtes Ansehn. Diese Landgüter gehören meistens den Häuptlingen der Tuariks und bilden bei der Ankunft der Karawanen die Hauptlagerplätze. Außer etwas Indigo-Färberei hat die Stadt fast gar keine nennenswerthe Industrie; das meiste Leben wird durch den Handel herbeigeführt. Nach Ankunft einer größern Karawane herrscht hier reges Treiben und am Abend erschallt allenthalben Gesang und Musik, mit denen Fremde und Einheimische sich vergnügen und ihre Tänze begleiten.

Einen schroffen Gegensatz zu diesen heitern Scenen bildet das Gerichtsverfahren, das durch den Herrscher in Sinder eingeführt ist. Hängen und Köpfen dünkt demselben eine viel zu milde Strafe; statt dessen läßt er die zum Tode Verurtheilten entweder bei den Füßen aufhängen oder ihnen die Brust öffnen und das Herz herausnehmen. Richardson, der sich, wie erwähnt (S. 34), längere Zeit in Sinder aufhalten mußte, besuchte eines Tags auch den Richtplatz und fand ihn ganz mit Menschenknochen und Hyänenkoth bedeckt, denn die Zahl der jährlichen Hinrichtungen soll 300 betragen. Die Höhlen jener Raubthiere sind ganz in der Nähe. Der Sultan soll selbst kleinere Verbrechen, z. B. Verleumdungen, mit dem Tode bestrafen. Etwas entfernt vom Richtplatze traf Richardson einen Baum von 40—50 Fuß Höhe, der als „Baum des Todes" bezeichnet wurde. Sein Begleiter versicherte dem Reisenden, daß, wenn Einer sich unter die Zweige des Baumes begebe, sofort Befehl vom Sultan ergehe; daß man ihn tödte oder bei den Füßen an dem Baume aufhänge. „Siehst du nicht", sagte er, „daß der Platz unter den Zweigen des Baumes ganz rein gefegt ist? Das thut der Henker alle Tage; kein Anderer darf es thun; thut Einer das, so muß er sterben." Der Baum selbst erschien Richardson als ein wahres Bild des Todes; er trug ein dunkles, undurchdringliches Laub und im obersten Gipfel hatte er gleichsam einen großen Kopf, indem dort der Gipfel breiter als weiter unten die Krone war. Dieser Kopf war mit funfzig schmutzigen Raben bedeckt, den Handlangern des Scharfrichters, welche die Leichen der Verurtheilten verzehren. Dieselbe Rabenart sorgt auch für die Reinlichkeit der Straßen der Stadt, indem aller Unrath von ihr verzehrt wird. Während der Nacht verrichten die Hyänen diesen Dienst.

Der sogenannte Sultan von Sinder ist eigentlich nur Statthalter der Provinz gleichen Namens und dem Sultan von Bornu unterthan; bei der großen Entfernung von Kuka und bei der Schwäche des gegenwärtigen Herrschers in letzterer Stadt hat er sich aber einen großen Grad von Unabhängigkeit zu erringen gewußt. Hierzu hat auch der Umstand viel mit beigetragen, daß diese westlichen Provinzen ihre Selbständigkeit gegen die andringenden Fellata zu behaupten wußten. Die mehrfachen Kriegszüge, welche von Bornu aus unternommen werden mußten, um Sinder und die Manga, die sich empört hatten, wieder zu unterwerfen, haben wir bereits früher (S. 192) erwähnt. Auch das Gebiet von Munio, das sich wie ein ansehnliches Dreieck nach dem Saume der Wüste und den Besitzungen der räuberischen Tuariks vorschiebt und welches Vogel bei seiner Rückreise nach Kuka berührte, hat eine ziemlich selbständige Stellung.

Das Fellata-Reich und die Haussa-Staaten.

In Sinder war Dr. Vogel bis an die Westgrenze des Königreichs Bornu gekommen. Hier stieß es an die Provinzen des großen Fellata-Reiches. Bei seinem spätern Zuge über Jakoba, Salia und Bebedschi bewegte er sich vorzugsweise in den Provinzen dieses ausgedehnten Staates. Wie wir schon früher erzählten (S. 186), entsprang das Fellata-Reich großentheils aus den Ruinen des Haussa-Staates, der sich ziemlich über dieselben Gebiete erstreckte. Das Haussa-Volk ist allem Vermuthen nach entstanden aus einer Vermischung der Berber mit den einheimischen Negerstämmen. Die poetische Auffassungsweise des Volkes selbst bezeichnet den Berberstamm der Deggara, dessen Reste noch jetzt nördlich von Munio seßhaft sind, als die Mutter der Haussa und nennt 7 rechte Kinder und 7 uneheliche derselben. Die erstern Abtheilungen, bei denen die Haussa-Sprache die herrschende ist (dieselbe gehört der syrisch-afrikanischen Sprachgruppe an, die Sprache der Kanori im Bornureiche dagegen der turanischen), sind: Segseg, Katsena, Gober, Rano, Kano, Doura und Biram. In den unechten Haussa-Ländern ist die Haussa-Sprache zwar auch sehr verbreitet, aber nicht die herrschende; es sind die Provinzen: Kebbi, Sanfara, Nyffi (Nupe), Guari, Yauri, Yoruba (statt dessen wird auch wol Bautschi genannt) und Kororofa.

Die angesehenste Stadt des alten Haussa-Landes war Katsena, einige 20 Meilen südwestlich von Sinder gelegen, ehedem der Sitz mächtiger Herrscher und eines ausgebreiteten Handels. Sie war aus der Verschmelzung mehrerer Dörfer entstanden und ihre Stadtmauer umfaßte 3—3½ deutsche Meilen, so daß sie mindestens 100,000 Einwohner gezählt haben mag. In gewisser Beziehung standen zwar die Fürsten von Katsena eine Zeit lang in einer Art Abhängigkeitsverhältniß zu Bornu, es bestand dasselbe aber in nicht viel mehr, als daß sie bei ihrer Thronbesteigung dem Sultan von Bornu ein Geschenk von hundert Sklaven übersandten. Vor allen andern Haussa-Staaten zeichnete sich Katsena aus durch reine Aussprache und feine, gefällige Manieren im Umgang und behauptete in jeder Beziehung während des 17. und 18. Jahrhunderts eine der ersten Stellen im ganzen Sudan. Noch gegenwärtig thun sich die Bewohner der Stadt etwas auf ihre feine Bildung und auf eine möglichst noble äußere Erscheinung zu Gute, und ein solcher Haussa- oder Fellata-Stutzer mit sorgsam gepflegtem Knebelbart gewährt eine eigenthümliche Erscheinung. Ueber ein Paar weiten Beinkleidern von der beliebten gesprenkelten Farbe des Perlhuhns und an der Vorderseite des untern Theils mit grüner Seidenstickerei geziert, trägt er malerisch die grün und weiß gestreifte Tobe. An dicken Schnüren von rother Seide mit ungeheuren Quasten über die rechte Schulter geschlungen hängt das Schwert. Darüber flattert der feuerrothe Burnus und die rothe Mütze ist von einem roth und weißen Turban auf das zierlichste und sorgsamste umwunden. Reitet der Herr dabei ein stattliches, wohlgenährtes Roß, dessen Hals und Kopf auf sehr phantastische Weise mit einem Ueberfluß von Quasten, Schellen und kleinen Ledertäschchen, in denen schutzbringende Talismane

stecken, behangen ist, während unter dem Sattel eine aus kleinen Flecken aller möglichen Farben zusammengestickte Schabrake hervorschaut, so ist nach seiner Meinung das Urbild eines noblen Stutzers vollendet und die Stufenleiter zu den Würden des Hofes steht ihm offen.

Als 1807 Othman die Fellata zu politischer und religiöser Erhebung entflammte (s. S. 186), leistete Katsena den unter Mallem Rhomaro siegreich vordringenden Fellata den verzweifeltsten Widerstand. Sieben Jahre lang währten die Kämpfe und nur erst in Folge der eingetretenen Hungersnoth ward die Hauptstadt bezwungen. Der Mangel an Lebensmitteln war dabei so groß, daß selbst ein Geier, dessen stinkendes Fleisch zu andern Zeiten Niemand anrührt, mit 500 Muscheln (Kurdi) und eine Eidechse mit 50 Muscheln bezahlt wurde. Aber selbst nach dem Fall der Residenzstadt gaben die Herrscher von Katsena den Kampf gegen die Sieger nicht auf. Sie zogen sich in die Waldwildniß nördlich davon zurück und gründeten hier die Stadt Dankama, von welcher aus sie die Kämpfe erneuerten. Fünf Haussa-Könige fielen hier nach einander gegen die Fellata, denen es erst nach den kräftigsten Anstrengungen gelang, Dankama zu zerstören. Die Reste der feindlich gestimmten Haussa zogen sich nach Mariadi zurück (s. S. 37) und noch jetzt führt der Sultan der Mariadi den Titel „Fürst von Katsena" und macht in Gemeinschaft mit den befreundeten Bewohnern von Gober und den Stämmen von Aïr unausgesetzt Anstrengungen, die verlorenen Gebiete wieder zu erhalten. Durch diese blutigen Feindseligkeiten zwischen den zwar verdrängten, aber nicht vernichteten Haussa-Stämmen und den herrschenden Fellata ist das weite Gebiet zwischen Sinder und dem rechten Ufer des Niger in einen traurigen Zustand der Zerrüttung gekommen.

Der begeisterte Fellata-Fürst Othman theilte sein großes Reich in eine östliche und westliche Hälfte; die letztere übergab er einem seiner Brüder, die erstere seinem eignen Sohne, dem aus Clapperton's Reisen (S. 26) bekannten Sultan Bello. Schon letzterer hatte, trotz seines sehr kriegerischen Muthes und seiner bedeutenden geistigen Fähigkeiten, nur mittelmäßige Erfolge erringen können und war fortwährend in Kriege verwickelt, die nicht jedesmal zu seinem Vortheil ausschlugen. Als er gestorben, erhielt, nach einer kurzen Zwischenregierung seines Bruders, sein Sohn Aliu die Herrschaft, der schon in seiner äußern Erscheinung mehr seine Abstammung von einer Sklavin bekundete und aller jener Energie entbehrte, welche bei dem zerrütteten Zustande des Landes doppelt nöthig war. Zu seinem Unglück waren der Herrscher von Gober, sowie die Häuptlinge einiger unterworfener Kebbistämme ebenso kriegslustig als unternehmend und es entbrannte kurz nach seinem Regierungsantritt ein Kampf, der von keiner Seite kräftig genug geführt wird, als daß er eine baldige, zum Wohle des Landes so höchst nöthige Entscheidung herbeiführen könnte. Jedes Jahr rüsten sich beide Parteien und unternehmen in die beiderseitigen Gebiete Raubzüge, vermeiden es dabei aber vorsichtig, einander in offener Feldschlacht zu treffen. Die Ortschaften werden auf diese Weise verwüstet, zerstört, die Einwohner außer Stand gesetzt, den Feldbau zu pflegen, die Viehherden werden weggetrieben, die Leute wo mög-

lich selbst in die Sklaverei geführt, und noch ist kein Ende des Kampfes abzusehen. Die Haussa-Sädte sind wo möglich durch eine feste Lage, dazu noch durch künstliche ausgedehnte Verschanzungen und Gräben gesichert. Ebenso sucht man sich gegen die Ueberfälle beiderseitig durch Dornendickichte zu schützen und die Wege so unzugänglich als möglich zu machen, ohne zu berücksichtigen, daß man dadurch dem Handel und Verkehr die größten Hindernisse in den Weg legt. So führt z. B. von Kano, dem Hauptsitz des Handels im Sudan, nach der Provinz Nyffe am Niger nur ein schmaler Pfad, welcher ausschließlich nur von Pferden oder Eseln passirt werden kann, und Katsena hat selbst in seinem gegenwärtigen Verfall, wo nur 7—8000 Einwohner einen kleinen Winkel innerhalb der weiten Ringmauern bewohnen, seine Wichtigkeit als Handelsstadt dadurch etwas gerettet, daß es von hier aus möglich ist, mit dem Kameel nach dem genannten industriellen, obschon politisch ebenfalls zerrütteten Lande zu gelangen. Die ganze Provinz Katsena, jetzt unter der Aufsicht eines Statthalters der Fellata stehend, mag gegen 300,000 Köpfe zählen, von denen etwa die Hälfte steuerpflichtig ist. Sie kann 2000 Reiter und 8000 Bogenschützen zu Fuß ins Feld stellen.

Erst nach dem Fall Katsenas fing Kano an sich zu heben. Seine Bevölkerung besteht zum großen Theil aus Leuten von Bornu, während in Katsena alle Kaufleute, die nicht Araber sind, dem Stamme der östlichen Mandingo (Wangara) angehören.

Die Völkermischung, welche in Kano durch die ursprünglichen Einwohner, die eingedrungenen Fellata und die wegen des Handels hier wohnenden Araber stattgefunden hat, giebt sich schon auf den ersten Blick durch den höchst verschiedenen Baustyl der Wohnungen zu erkennen. Thonwohnungen und Hütten mit konischen Strohdächern sind durcheinander gemengt, letztere aber keineswegs so angenehm und freundlich eingerichtet, als es sonst in den meisten größern Orten des Sudan der Fall ist. K a n o (s. S. 273), eine Stadt von 30,000 Einwohnern, besitzt trotz seiner höchst ungesunden Lage, die noch durch einen großen Wasserpfuhl mitten in der Stadt vermehrt wird, eine außerordentliche Wichtigkeit wegen seiner eignen Erzeugnisse und seines Handels. Es ist das London Inner-Afrikas. Seine Gewerbthätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf Herstellung von Baumwollenzeugen, allerlei Lederwerk, Sandalen, und seine Färbereien sind weit berühmt, da man es versteht, den Stoffen nicht nur ein schönes Ansehn, sondern auch durch Glätten einen beliebten Glanz zu verleihen. Der Handel Kanos verbindet die entlegensten Länder Afrikas mit einander. Vom fernen Westen kommen jährlich Eselszüge mit den beliebten Gurunüssen (von Sterculia acuminata), von Norden wird das Salz der Oasen, Seide von Tripoli, rothe Tuche, Spiegel, Nähnadeln, Messer und Schwertklingen europäischer Fabriken, vom Osten aus Darfur Kupfer eingeführt und entweder am Orte vertauscht oder weiter befördert.

Der nördliche Theil des Fellata-Reiches ist in Folge der traurigen Zerrüttungen zur halben Wildniß geworden, trotzdem daß der Boden und das Klima die üppigste Kultur zulassen. Katsena bildet die Wasserscheide zwischen dem Komadugu Waube, also dem Tsadbecken, und den Zuflüssen des Niger (Gulbin Sokoto,

d. i. der Fluß von Sokoto). Der Boden, 12—1500 Fuß über dem Meere gelegen, ist meistens sanft hüglig gewellt, nur hier und da von niedern, 2—300 Fuß hohen Sandsteinzügen, häufiger dagegen von Granitrücken unterbrochen, welche letztern bei ihrem Verwittern fruchtbare Erde geben. Die Regenmenge ist sehr bedeutend. In dem breiten gesegneten Flußthale bei Gando soll jährlich 80 — 100 Zoll Regen fallen und von den Bewohnern werden im Jahre 92 Tage als Regentage betrachtet. In der nassen Jahreszeit verwandeln sich die Senkungen des Bodens und die ausgedehnten Thäler in Teiche und Flüsse, an deren Ufern Wasserlilien blühen; in der trocknen Zeit zeigen jene Vertiefungen wegen ihres Feuchtigkeitsgehaltes einen außerordentlichen Grad von Fruchtbarkeit.

Die ausgedehntern Waldungen tragen zwar auch in diesen Landschaften denselben einförmigen und unbehaglichen Charakter, der allen größern Waldungen des Sudan eigen zu sein scheint, sie zeigen aber, außer einem Reichthum an Schlinggewächsen, andere Baumarten als die, welche in Bornu die vorherrschenden sind. Einer der am reichlichsten vorhandenen ist die Doroa (Parkia afrikana), deren Laub zwar akazienartig spärlich ist, deren purpurne Blüten aber, die beim Beginn der Regenzeit an langen Schossen hervorbrechen, ihr ein prachtvolles Ansehn verleihen. Aus den gestoßenen Früchten der Doroa bereitet man kleine chokoladeähnliche Kuchen, die einen Hauptgegenstand des inländischen Handels bilden. Das Hervorsprießen des jungen Laubes tritt in jenen Waldungen nicht erst dann ein, wenn bereits die heftigern Regen fallen, sondern es beginnt bereits Ende März. Zu dieser Zeit nämlich kündigt die Luft durch einen außerordentlichen Feuchtigkeitsgehalt schon die nahe bevorstehenden Veränderungen an und wirkt lebenerweckend auf die Gewächse, fieberbringend auf die Menschen ein.

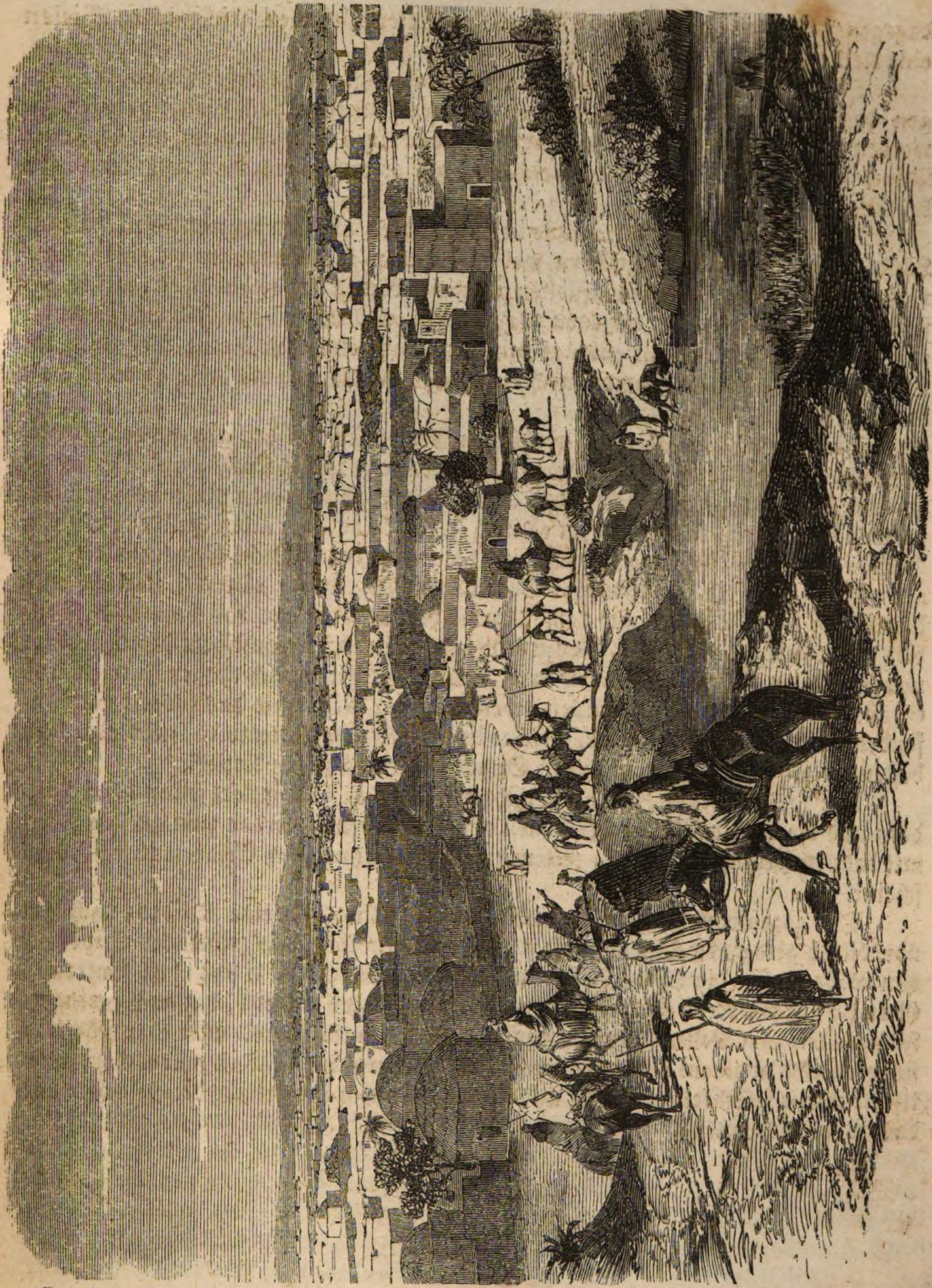

Blütenzweig des Doroa-Baumes (Parkia afrikana).

Außer der Parkia ist der Affenbrodbaum nicht selten; die Sykomore, Tamarinde und der Hadjilidj (Balanites) kommen ebenfalls vor. Von andern größern Gewächsen sind nur wenige bekannt geworden, so z. B. der Bider oder Tsadda, ein Busch mit kirschenähnlicher Frucht; der Runhu, ein häufiger Baum mit zahlreichen kleinen gelben Blüten; der Merka-Baum, dessen Früchte mit Hirse vermischt

den Pferden gegeben werden, um sie gegen die Wurmkrankheit zu schützen; der Arreb, eine Akazienart; die Elku, welche der Gummi-Akazie (Mimosa nilotica) sehr ähnlich ist; der Sserkeki-Busch, welcher am liebsten auf den zahlreich vorhandenen Termitenhügeln wächst; der Kabassi, ferner der Magara, ein Busch mit dünnen, ruthenförmig aufwärts strebenden grünen Zweigen ohne Blätter, der einen Milchsaft enthält. Letzterer ist ein beliebtes Heilmittel bei Geschwüren, welche durch die Dornen entstanden. Interessant ist es, daß alle drei Palmen des Sudan: die Dum-, Dattel- und Delebpalme, hier an gleichen Lokalen auftreten; die Dumpalme ist aber nicht so massenhaft vorherrschend wie am Komadugu, die Dattel kommt nur mäßig in Hainen angepflanzt vor und die Deleb tritt ebenfalls nicht in übergroßer Menge auf. An einzelnen salzhaltigen Stellen finden sich sogar einzelne Exemplare der westafrikanischen Oelpalme (Elais guineensis), sonst eine Bewohnerin des Meeresstrandes. Neben den engen Thoren der Haussa-Städte ragt gern ein schlanker Rimi- oder Bentang-Baum (Bombax s. Ceiba guineensis) von cypressenähnlichem Wuchs als Wegweiser empor. Gewöhnlich stammen dieselben noch aus der Heidenzeit her, in welcher ihnen abergläubische Verehrung gezollt ward.

Von den gepflegten Gewächsen nimmt landschaftlich die Gonda (Melonenbaum, Carica Papaya) die erste Stelle ein; sie ist wahrscheinlich von Aegypten aus nach dem Sudan gebracht worden. Indischer Hirse (Sorghum) und Negerhirse (Pennisetum) werden zwar auch hier noch vielfach gebaut, dagegen pflegt man auch eine Anzahl Nährpflanzen, welche in Bornu fehlen. Reis wird in den durch Ueberschwemmung alljährlich befruchteten Flußthälern neben der Baumwolle in ziemlicher Menge gebaut; Bananen liefern außer den schönen und reichlich erzeugten Zwiebeln eine angenehme Abwechselung der Kost. Bohnen sind vielfach vorhanden und ihr Kraut ist als das nahrhafteste Futter für die Kameele beliebt. Bataten (Convolvulus Batata) und Yam (Dioscorea) geben mehlreiche Wurzeln. Limonien kommen in den Gärten vor; in den Hecken ist die Ricinusstaude (s. S. 64) häufig, Tabak gedeiht gut und bei Sokoto hat sogar ein Neger, der als Sklave längere Zeit in den amerikanischen Plantagen gearbeitet, nicht nur mit Erfolg eine Pflanzung von Zuckerrohr angelegt, sondern stellt aus derselben auch ein leidliches Produkt dar.

Welche Wildsorten die dornenreichen Waldungen der Haussa-Staaten enthalten mögen, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt geworden, da sich die Passion der europäischen Nimrode noch nicht bis zu ihnen verstiegen hat. Elephanten sind stellenweise vorhanden und an Hyänen ist Ueberfluß. Graue Affen ziehen in ganzen Rudeln auf den Baumkronen entlang und scheuchen die zahllosen Turteltauben auf, die daselbst nisten und welche zur Zeit der Getreidereife die Bewohnerschaft der ganzen Ortschaften auf die Beine bringen, um durch Geschrei und Lärmen die Körnerfrüchte zu schützen. Unter den übrigen Vögeln fällt der große, herrlich himmelblau gefärbte Sserdi (vielleicht ein Sperber, Nisus gymnogenys?) vor allen in die Augen. Von großen Schlangen hat noch nicht viel verlautet, desto zahlreicher ist



Kano.

dagegen nach dem Niger zu auf den mit violetten Liliaceen geschmückten Wiesen eine kleine Sorte, welche giftig ist.

Die im Lande gepflegten Rinder sind durchgängig von weißer Farbe, die Ziegen dagegen kaffeebraun. Außer den Hühnern scheinen auch Gänse gezogen zu werden, wenigstens gedenkt Dr. Barth dankbar eines Gänsebratens, mit dem eine Dame des Landes seine Tafel bereicherte, als er auf seinem Ritt nach Timbuktu begriffen war.

Die zahlreichen Mücken, welche in den feuchten Thälern der westlichen Haussa-Länder zu wahren Plagegeistern werden, haben die Bewohner zu einer sinnreichen Einrichtung ihrer Schlafstellen gebracht. Neben den eigentlichen, mit kegelförmigen Strohdächern versehenen Wohnungen erheben sich besondere Schlafhütten auf hohen Pfählen. Man gelangt mittelst einer Leiter durch eine Oeffnung im Boden hinauf, schließt letztere durch eine dichte Matte und bleibt so ziemlich von den Ruhestörern verschont.

Die Gewerbthätigkeit der nördlichen Gebiete ist bei der gänzlichen Zerrüttung aller Verhältnisse äußerst gering. In Katsena ist die Kunst, gutes Leder zu gerben, das einzig Nennenswerthe, was aus dem allgemeinen Ruin noch gerettet worden ist. Etwas lebhafter geht es noch in Sokoto, der alten Residenz Sultan Bello's, zu. Wie in Kano herrscht auch hier noch eine leidliche Gewerbthätigkeit; am meisten sind die Schuhmacher Sokotos in Ruf, deren vielerlei zierliche und dauerhafte Lederarbeiten auf dem Markte der Stadt (siehe das beigefügte Tonbild) zum Verkauf ausliegen. Neben hübschen Zäumen und sonstigem Pferdegeschirr und Sandalen finden sich hier Beutel und Lederkissen verschiedener Formen und Größen bis zu den großen Säcken, welche in der Regenzeit das Gepäck der Reisenden aufnehmen. Das Eisen, welches in Sokoto verarbeitet wird, gehört zu dem besten im Sudan, außerdem bilden Sklaven einen häufigen Artikel.

Die fortwährende Zufuhr von Haussklaven in den innerafrikanischen Ländern und die dadurch hervorgerufenen neuen Raubzüge werden zum großen Theil mit dadurch bedingt, daß man selten die Verheirathung der Sklaven zu befördern scheint.

Der gegenwärtige Herrscher von Sokoto, Aliu, hat seine Residenz nach dem nordöstlich gelegenen Wurno verlegt, um den feindlichen Angriffen der Bewohner von Gober besser die Spitze bieten zu können. Sein Vetter Chalilu, Sultan in Gando, dessen Reich sich bis zu den Ufern des Niger erstreckt, hat noch geringere Fähigkeiten zum Beherrscher eines so angegriffenen Gebietes. Viel eher möchte er sich vielleicht zu einem Mönche eignen, denn er verschließt sich in mürrischer, asketischer Weise selbst seinem Volke und überläßt seinem Hofgesinde die Geschäfte und das Wohl des Landes.



Jagd auf den Ajuh (Manatus Vogelii).

XI.

Reise nach Bautschi, Salia, Bebedschi und dem Benuë.

Zusammenleben mit Dr. Barth. — Gudscheba. — Jakoba. — Bautschi. — Höhenrauch. — Die Njem=njem und Tangala. — Uebergang über den Benuë. — Gebiet des Benuë. — Der Ajuh. — Die Batta. — Die Fellata. — Adamaua. — Sultan Buba's Zug. — Vogel's Reise nach Gombe. — Goldsand. — Bebedschi. — Salia. — Zweite Reise nach dem Benuë. — Die Sonrhay=Staaten und Timbuktu. Der Niger. Pflanzen= und Thierwelt an demselben. — Die Sonrhay. — Die Stadt Timbuktu.

Am 29. Dezember kehrte Dr. Vogel von seiner Reise nach Sinder wieder zurück und traf seinen Freund Dr. Barth in Kuka zwar wohlgemuth, aber in unangenehme Unterhandlungen mit dem Scheikh verwickelt. Um das Ansehn der Expedition zu wahren und den etwa später hier ankommenden Europäern eine rücksichtsvolle Behandlung zu sichern, drang nämlich Barth allen Ernstes auf Ersatz derjenigen Sachen, welche während der politischen Wirren in Sinder abhanden gekommen waren. Außer 400 Thalern in baarem Gelde hatte eine Kiste mit guten englischen Stahlwaaren u. dgl. dazu gehört, so daß sich der Verlust auf ca. 1000 Thlr. belief. Seinen energischen Vorstellungen gelang es auch, über die Intriguen der Höflinge zu siegen, welche bei dem Raube betheiligt gewesen waren, und eine der ersten Handlungen beider Freunde war es, einen Diener Vogel's, Messaud, gefangen setzen zu lassen, da derselbe durch sein Mitwissen den Diebstahl befördert hatte.

Die 20 Tage, welche Barth und Vogel in Kuka zusammen verlebten, gehörten zu den angenehmsten ihres afrikanischen Reiselebens. Sie theilten sich gegenseitig ihre Erfahrungen und Ansichten über die bereits von ihnen besuchten Länder mit und machten gemeinschaftlich Pläne für die Zukunft. Vogel bestimmte sich dahin, daß er zunächst versuchen wolle, in südwestlicher Richtung vorzudringen. Nachdem er Jakoba in der Provinz Bautschi besucht haben würde, wolle er wo möglich über den Benuë nach Adamaua vordringen, auf der Rückreise den südlichen Theil des Mandaralandes umgehen und auf der Straße von Ssarau nach Logone und Kuka zurückkehren. Später wolle er dann versuchen, südöstlich nach dem Nil vorzugehen. Das Hauptbedenken, was Barth gegen alle diese Pläne hatte, war der geschwächte Gesundheitszustand seines Freundes. Vogel's Magen war so schlecht beschaffen, daß er sehr wenig genießen konnte, ja der bloße Anblick von Fleisch rief ihm schon Uebelkeiten hervor. Der Sappeur Macguire befand sich in demselben Zustande.

Barth hatte versucht die Mißstimmung auszugleichen, welche zwischen Vogel und seinen beiden europäischen Begleitern eingetreten war. Er stellte den letztern vor, wie es, wenn die großen Zwecke der englischen Regierung durch die Expedition gefördert werden sollten, unbedingt nothwendig sei, daß alle kleinlichen, persönlichen Eitelkeiten und Empfindeleien hintenan gesetzt werden und man sich höhern Rücksichten unterordnen müsse. Macguire ließ sich auch durch diese wohlgemeinten Vorstellungen zu einer Aenderung seines Verhaltens bewegen, Korporal Church dagegen blieb hartnäckig, und Barth hielt es deshalb für das Beste, ihn bei seiner Abreise mit nach Europa zurückzunehmen.

Vogel erhielt von Barth jene Empfehlungsschreiben des Sultans von Sokoto, welche den Reisenden unter den Schutz aller Statthalter seiner Provinzen stellten und die ihm einen guten Empfang in Jakoba und Jola sichern mußten.

So traten beide Freunde mit den freudigsten Hoffnungen das Jahr 1855 an.

Da Vogel bei seinen Reisen außer seinen astronomischen Beobachtungen sein Hauptaugenmerk auf die Naturgegenstände der zu durchwandernden Länder richtete und vorzugsweise Pflanzen sammelte, so blieb ihm zur sorgfältigen und fortgesetzten Aufzeichnung des Weges mit Hülfe des Kompasses keine Zeit übrig. Barth gab deshalb Macguire, der nunmehr Vogel bei seinen neuen Reisen begleiten sollte, Anweisung dazu, letzteres zu thun, und man sah getrosten Muthes dem neuen Unternehmen entgegen.

Während ihres Zusammenlebens machten beide Freunde kleine Ausflüge nach dem Ufer des Tsad und Barth war höchlichst erstaunt über die Veränderungen, welche während seiner zweijährigen Abwesenheit hier eingetreten waren. Er fand die Stadt Ngornu halb versunken und den Spiegel des Sees bis zu dem Dorfe Kukia ausgedehnt. Auch ihres Landsmanns Dr. Overweg Grab besuchten beide in Maduari, und zu den trüben Erinnerungen an den strebsamen Forscher, der hier ruht, gesellte sich noch die Klage der Frau, welcher die Hütte gehörte, die Overweg bewohnt hatte. Ihr Mann, ein Freund Barth's und des unglücklichen Wesirs Hadschi Beschir, war durch Abd e Rahman während der Gewaltherrschaft des letztern

hingerichtet worden und Barth's Anblick rief bei der Wittwe das Andenken an frühere glückliche Tage schmerzlich hervor. So mischten sich ernste Stimmungen und wehmüthige Erinnerungen in die Freude des gegenseitigen Genusses und in die frischen Hoffnungen auf eine heitere Zukunft.

Nachdem es gelungen war, vom Scheikh von Bornu auch Empfehlungsschreiben zu erhalten, verließ Vogel am 20. Januar 1855 Nachmittags Kuka und Barth gab ihm das Geleite. Wie dies beim Antritt einer größern Reise häufig der Fall ist, war der Anfang keineswegs glücklich. Mehrere Sachen waren zurückgelassen worden und man verfehlte die vorausgeschickten Leute. Erst nach langem Umherirren traf man sie zu später Stunde im Dorfe Diggigi. Hier brachten Vogel und Barth noch einen gemüthlichen Abend zu und tranken mit Begeisterung auf den glücklichen Erfolg des Unternehmens.

Gegen das viele und schwere Gepäck, welches Vogel diesmal mitgenommen hatte, — er führte seine sämmtlichen meteorologischen Instrumente bei sich — hatte Barth großes Bedenken und fürchtete sehr, daß dasselbe in dem schwierigen Gebiet jenseits Jakoba nicht werde fortzubringen sein. Das Barometer, welches Vogel mit großer Sorgfalt bis Kuka gebracht hatte, gerieth in demselben Augenblick in Unordnung, als es wieder von der Wand genommen wurde.

Von Diggigi aus begleitete Barth seinen Freund noch während des folgenden Tagemarsches und verließ ihn dann mit den besten Wünschen für den Erfolg seines Unternehmens. Nachdem später in Kuka die Karawane neue Mittel für die Expedition mitgebracht (unter Anderm 1000 Dollars in baarem Gelde) und Barth selbst die 400 Thlr. vom Scheikh zurückerstattet bekommen, hatte er die Freude, seinem Gefährten durch einen nach Adamaua reisenden Kaufmann ein Päckchen mit einigen Turkedi und etwa 15 Pfund Zucker nachsenden zu können.

Vogel nahm seinen Weg nach Südwesten, zunächst auf Gudscheba zu. Er kam hierbei wieder durch einen Theil der Landschaft Udje, welche wir bereits früher charakterisirt haben, eine Ebene von mehr als 25 Meilen Ausdehnung, abwechselnd aus Sand und Lehmboden bestehend und ganz den Charakter einer Savanne tragend. Das hohe Gras, welches weite Flächen überdeckt, verdorrt in der trocknen Jahreszeit und wird nicht selten dann durch Abbrennen beseitigt. Die Erde springt in tiefe Risse auf (siehe das Tonbild: Thierleben in der Oase, S. 128) und die spärlich vertheilten Mimosen und Akazien stehen dürr und laublos. Zahlreiche Strauße und Gazellen bevölkern dann die Gegend. In der nassen Jahreszeit stellen sich statt ihrer Elephanten und Löwen ein, die durch das austretende Wasser von ihren tieferliegenden Wohnplätzen vertrieben werden. Je weiter nach Süden, desto hügliger und zugleich fruchtbarer wird das Land. Das Gras wird so hoch, daß der Reiter zu Pferd nicht darüber hinwegsehen kann.

Die Lage von Gudscheba ermittelte Dr. Vogel auf 11° 29′ 40″ n. Br. und 11° 39′ 0″ östl. v. Gr.; die Abweichung der Magnetnadel betrug 15° 14′. — In der Umgebung von Gudscheba baut man funfzehn verschiedene Arten eßbarer Pflanzen und 47 Gewächse bezeichnen die Einwohner, welche theils Schua, theils Kanori sind, als nutzbar. Von denselben tragen 32 Arten eßbare Früchte, 3 eßbare

Wurzeln und Blätter. Weiter westlich bestehen die erwähnten Hügel aus rothem Sandstein und sind flachgipflig, von Klüften und Thälern durchschnitten. Von gleicher Beschaffenheit sind auch die östlich gelegenen Marghihügel, welche sich 4—500 Fuß erheben. Die Ebene an ihrem Fuße, aus rothem Thonboden bestehend, zeigt viele Spuren von Eisenbergwerken und die aus ihr hervorbrechenden einzelnen Felsblöcke enthalten eingesprengte Eisenerze. Overweg, der diese Marghihügel bei seiner Wanderung im Frühjahr 1852 besuchte, fand hier die größten Sandsteinbrüche Mittelafrikas. Einige Fuß unter der fruchtbaren Dammerde lagert der Quarz in einer Mächtigkeit von 2—3 Fuß. Mit Hülfe von Feuersetzen machen die Einwohner das Gestein mürbe, behauen es dann mittelst Aexten und formen es zu Mühlsteinen. Eiserne Keile und kopfgroße Kieselsteine müssen als Werkzeuge dabei dienen. Zwischen der östlichen und westlichen Sandsteinbildung ist in Baber eine Basaltmasse emporgedrungen und hat dabei ein Kalksteinflötz, das Ammoniten und Belemniten enthält, sowie Gypslager durchbrochen. Obschon Overweg damals mit den Einwohnern durch sein liebenswürdiges Wesen und vorzüglich mit Hülfe seiner Spieldose (s. S. 40) in sehr freundschaftliche Beziehungen kam, wurden ihm doch in dem Grenzorte Fika (siehe nebenan das Bild einer Frau aus diesem Orte) solche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß er auf ein weiteres Vordringen verzichten mußte. Vogel hingegen, der mit Empfehlungsschreiben vom Sultan von Sokoto, dem Oberherrn aller jener Länder, versehen war, gelangte ungehindert in die Fellata-Staaten und kam über Gabbei, die Grenzstadt von Bornu (11⁰ 4′ 10″ n. Br., 11⁰ 20′ 0″ östl. L. v. Gr.), nach **Gombe** (10⁰ 49′ 0″ n. B., 10⁰ 16′ 0″ östl. L.), einer Stadt so groß wie Kuka. Er berührte hier zuerst den Gongola-Fluß (den Fluß von Gongola), dessen Quellen er später besuchte, und hatte auf diesem Wege, den vor ihm noch kein Europäer bereist, Gelegenheit, das etwas verwickelte Flußsystem des Benuë und Komadugu zu erforschen. Das Ergebniß seiner Untersuchungen war, daß auch hier durchaus keine Verbindung zwischen beiden Flüssen stattfindet. So erreichte er wohlbehalten **Jakoba**, die Hauptstadt von Bautschi, und bestimmte astronomisch ihre Lage auf 10⁰ 17′ 30″ n. Br. und 9⁰ 28′ 0″ östl. L. v. Gr. Diese Stadt hat ihren Namen nicht von dem 1844 verstorbenen Sultan Jakob, sondern von einem in der Nähe wohnenden Heidenstamme, der Jako heißt; sie wird auch von den Fellata und Afnu nie Jakoba, sondern stets Garuh' n Bautschi genannt. Jakoba liegt 2500 Fuß über dem Meere auf einem großen Granitplateau; der Boden ist hier fünf Meilen im Umkreise nicht angebaut, sondern nur mit ungeheuren Steinblöcken und Felsen von der wunderbarsten Gestalt, meist mit blendendweißen



Frau aus Fika.

Quarzkuppen gekrönt, bedeckt. Der Boden senkt sich allenthalben nach der Stadt zu, die deshalb während der Regenzeit von einem großen Sumpfe umgeben ist. Der Ort selber ist voll großer Gruben, in denen sich das Wasser ansammelt und die zugleich als Deposit für todte Sklaven und Aas aller Art dienen. Die Ausdünstung dieser Pfühle würde unerträglich sein, wenn nicht Mutter Natur sie mit einer so dichten Schicht der Muschelblume (Pistia Stratioites) bedeckte, daß die Pflanzen, wenn sie größer und stärker werden, nicht mehr neben einander Platz haben und förmlich über einander wachsen. Der jetzige Sultan residirte nicht in der Hauptstadt, sondern lag 16 deutsche Meilen nordnordwestlich davon im Feldlager an der alten Straße nach Kano, da er bereits seit sieben Jahren im Kriege mit dem heidnischen Stamm der Sonoma war, welcher sich fortwährend durch alle entlaufenen Sklaven der Fellata rekrutirt.

„Auf einer Recognoscirung", so erzählt Dr. Vogel, „die wir nach der auf einem Felsen gelegenen Stadt der Feinde machten, fielen wir in einen Hinterhalt und wurden mit einem Hagel vergifteter Pfeile begrüßt. Meine Fellata-Begleiter ergiffen eiligst die Flucht und ließen mich zurück, um ihren Rückzug zu decken, was mir auch mittelst einer Büchsenkugel, die einen der Verfolger todt niederstreckte und die andern in wilde Flucht jagte, glücklich gelang. Am Abend schickte mir der Sultan dafür einen fetten Hammel zu. Du mußt nämlich wissen, (schrieb Vogel an seinen Vater), daß ich jetzt die Flinte recht gut handhaben kann und in Ermangelung von Schrot Perlhühner, Enten u. s. w. gar wohl mit der Kugel zu schießen verstehe. Im Heereslager des Sultans, an einem überaus ungünstigen Platze, fiel ich beinahe als ein Opfer des mörderischen Klimas; eine heftige Unterleibsentzündung und nach derselben vierzig Tage lang Dysenterie brachten mich an den Rand des Grabes. Sonderbarer Weise war ich wiederum gerade an meinem Geburtstage mehr todt als lebendig. Als ich Ende März den Sultan verließ, um zu versuchen, ob ich meine Gesundheit vielleicht an den Ufern des Benuë verbessern könnte, mußte ich mich auf das Pferd binden lassen. In Jakoba angekommen, fand ich meinen Begleiter, den ich dort zurückgelassen, um die nöthigen Vorbereitungen zu einer weitern Reise zu treffen, ebenfalls so krank, daß ein unverzüglicher Ortswechsel nöthig ward. So brachen wir denn nach Adamaua auf und am 30. April überschritt ich den Benuë gerade an der Stelle, von wo die Steamer-Expedition umgekehrt war. Meine und meines Gefährten Gesundheit verbesserte sich unverzüglich, sowie wir das im ganzen Sudan verrufene Jakoba hinter uns hatten. Von allen Seiten von Granitfelsen von den sonderbarsten Formen und dicht von heidnischen Stämmen bewohnt, umgeben, bietet die Gegend um die Hauptstadt Bautschis einen Anblick dar, der den Reisenden wirklich daran erinnert, daß er sich im Innern des räthselhaftesten und wunderbarsten aller Erdtheile befindet.



Frau aus Jakoba.

Höhenrauch ist in den bergigen Distrikten Bautschis sehr häufig, ganz wie in Thüringen, mit dem nämlichen jodartigen Geruche. Oft verhüllt er 4 — 5 Tage die ganze Gegend, bis ein heftiges Gewitter ihn niederschlägt. Von Metallen habe ich Ueberfluß von Eisen, Blei und Zink gefunden, aber weder Kupfer noch Silber. Blei ist Monopol des Sultans, der die Minen sämmtlich verschlossen hält und nur von Zeit zu Zeit einen kleinen Vorrath herausnehmen läßt. Es ist deshhalb ziemlich hoch im Preise. Der einzige Gebrauch, den man hier zu Lande davon macht, ist, es zu pulverisiren und die Augenlider damit zu färben, — sehr zur Beförderung der Ophthalmie."

Der von Dr. Vogel erwähnte Höhenrauch, dessen Entstehung man in Deutschland gewöhnlich den in der nördlichen Ebene üblichen Moorbränden zuzuschreiben pflegt, müßte, wenn dieser Erklärungsversuch der allein richtige ist, vielleicht in den Grasbränden seine Veranlassung finden, welche auch im Sudan allgemeiner Gebrauch sind.

Bautschi ist eine Provinz des großen Fellata-Reiches und verpflichtet, dem Sultan von Sokoto Tribut zu zahlen und zum Heeresaufgebot Mannschaften zu stellen. Als Clapperton zum zweiten Male den Sudan besuchte, hatte der Scheikh von Bornu, el Kanemi, einen Kriegszug gegen dies Land unternommen und war anfänglich glücklich dabei, erlitt aber schließlich hier eine entschiedene Niederlage, aus welcher sich nur ein geringer Theil seiner Macht rettete.

Südlich von Jakoba, in der Richtung nach dem Benuë hin, ist das Land von Kannibalenstämmen bewohnt, mit denen die muhamedanischen Bewohner von Bautschi sehr wenig Verkehr haben. Es sind die Njem-njem und Tangala. Der Name Njem-njem ist ein Collectivname, ähnlich in der Bedeutung unsern „Menschenfressern", da „Njem" in der Sprache der Mrteng (drei Tagereisen südöstlich von Jakoba), welche die allgemeine aller Heiden zwischen Jakoba und dem Benuë ist, Fleisch bedeutet. Der wildeste und bedeutendste Stamm derselben sind die Tangala, die eine Bergkette am Ufer des Benuë (oberhalb des von der „Plejade" besuchten Ortes) bewohnen, die sich durch einen überaus prächtigen Pik auszeichnet, der sich gegen 3000 Fuß über die Ebene erhebt. Diese Leute haben sich bis jetzt unabhängig erhalten und werden nur hin und wieder durch Raubzüge des fünf Tagereisen von ihrem Wohnplatze residirenden Sultans von Gomba beunruhigt. Sie kommen selten in die Ebene hinab, um eiserne Werkzeuge zum Ackerbau für Korn einzuhandeln.

„Beide Stämme, die Njem-njem und Tangala", fährt Dr. Vogel in dem oben angeführten Schreiben vom 5. Dezember 1855 fort, „habe ich besucht und bin recht wohl aufgenommen worden. Die Tangala, der Schrecken der umliegenden Gegend, sind wirklich wilde Bursche, die Menschenfleisch allem andern vorziehen. Entweder war ich ihnen zu mager, oder meine Flinte flößte ihnen einen heilsamen Schrecken ein, kurz, sie hielten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung, und nur einige der kühnsten kamen nahe genug, um die Perlen u. s. w., die ich ihnen entgegen hielt, in Empfang zu nehmen. Daß sie die Kranken ihres Stammes essen", fährt Vogel fort, „ist unwahr; ich habe zufällig zwei Leute in ihren Dörfern sterben sehen und

gefunden, daß sie mit äußerster Sorgfalt gepflegt wurden; nach ihrem Tode brachen die Verwandten in das gewöhnliche Jammergeschrei aus, was die ganze Nacht hindurch erschallte. Dagegen essen sie alle im Kriege erlegten Feinde; die Brust gehört dem Sultan, der Kopf, als der schlechteste Theil, wird den Weibern übergeben. Die zartern Theile werden an der Sonne getrocknet und dem gewöhnlichen Mehlbrei als Pulver beigemischt. Wenn sie Mangel an Proviant haben, verkaufen sie ihre Kinder an die Fellata und nehmen für einen Knaben von 10 Jahren gewöhnlich drei Ochsen, deren jeder einen Werth von 1½ Dollars hat. Ich sah sie einen Ochsen schlachten; das Fett wurde unverzüglich geschmolzen und in unglaublichen Massen getrunken.

Die Religion aller südlich von Jakoba lebenden Stämme ist ein und dieselbe. Dieselbe nähert sich dem Fetischmus der Congo=Neger. Sie haben eine Art Gottheit, den „Dodo", die ein Collectivum der Seelen aller Verstorbenen zu sein scheint. Diesem Dodo bauen sie eine an allen Seiten verschlossene Hütte, gewöhnlich unter einer Gruppe von Rimi (Limi)= oder Baumwollenbäumen (Ceiba guineensis). Die Lücken zwischen diesen werden bis auf eine kleine Oeffnung sorgfältig mit stachligen Euphorbien verschlossen. In der Hütte steht ein Pfahl, der oben in drei Zweige ausläuft; auf diesem steht ein Töpfchen und neben ihm zwei andere kleine Thongefäße. Wenn der Gafuli (Durrah) reif geworden, begiebt sich der Dodo, der sonst immer in diesem Hause wohnt, in den Wald, um sieben Tage und sieben Nächte zu tanzen. Dann allein wagen sich die Männer (eine Frau darf sich nie dem Heiligthum nähern) in die Hütte, opfern Hühner und füllen von den beiden untern Gefäßen eins mit dem Blute und den Köpfen derselben, das zweite mit dem gewöhnlichen Mehlbrei, der für diese Gelegenheit von einem Manne gekocht sein muß, das oberste mit Busa=Bier (Bischna, Cyperus escul.). Da ich ohne Zelt reiste, fand ich es sehr bequem, in diesen Dodohäusern zu logiren, wo ich vor allen Diebereien sicher war; kein Mensch wagte sich in die Nähe derselben. In der Mitte dieser Häuschen ist ein Kreis von aufgeworfener Erde, mit kleinen, weißen Federn geschmückt. Vor jedem Hause im Dorfe steht ein dreifach gespaltener Pfahl, mit einem Töpfchen darauf, in das von Zeit zu Zeit Busa gegossen wird, und man bat mich stets flehentlich, dieses Gefäß nicht zu beschädigen. Vor dem Hause des Sultans erhebt sich eine hohe Stange, an der die Unterkiefern alles erlegten Wildes und geschlachteten Viehes aufgehängt werden; sollte Jemand dies zu thun unterlassen, so würde er in Jagd und Viehzucht nur Unglück haben. Die Todten werden sieben Tage lang in sitzender Stellung bis an den Kopf eingescharrt, während welcher Zeit man eine förmliche Katakombe von etwa 20 Fuß Länge und 4—6 Fuß Breite und Höhe für sie gräbt, mit drei Eingängen, die man später mit Steinen verstopft. Am siebenten Tage wird der Leiche der Kopf abgeschnitten und der Körper auf zahlreiche Matten so weich und gut wie möglich gebettet (denn wenn er nicht gut liegt, so kommt er wieder), auf dem Grabe eine Art Denkmal von Strohbündeln errichtet und der Kopf in der Nähe beigesetzt, der der Männer in Stroh eingebunden, der der Weiber in einem Topfe. Die Hütte, in der ein Mann gestorben, wird sogleich von allen Angehörigen verlassen und zerfällt bald.

Die zum Muhamedanismus bekehrten Heidenstämme amüsiren sich stets noch zur Erntezeit mit einer Darstellung des Dodo. Ein Mann, von dessen Kopfe und Gürtel Gafuliblätter herabhängen, erscheint von Trommelschlägern begleitet und beginnt zu tanzen, während seine Begleiter kleine Gaben für ihn einsammeln. Störche werden in großen Ehren gehalten, und als ich einmal einen derselben schoß, zogen unverzüglich sämmtliche Bewohner des Dorfes mit Sack und Pack davon und ich blieb alleiniger Inhaber von etwa ein Dutzend Hütten."

Ueber die genannten Njem-njem (Yemyem) hatten sich früher die wunderbarsten und schauerlichsten Gerüchte verbreitet, von denen mehrere durch obige Mittheilungen Dr. Vogel's durchaus widerlegt worden sind. Sie sind auch derjenige Menschenstamm, den man als „geschwänzt" bezeichnete und welcher nach der Meinung Vieler deshalb möglichen Falls den systematischen Uebergang vom Thier zum Menschen darstellen möge. Schon 1677 hatte der holländische Reisende Jan Struys von einem solchen geschwänzten Afrikaner erzählt, dessen Schweif mehr als einen Fuß lang gewesen sein sollte; andere Angaben schreiben jener Verlängerung der Rückenwirbelsäule eine Länge von einem Zoll zu, wieder andere lassen sie bis auf zwei Fuß anwachsen. Manche halten eine Verwechselung des von uns bei den Mußgo und Tubori erwähnten Fracks mit einem Schweife für möglich, während wieder Andere jenes ausschließliche Kleidungsstück als eine Decke des sonderbaren Anhängsels betrachten möchten. Du Couret theilte am 20. August 1849 der Akademie der Wissenschaften in Paris mit, daß er in Mekka einen Neger aus Mittelafrika gesehen, der einen Schweif von 2—3 Zoll Länge besessen habe, und Herr Francis de Castelnau erzählt in einer Broschüre über denselben Gegenstand Einzelnheiten, welche großen Schein von Wahrheit trugen. Genannter Reisender hatte es sich nämlich zur Aufgabe gemacht, sich von den in Bahia befindlichen Sklaven über unbekannte Theile Inner-Afrikas erzählen zu lassen, und einer derselben theilte ihm mit: er habe mit den Haussa unter dem Befehl des Sultans von Kano eine Expedition gegen die Njem-njem mitgemacht. Eines Tages hätte man einen Trupp dieses Volkes bemerkt, der im Sonnenschein schlief. Man näherte sich ihnen und tödtete sie sämmtlich. Sie hatten alle, Männer und Frauen, einen ansehnlichen Schweif. Sonst glichen sie den übrigen Negern und waren ohne jede Bekleidung. Nach einigen Tagen stieß die Expedition auf mehrere andere Gruppen, die ebenfalls erschlagen wurden. Eine dieser Gruppen war gerade mit einer Mahlzeit beschäftigt, die aus Menschenfleisch bestand. Drei Menschenköpfe hingen von langen, in die Erde gerammten Pfählen röstend über der Flamme. Der Neger erzählte ferner, daß er den Schweif bei Männern und Frauen vorgefunden, und daß der Sultan von Kano deshalb den gefangenen und um Gnade bittenden Häuptling der Njem-njem habe tödten lassen, weil Niemand Sklaven mit Schwänzen kaufen würde.

Noch ausführlicher, aber mit vielen offenbaren Irrthümern gemischt sind die Nachrichten, welche Dr. Hübsch über die geschwänzten Menschen des Sudan mittheilt. Wir glauben aus dem vollständigen Schweigen Dr. Vogel's über jene doch außerordentliche Eigenthümlichkeit, die er bei seinem längern Aufenthalt unter

jenem Volke weder übersehen hätte, noch unerwähnt gelassen haben würde, bestimmt schließen zu dürfen, daß jene Erzählungen auf einem Irrthum beruhen.

„Mein Versuch", erzählt Dr. Vogel in seinem Reiseberichte weiter, „nach Adamaua vorzudringen, mißlang leider, da die an der Straße lebenden Kirdi [Baschama*)] in vollem Aufstande gegen den Sultan von Jola begriffen waren und ihn mit großem Verluste zurückgeschlagen hatten. Nach einem Monate vergeblichen Wartens, fast jede Nacht durch Angriffe alarmirt, und nachdem eine mich begleitende Sokoto-Karawane, welche die Straße forciren wollte, eine halbe Tagereise von meinem Lager (in dem mich ein verwundetes Pferd zurückgehalten) bis auf zwei Mann gemordet worden war, sah ich mich leider genöthigt, nach Gombe zurückzugehen (4 Tagereisen östlich von Jakoba), wo ich, da ich fast alle Packpferde verloren hatte, mein Gepäck unter Obhut meines Begleiters zurücklassen mußte."

Von Gombe aus theilte Dr. Vogel seinen Freunden in London (insbesondere Dr. Barth) in einem mit Bleistift geschriebenen kurzen Billet den Erfolg seines Unternehmens mit. Die ursprünglichen Bewohner des weiten Gebietes am Benuë und dessen Zuflüssen gehören hauptsächlich dem großen Stamme der Batta an. Sie sind ein schöner, sehr dunkelfarbiger Menschenschlag mit wenig aufgeworfenen Lippen und regelmäßigen Gesichtszügen; ihre Sprache zeigt viel Verwandtschaftliches mit derjenigen der Marghi und Mußgo.

So weit das Gebiet des Benuë bis jetzt bekannt ist, sondert es sich in Bezug auf seine Bodenbildung in das weite flache Thal, das Ueberschwemmungsgebiet des großen Stromes und in die nördlich und südlich dasselbe begrenzenden bergigen Gegenden. Das erstere trägt alle Vortheile und Nachtheile eines wassereichen Tropenlandes. In Folge der bedeutenden Ueberschwemmungen entbehrt das Ufer des Benuë fast alles Baumwuchses und ist theils mit Schilfdickichten, theils mit hohen saftigen Gräsern und Kräutern bedeckt. Zur Regenzeit steigt der Benuë 50 und mehr Fuß über seinen gewöhnlichen Spiegel und behält gegen 40 Tage lang, vom 20. August bis Ende September, seinen hohen Stand. Sobald sich die Fluten wieder in das gewöhnliche Bett zurückgezogen haben, bleiben auf weite Flächen hin frischgrüne, üppig sprossende Savannen zurück, welche gegenwärtig von den viehzüchtenden Fellata als treffliche Weiden für Rinderherden benutzt werden, die aber eben so gut auch üppige Reisfelder abgeben würden, wenn der Bau dieses Getreides hier eingeführt würde. Gegenwärtig baut man keinen Reis daselbst, denn die Mehrzahl der am mittlern Benuë wohnenden Fellata ist von Bornu aus eingewandert und in diesem Reiche ist der Anbau jener Frucht gänzlich vernachlässigt. An der Stelle, wo der Faro sich mit dem Benuë vereinigt, hat letzterer während des niedern Standes etwa 1200 Schritt Breite bei einer Tiefe von 10—12 Fuß, der Faro bei 900 Schritt Breite 2—3 Fuß Tiefe. Der letztere ist reißend und bekundet noch an seiner Mündung seine Natur als Bergstrom; er entspringt nämlich sieben Tagereisen südlich am Berg Labul und windet sich in seiner ganzen

*) Batschama nach Barth, an der Straße zwischen Jola und Hamarrua. Mit dem Fürsten von Hamarrua scheint Dr. Vogel sich recht gut gestellt zu haben.

Länge durch Bergland. Nach den Nachrichten, welche Dr. Vogel über den Benuë einzog, schien es ihm, als ob ein Hauptarm dieses Stromes aus dem früher beschriebenen Tubori-Sumpfe (S. 239) seinen Ursprung nähme. Hierfür schien auch der Umstand zu sprechen, daß der Benuë selbst in der trocknen Jahreszeit in seinem obern Laufe doch immer 4 — 6 Fuß tiefes Wasser hat, was dann ohne alle Strömung vollkommen still steht, während doch das Flußbett weiter unten nirgends durch Sandbänke vollkommen abgesperrt ist.

Höchst malerisch und zugleich gesund und fruchtbar sind die Landschaften zwischen den Südabhängen des Mandara-Gebirges und dem Benuë. Granit ist die vorherrschende Gesteinart. Er tritt vielfach in massenhaften Stöcken auf, die schwer zugänglich sind und als natürliche Festungen noch bis in die Gegenwart unabhängigen heidnischen Negerstämmen, Abtheilungen der Batta, zur Wohnung dienen. Aus der Verwitterung des Gesteines bildet sich fruchtbare Erde, so daß mit Felsenpartien, mit Wildnissen, aus einem Chaos übereinandergestürzter Blöcke bestehend, üppige Wiesen, Waldgruppen und reichlich tragende Kulturfleckchen in lieblichster Mannchfaltigkeit wechseln.

Die Regenmenge, welche jährlich hier fällt, ist außerordentlich und in Folge derselben auch die Pflanzenwelt üppig entwickelt. Das Ackerland, auf dem die indische Hirse oder das Negerkorn gebaut wird, ist von mächtigen Affenbrodbäumen oder Butterbäumen überschattet, und der Nachtheil, welcher dem Landmann dadurch entsteht, daß ihm der Raum durch die Baumstämme beeinträchtigt wird, gleicht sich einmal durch den Frucht- und Blattertrag der Bäume wieder aus, wird aber vorzugsweise durch den Schatten selbst reichlich wieder aufgewogen, welcher dem Feldarbeiter in jenem Klima unentbehrliches Bedürfniß ist. An den Wohnungen sind zum Theil dieselben Gewächse als Frucht- und Schattenbäume gepflanzt, die wir in den Haussa-Staaten erwähnten: die Gonda (Melonenbaum, Carica) erhebt ihre schöne Krone, Kornubäume und Kautschukfeigen wechseln mit einzelnen Terebinthen. Der gemüseliefernde Hadjilidj (Balanites), der Karrage treten in Menge auf und der Ricinus ist im Gesträuch massenhaft vorhanden. Der Baubaubusch, in den Waldungen häufig, trägt eine eßbare Frucht. Die Dattelpalme fehlt, dagegen ist die Deleb- neben der Dumpalme desto zahlreicher vorhanden. Zu diesen bekannten Formen treten aber eine große Menge neuer Gestalten. An einzelnen Stellen wird die Oelpalme (Elais guineensis) häufig, beide Arten fruchtreicher Bananen gedeihen unter der Pflege des Menschen neben dem Pandanus, die Kigelia mit ihren ungeheuren, an seilähnlichen Stielen herabhängenden Früchten wird von der schlanken Rimi (Eriodendron), dem heiligen Baum der Neger, überragt. Größer ist die Zahl derjenigen Gewächse, die, noch nicht von einem Europäer beschrieben und benannt, hier grünen und noch ihres Entdeckers harren. Eine solche fremdartige Gestalt ist es, die uns auf dem nebenstehenden Bilde auffällt und sich durch die armleuchterartig getrennten Stämme mit kugligen Kronen an den Spitzen auszeichnet. Bananenähnliche hohe Stauden treten auf und erinnern an jene Formen, welche Heuglin im südlichen Abessynien angepflanzt fand.

Die Hauptfrucht des Landes ist die Erdmandel (Arachis, s. S. 235). Man baut vorzugsweise die süßschmeckende Abart, und Brei, der aus derselben bereitet wird, bildet die tägliche Speise der Bewohner. Die bittere Sorte ist vortheilhafter zur Oelgewinnung. Auch die ölreichen Samen des Sesam, den man mehrfach antrifft, dienen zur Darstellung von Brei und Pudding. Als Erdfrucht kultivirt man noch eine hier ursprünglich einheimische, Godjia genannte Pflanze. Kürbisgewächse: Riesenkürbis und Lagenarien, die malerisch die Hütten und Fruchtbäume umranken, geben in ihren zähen Schalen Geschirr und Tischgeräth, Schüsseln und Löffel.

Die Thierwelt des Landes ist noch wenig bekannt. Große Mengen von Termiten bewohnen die Ufer des Benuë und scheinen einer besondern Art anzugehören, denn ihre Bauten haben keine der gewöhnlichen Formen, welche durch ihre vielfachen Spitzen und Zinnen an gothische Bauwerke erinnern. Sie ähneln vielmehr Schanzwerken, zur Vertheidigung des Landes von Menschenhand aufgeworfen, und ziehen sich als abgestumpfte Pyramiden in mehreren Reihen lang am Ufer hin, offenbar unter der Erde durch Gänge in Verbindung stehend. Die nie austrocknenden großen Wasserlöcher und Teiche, die sowol in der Thalebene als auch in den hügligen Gegenden vielfach vorkommen, sind von Krokodilen bevölkert, die auch dem Hauptstrome und den größern Nebenflüssen nicht fehlen. Flußpferde sind häufig und kommen zur Nachtzeit ans Land, um das üppige Gras abzuweiden. Die interessanteste Gestalt, welche aus dem Thierreich jenes Gebietes bis jetzt bekannt geworden, ist der Ajuh, ein Geschöpf, das nach den Erzählungen der Eingebornen halb Mensch, halb Thier sein sollte und dessen nähere Kenntniß wir Vogel's Eifer verdanken. Es glückte ihm, in Besitz des Ajuh zu kommen, und er liefert nachfolgende Beschreibung von ihm.

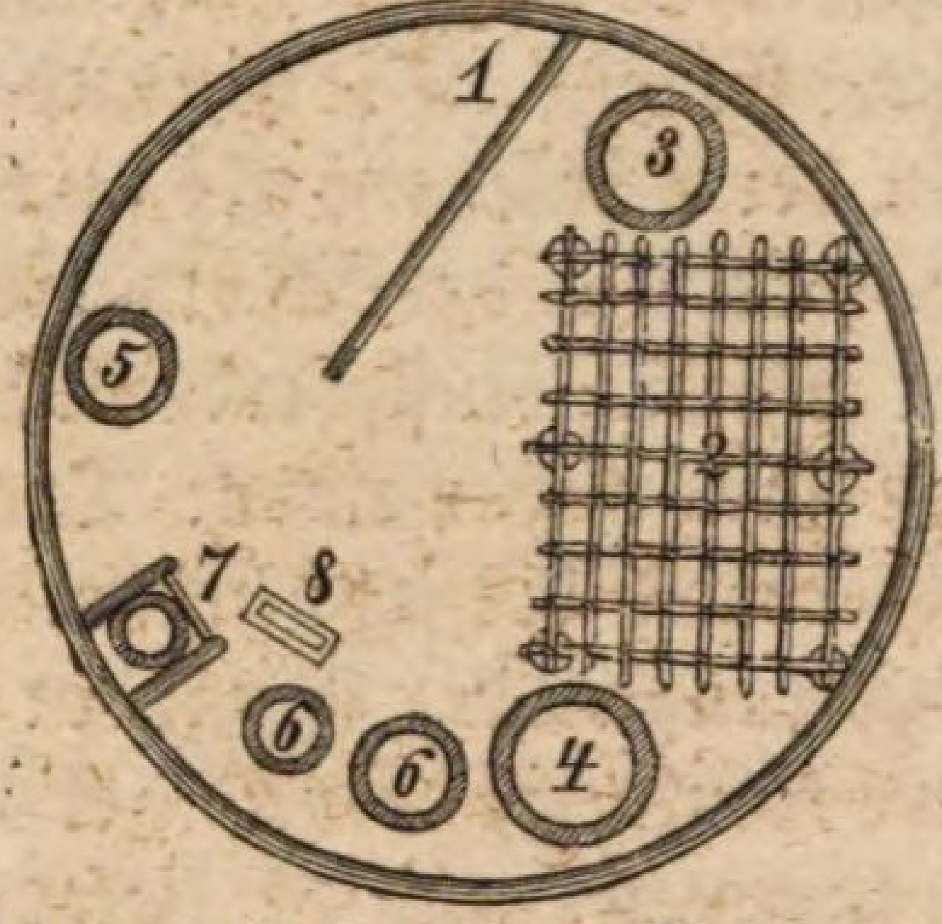
„Der Ajuh. Schwanz horizontal, schaufelförmig, zwei Flossen dicht hinter dem Kopfe mit drei dreifach gegliederten Knochen, die in einem kurzen Nagel endigen. Kopf spitz, Oberlippe gespalten, Maul außerordentlich klein (bei einem Exemplar von 5 Fuß Länge war der Kopf 18 Zoll lang, 15 Zoll hoch, Mundöffnung 3 Zoll), Nasenlöcher nach vorn gerichtet, dicht über der Oberlippe, halbmondförmige Spalten; Augen nach oben gerichtet, dicht hinter den Nasenlöchern stehend (beim erwähnten Exemplare nur 3½ Zoll von der Schnauzenspitze), auffallend klein (3 Linien im Durchmesser), schwarz. Keine Spritzlöcher. Harter Schlund, angewachsene Zunge, im Ober- und Unterkiefer auf jeder Seite 5 Backenzähne (mit 6 Spitzen und 3 Wurzeln jeder), nur wenige Linien über das Fleisch vorragend; Vorderzähne fehlen, statt derselben besetzen starke kurze Borsten die Kiefern. Farbe dunkelgrau, auf dem Bauche weißlich grau, Rücken mit einzelnen groben rothen Haaren besetzt.

Der Ajuh wird bis 10 Fuß lang und lebt auf überschwemmten Marschen am Benuë; sowie das Wasser fällt, verläßt er den Fluß und geht dem Meere zu. Wenn der Ajuh mit dem großen Wasser wieder erscheint, bringt er gewöhnlich 1—2 Junge mit, die dann 3—4 Fuß lang sind. Die Knochen sind hart wie Elfenbein und es werden Ringe daraus verfertigt. Fett und Knochen sind im ganzen Sudan

als Arzneimittel berühmt. Die Nahrung des Ajuh besteht nur aus Gras; im Kothe, der dem der Pferde in Farbe und Gestalt gleicht, habe ich nie eine Spur von Fischen gefunden, die er seines kleinen Maules wegen auch schwerlich fangen könnte. Der Ajuh ist außerordentlich fett und Fett und Fleisch sehr wohlschmeckend, dem Schweinefleische ähnlich. Die Haut wird zur Verfertigung von Reitpeitschen benutzt. Der Ajuh ist keineswegs häufig und es ist stets ein großes Fest, wenn einer gefangen wird."

Der Ajuh gehört zu den walfischähnlichen Säugethieren und ist eine neue Art der Gattung Manati, nahe verwandt dem Manatus senegalensis. Zu Ehren seines Entdeckers hat man ihn Manatus Vogelii genannt. Der Ajuh ist auch im Niger (Issa) bei Timbuktu vorhanden und war vermuthlich der heilige Fetischfisch der Sonrhay.

Der Elephant ist in den sumpfigen Theilen der Benuë-Länder häufig, und in den östlichen Distrikten kommt das Nashorn nicht selten vor. Wilde Büffel und Antilopenarten bevölkern die Waldungen und werden von Leoparden, Hyänen und einem andern „Hammafurde" genannten Raubthiere verfolgt. Der Löwe ist selten. Unter den Vögeln sind in den südlichen Provinzen Papageien in großer Menge vorhanden.



Grundriß einer Batta-Wohnung.

1. Thür. 2. Bett. 3 u. 4. Kornurnen. 5. Wasserkrug. 6. 6. Thonpostamente. 7. Herd. 8. Schemel.

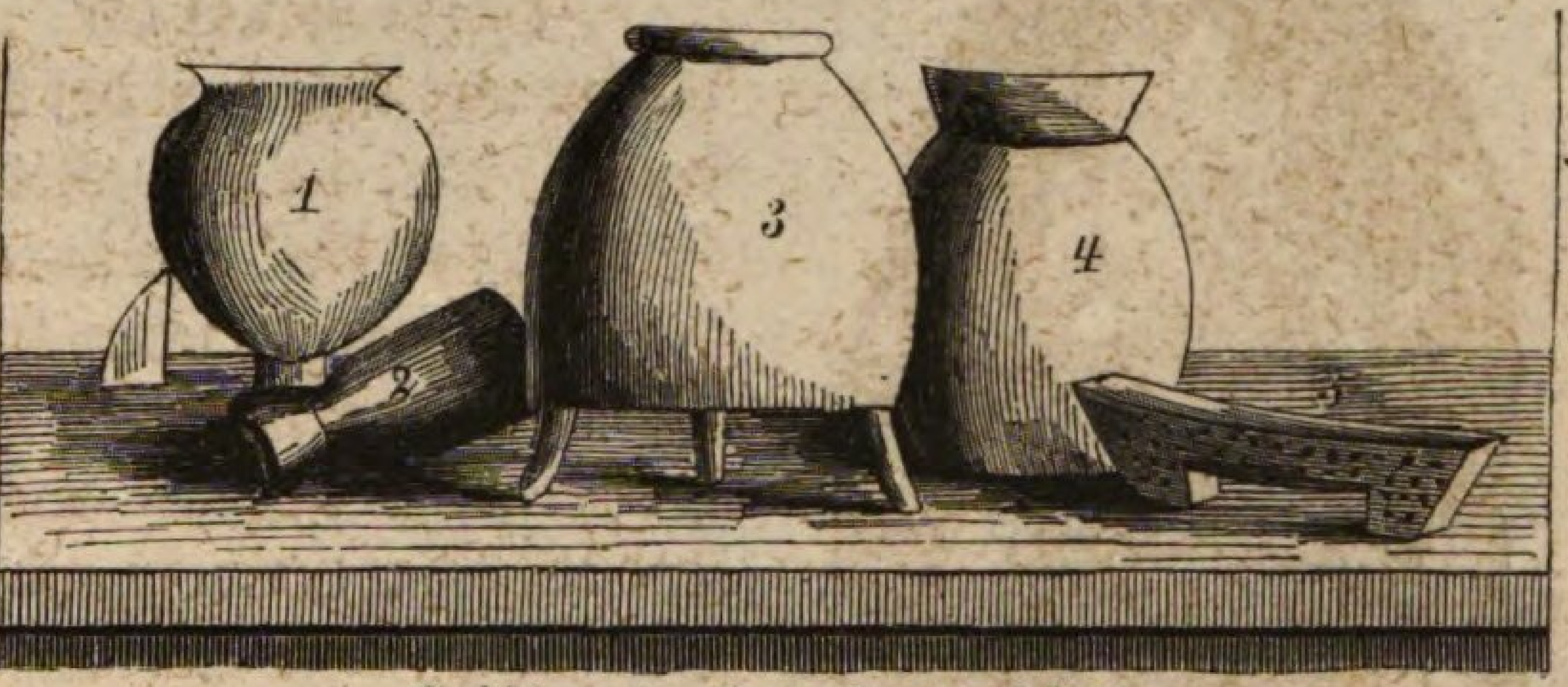
Die eingebornen Völker sind vorzugsweise ackerbautreibende, doch beschäftigen sich jene Stämme, die in ihren Bergen Eisenerze finden, auch mit Gewinnung und Bearbeitung des Eisens. Sie schmieden aus demselben Ackergeräthe, besonders Hacken, und Waffen, namentlich Speerspitzen.

Die Wohnungen der Batta sind dem mit überreichem Regen gesegneten Klima ganz angepaßt. Sie bestehen aus festgearbeiteten, geglätteten Thonmauern und einem kegelförmigen, dichtgeflochtenen Strohdach. Um das Eindringen der Regenfluten zu verhüten, läßt man eine Schwelle von einigen Zoll Höhe, die Thüröffnung selbst ist 3 Fuß hoch, bei einer Weite von 15 Zoll. Beistehende Figur stellt den Grundriß einer solchen Batta-Hütte vor. Bei 1 gelangt man durch die Thür in das Innere, welches etwa 12 Fuß im Durchmesser hält. Man befindet sich zunächst in einem freien Raume, der durch eine 6 Fuß hohe Thonmauer, die aber oben nicht mit dem Dache in Verbindung steht, von dem übrigen Theile der Hütte abgeschlossen ist. In dieser Vorhalle empfängt man Bekannte, Fremde läßt man natürlich gar nicht ein. Hier steht auch der große Wasserkrug (Fig. 5 und S. 287 Fig. 4). Der Wasserkrug behält stets seinen festen Platz und wird mit Hülfe von kleinern Gefäßen geleert und vollgeschöpft.

An der Wand der Hütte, gerade in der Verlängerung der Scheidemauer befindlich, ist der einfache Kochherd angebracht (Fig. 7 — S. 287 Fig. 1). Der Kochtopf wird auf demselben durch drei halbkuglige Thonstücken gehalten und der Rauch sucht durch die Thür einen Ausweg zu gewinnen. Die Lage des Herdes be-

fördert den Luftzug zum bessern Brennen. Neben dem Herde sind gewöhnlich ein Paar postamentartige Thonstützen, welche als Tisch oder Küchenbank dienen und auf welche die Hausfrau Töpfe und Kalebassen setzt (S. 286 Fig. 6. 6; folgende Abbildung Fig. 2 zeigt einen solchen Träger umgelegt). Vor dem Herd hat auch gewöhnlich ein Sitzbänkchen von Holz (S. 286 Fig. 8 — S. 287 Fig. 5) seinen Platz, das durch regelmäßige Vertiefungen verziert ist.

Der größte Theil des abgeschlossenen innersten Raumes, das Heiligthum der Familie, wird durch das Bett ausgefüllt (S. 286 Fig. 2). Es ruht dasselbe auf 3 Fuß hohen Thonstützen und wird durch eine Lage geflochtener junger Baumzweige gebildet. Am Kopfende des Lagers steht die große Kornurne, bei 6 Fuß Höhe und 2 Fuß Durchmesser in ihrem stärksten Theile messend (Fig. 3) und an den Füßen eine zweite, halb so große, aber breitere (Fig. 4 — beistehende Fig. 3). — Beide Urnen enthalten nicht nur den nothwendigsten Kornbedarf für die Familie, sondern dienen der Frau gleichzeitig als Schrank und Kiste, um ein übriges Kleidungsstück, ein Ledertäschchen, eine Schnur Glasperlen u. dgl. aufzubewahren. Die Kleidung der Bewohner ist ziemlich einfach und bedarf deshalb in der Einrichtung der Hütte keiner besondern Vorrichtungen: ein Hemd, ein Beinkleid und eine Mütze genügen dem Manne und er trägt dieselben gewöhnlich so lange, bis sie in Stücken zerfallen. Sandalen gehören schon zu den Luxusartikeln. Der Reichthum der Frau dehnt sich gewöhnlich bis auf ein Paar Tücher oder Kleider und ein Paar kleine Lederbüchschen aus. Außerdem sind in der Hütte noch mancherlei Geschirre aus Kürbisschalen: Trinkschalen, Schöpflöffel u. dgl.



Geschirre in einer Batta-Hütte.

1. Kochtopf. 2. Thonpostament. 3. Kleine Kornurne. 4. Wasserkrug. 5. Schemel.

Die Batta waren ehedem in zahlreiche kleine Stämme zerspalten, von denen gegenwärtig noch einige ihre Unabhängigkeit bewahrt haben und durch ihre schwerzugänglichen Wohnplätze in den Felsen und ihre selbst geschmiedeten Speere geschützt, ununterbrochene Fehde gegen die Nachbarn führen. Das größte Reich, was sie ehedem gebildet hatten, war Fumbina; es ward im Anfang dieses Jahrhunderts bei der religiösen und politischen Erhebung der Fellata durch einen begeisterten Anführer derselben, Adama, erobert und nebst einigen Nachbarländern zur Provinz Adamaua umgeschaffen, die dem großen Sultan der Fellata in Sokoto unterthan war. Das Land Adamaua besitzt in der Richtung von Nordost nach Südwest eine Länge von 50 und eine Breite von 16 — 20 Meilen. So schiebt es sich keilartig zwischen eine Anzahl heidnischer Ländchen hinein, mit denen es in ununterbrochenem Kampfe begriffen ist, denn den Fellata ist es heiliges Gesetz: mit dem Schwert in der Hand die Ungläubigen zu bekehren. Zahlreiche Glieder

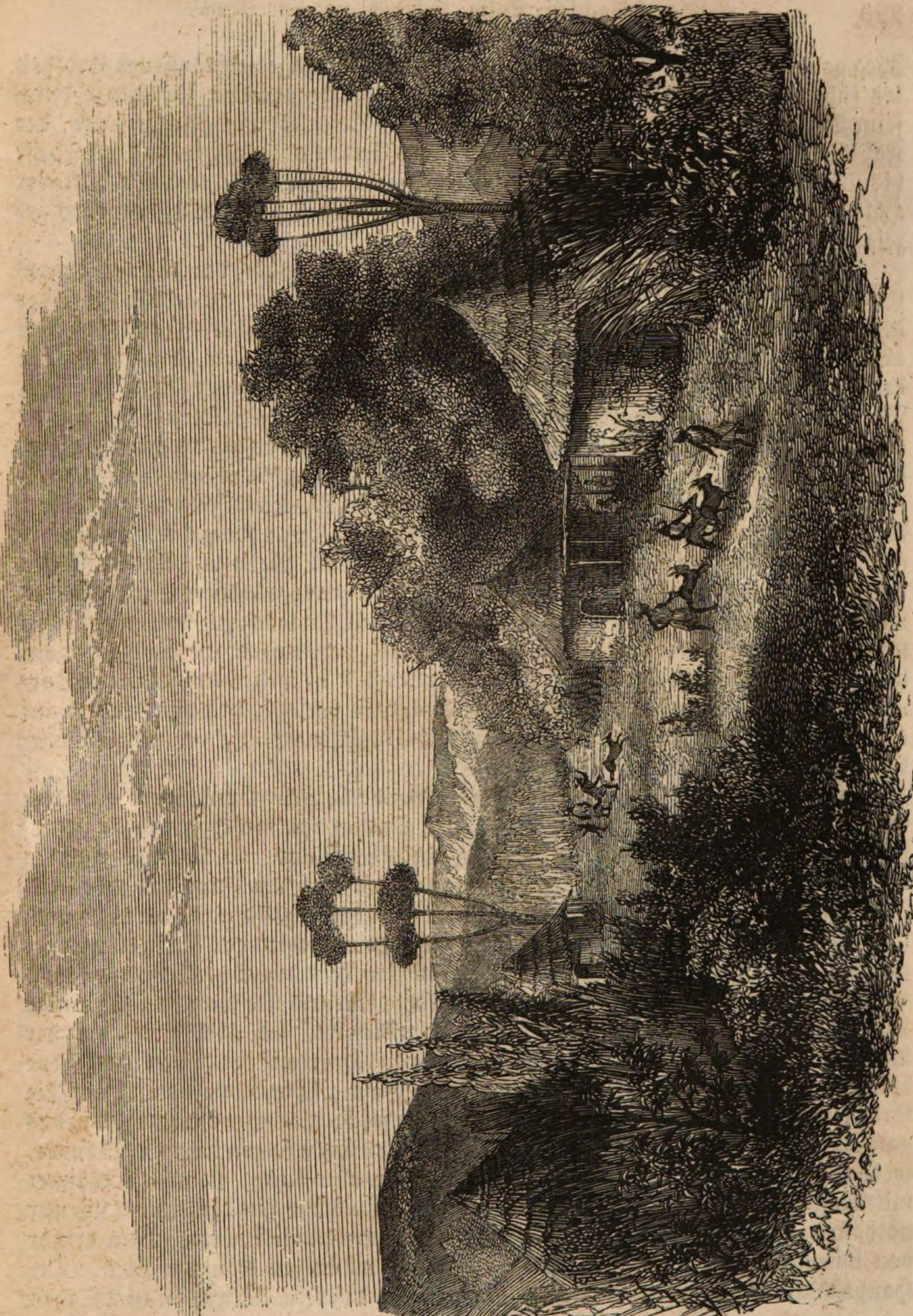
dieses Stammes hatten schon seit langen Zeiten in jenen fruchtbaren Gebieten gewohnt und sich mit Viehzucht beschäftigt. Ein Fellata-Dorf erscheint schon äußerlich sofort anders als ein Batta-Ort. Die Hütten sind gewöhnlich größer und von unten bis oben hinaus von Stroh gebaut, das an einem Gestell von Zweigen befestigt ist. Zwischen Dach und Wänden ist kein Unterschied zu bemerken und dabei haben diese Hütten mitunter eine sehr bedeutende Länge, denn sie dienen gleichzeitig zur Aufnahme der Herde während der ungünstigen Jahreszeit. Bei der bedeutenden Regenmenge des Gebietes und der damit verbundenen Nachtkühle kann das Vieh nicht im Freien gelassen werden, ohne daß man es der Gefahr aussetzt, Krankheiten zu bekommen. Die Pferde des Landes sind klein und schwächlich und auch das (hier nicht weiße, wie in den Haussa-Ländern) Rindvieh scheint sich noch nicht völlig an das Klima gewöhnt zu haben, da Seuchen unter ihm nicht selten ausbrechen.


Ein Fellata.

Trotzdem daß die Fellata hier die herrschende Klasse bilden und mancher der Vornehmen gegen 1000 Sklaven besitzt, die, in besondern Dörfern wohnend, für ihre Herren das Feld bebauen, haben sie doch eine reizende Einfachheit und Liebenswürdigkeit der Sitten und ihren Einfluß auf die unterworfenen Stämme bewahrt. Ihre Hauptspeise besteht aus dem erwähnten Erdnußbrei und Milch; berauschende Getränke sind gänzlich außer Gebrauch, und mit dieser patriarchalischen Mäßigkeit verbinden die Fellata einen hohen Grad von Reinlichkeit. Sie lieben weiße Baumwollenhemden als Kleidung, und selbst ihre Sklaven, mit weißem, von der schwarzglänzenden Haut vortheilhaft abstechenden Schurz und gelber Glasperlenkette geschmückt, machen einen angenehmen Eindruck. Jede Haushaltung bereitet sich Seife zum eignen Bedarf und der Verbrauch derselben ist ziemlich stark.

Die Herrschaft des Statthalters von Adamaua, der in Jola residirt, oder wenigstens der Einfluß desselben, erstreckt sich fast bis zum Meerbusen von Benuë im Golf von Guinea. Einer seiner untergebenen Häuptlinge, der Herr von Tschemba, hat sich durch seine kühnen Heereszüge, besonders durch den letzten und größten in den Jahren 1850 und 1851 nach dem Ibo- oder Igbo-Lande und Mbafu, höchst berühmt gemacht.

Stromabwärts von Adamaua schlingt sich der Benuë durch die Gebirgslandschaft der Batschama und Sina und strömt dann nach Hamarrua; weiter westlich dehnt sich an seinen Ufern das Reich Kororofa, ehedem durch die Betriebsamkeit seiner Bewohner und durch seine ausgedehnte Macht berühmt, aus. Dann vereinigt der Benuë seine Fluten mit dem mächtigen Kowarra (Niger) und zieht als Djoliba dem Atlantischen Ocean zu. In diesem prächtigen Strome ist der Schifffahrt ein



Ein Batta-Dorf.

Weg geboten, welcher sie bis tief in das Herz des so lange verschlossenen Erdtheiles führt. Wie wir bereits erzählt, war unmittelbar nachdem Dr. Barth durch seine Berichte die Aufmerksamkeit Europas auf diesen Strom gelenkt hatte, der Kapitän Baikie mit einem Dampfer nach dem Sudan abgegangen und im Flusse bis Tschubbum (Zhibu) stromaufwärts gegangen. Hier hatte er am 3. Oktober Halt gemacht, da der Fluß ein deutliches Fallen seines hohen Wasserstandes gezeigt.

In Adamaua ist der Berg Alantika der südlichste Punkt, den das Auge eines Europäers erblickt hat. Dieser Granitstock erhebt sich aus der etwa 1000 Fuß über dem Meer gelegenen Ebene ungefähr 8000 Fuß und hat deshalb gegen 9000 Fuß absolute Höhe. Alle Versuche, weiter nach Süden vorzudringen, den Erdtheil in der Richtung von Nordwest nach Südost zu durchschneiden, mißglückten bis jetzt. Der Herrscher von Jola verweigerte Dr. Barth entschieden die Erlaubniß dazu, da es hierzu einer besondern Genehmigung seines Oberherrn, des Sultans von Sokoto, bedürfe, und Dr. Vogel, welcher einen solchen Empfehlungsbrief besaß, ward durch die zwischenwohnenden feindlichen Heidenvölker verhindert, bis Jola vorzudringen. Um so mehr Interesse gewinnen deshalb die wenigen Erzählungen der Eingebornen, die sich auf die äquatorialen Gebiete des Innern beziehen. Südöstlich von Adamaua, am obern Laufe des Benuë, war der Fellata-Feldherr **Buba** in das Land der **Dama** eingefallen und hatte nach einem hartnäckigen dreimonatlichen Kampfe die Hauptstadt jenes Gebietes, **Tibati**, bezwungen. Letztere war nicht, wie es sonst bei den Städten der Heidenvölker der Fall ist, mit einem schlichten Dornenverhau, sondern mit einem gutgearbeiteten Wall versehen und läßt deshalb auf eine gewisse Bildungsstufe der auch als geschickte Eisenarbeiter bekannten Eingebornen schließen.

Nachdem Buba sich in dem eroberten Lande festgesetzt und sogar von dem Statthalter von Adamaua, so wie von dem Sultan von Sokoto unabhängig erklärt hatte, unternahm er einen Kriegszug weit nach Süden. Er hatte, so erzählen die Eingebornen, alle seine Krieger von fern und nah am Fuße des Vogelfelsens gesammelt und brach mit zahlreicher Reiterei und großen Schaaren Bogenschützen nach Süden auf. Alle Völker, durch deren Gebiet der Kriegszug ging, wurden bezwungen, die Fluren verheert und die Leute in Knechtschaft geführt. Schließlich erreichte man eine unermeßliche kahle Ebene. Da man sich auf einige Tage mit Wasser versehen hatte, betrat man dieselbe, sah aber bald, daß der Vorrath nicht ausreichen würde. Da erreichte das Heer auf der kahlen Hochebene einen ungeheuren Baum, der, einem Walde gleich, seine Aeste überall auf die Erde senkte (wahrscheinlich eine Feige) und eine solche Ausdehnung hatte, daß das ganze Heer in seinem Schatten sich lagern konnte. Hier fingen sie zwei Männer, welche den südlichern Ländern angehörten. Es waren kurze, stämmige Männer mit langen Bärten, deren Sprache man nicht verstand und mit denen man sich nur nothdürftig durch die Dolmetscher und Zeichen unterhalten konnte. Man erfuhr von ihnen, daß sie Unterthanen einer großen, mächtigen Königin seien. Die Hauptstadt, welche letztere bewohne, sei so groß, daß kein Mensch sie in 2 Tagen

umgehen könne. Durch diese Angabe ward das Heer so erschreckt, daß es vom weitern Vordringen abstand und umkehrte.

Von Gombe aus ging Dr. Vogel in der schlimmsten Periode der Regenzeit, ohne Zelt und mit Geld und Gepäck Alles in Allem höchstens 15 Dollars im Vermögen besitzend, wieder westlich nach den Städten Salia und Bebedschi, um so Lander's, Clapperton's und Barth's Entdeckungen mit denen der Benuë-Expedition zu verbinden. Er besuchte bei dieser Gelegenheit die Quellen des Gongola, eines Nebenflusses vom Benuë, von denen die Eingebornen behaupten, daß sie Goldsand führen. Dasselbe erzählt man auch vom Benuë selbst. Von dem Sand schickte Vogel eine Probe an den Professor Ehrenberg in Berlin und dieser theilt Nachstehendes als Ergebniß seiner Untersuchungen mit:

„Dieser Sand ist etwas gröber als gewöhnlicher Streusand, von gelblicher Farbe und enthält viele feine schwarze Theilchen (Magneteisen) und sehr viele Blättchen von Goldglimmer eingestreut. Er zeigt kein Brausen mit Säure und wird beim Glühen erst schwarzgrau, dann ins Rostrothe ziehend. In 10 Analysen der feinsten abgeschlemmten Theilchen waren 62 namhafte Formen: 16 Polygastern, 41 Phytolitharien, Pflanzenparenchym, Magneteisensand, quarziger Rollsand und Glimmer. In dieser Gebirgsablagerung fehlt die Lysicyclia Vogelii der Ebenen, aber die Gallionellen waren gleichartig; Navicula umbilicata erscheint als neue Art. Zwei große Cocconemata habe ich als C. lanceolatum und asperum verzeichnet. Die größte Zahl der Formen ist mit den schon aus Afrika bekannten übereinstimmend.

Hr. Dr. Vogel sagt in seinem an mich gerichteten Briefe in Rücksicht auf den Glimmersand des Gongola-Flusses Folgendes: „„Die Gebirge Bautschis sind lediglich grobkörniger Granit mit großen Quarzblöcken und Ueberfluß an Blei und Zink. Eisen findet sich mit dem gewöhnlichen versteinerungslosen Sandstein östlich von Jakoba in Menge, dagegen fehlen Zinn, Kupfer und Silber. Die Eingebornen halten dafür, daß die Flüsse Gold führen, der dem Sand beigemischten Glimmerblättchen wegen, von denen Sie durch meinen Vater eine Probe erhalten werden. Das Salz von Benuë (bei Dschebscheb und Bu Manda) ist lediglich ein Produkt aus der Asche des 20 — 25 Fuß hohen Grases, welches die Steppen dort bedeckt und, so wie es trocken, in Brand gesteckt wird. So wie es niedergebrannt ist, schabt man die obersten Schichten der Erde ab, laugt sie aus und kocht das Produkt ein, wobei man ein graues, wenig scharfes Salz erhält, was ziemlich theuer verkauft wird, da man damit alle Länder südlich vom Benuë und auch zum großen Theil Bautschi versorgen muß. Ein Pfund kostet 250 Wodda, etwa 3 Sgr. Einen Zoll unter der Bodenoberfläche findet man keine Spur von Salz.““

In Beziehung auf diese interessanten Nachrichten über den eigentlichen Goldgehalt des Sandes habe ich einige Prüfungen auf kleine Mengen und auf die Charaktere des Goldsandes angestellt. Wenn man den Glimmersand mit Wasser übergießt und horizontal schüttelt, so sammeln sich die goldfarbenen Schüppchen alle an der Oberfläche des Sandes und lassen sich durch Schlemmen leicht absondern, während der Quarzsand zurückbleibt. Da also die Schüppchen nicht schwe-

rer, sondern leichter sind, als der Quarzsand, so ergiebt sich daraus, daß sie kein Gold sind. Wenn man ferner diesen Goldblättchen-Sand glüht, so werden die goldfarbigen Schüppchen weiß, wie es das wahre Gold nicht wird, und verhalten sich wie Glimmer. Hiernach könnte es scheinen, als ob entschieden kein Gold in dem Sande sei. Dessenungeachtet ist die Mischung dieses Sandes den ergiebigen Goldsanden der verschiedensten Erdgegenden darin ähnlich, daß sie vielen schwarzen Magneteisensand, der vom Magnet angezogen wird, mit vielen grünlichen, gelben und weißen quarzigen Krystallen enthält, welche ganz in dem Zusammenvorkommen und der Gestaltung jener Abbildung gleichen, die in der Mikrogeologie als charakteristisch für Goldsand gegeben worden ist. Es mag mithin an einzelnen Oertlichkeiten jener Gegend wol Gold zu gewinnen sein, auch wenn der Glimmer als solcher unbeachtet bleibt.“

Dr. Vogel hat zwar seine astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, welche er auf seinen Reisen in den Provinzen Bautschi, Hamarrua und Ssegseg machte, ebenso seine meteorologischen Beobachtungen vom Jahre 1854 in Kuka nach London gesandt, wo sie vielleicht dem ihm persönlich so befreundeten Col. Sabine übergeben worden sind, über die Beschaffenheit des Landes zwischen Salia, Bebedschi und Jakoba, so wie über seine persönlichen Erlebnisse bei dieser Reise hat er Nichts näheres mitgetheilt. Vor ihm ist jener Landstrich nur von Clapperton auf seiner zweiten Reise und von Richard Lander besucht worden, als derselbe auf seiner Rückreise von Sokoto aus begriffen war. Die Stadt Bebedschi ist gut gebaut und bildet ein längliches Viereck, in welchem die Wohnung des Statthalters den bedeutendsten Platz einnimmt. Dieselbe ist in maurischem Styl erbaut. Die übrigen Wohnungen sind Hütten, welche gruppenweise von Mauern umschlossen sind. In den Gehöften hat man gewöhnlich einige Dattelpalmen augepflanzt und dieselben mit Klappern gegen Beraubung durch Vögel und Fledermäuse geschützt. Als Clapperton den Ort besuchte, fand er auf dem Marktplatze einen zahmen Strauß, den man hier zum Besten der ganzen Gemeine hielt, da man ihn als Gegenzauber gegen die nachtheiligen Wirkungen des bösen Blickes betrachtete. Die Zahl der Einwohner betrug damals gegen 25,000 und die meisten derselben beschäftigten sich mit Handel.

Von einem Granitfelsen in der Nähe Bebedschis eröffnete sich dem Reisenden eine weite, liebliche Aussicht bis nach Kano. So weit das Auge reichte, zeigten sich herrliche Ackerfelder; von den Waldbäumen waren nur der Butterbaum, eine Mimosenart und die Tamarinde stehen geblieben. Schöne weiße Herden weideten auf den üppigen Fluren, auf freien Plätzen zwischen den Triften standen Pferde angebunden. Gegen hundert Mädchen und Weiber draschen mit langen Stöcken Korn auf den Felsplatten am Fuße des Berges und der Wind diente als Worfelmaschine.

Lander reiste eine Zeit lang in Begleitung des Statthalters von Jakoba und war Willens, demselben bis zu seiner Residenz zu folgen, wurde aber gewaltsam daran verhindert.

Von Bebedschi aus zog Lander auf der Straße nach Jakoba südöstlich weiter

und kam dabei einige Tage lang durch hohes Gebirge. Schroffe Felsen erhoben sich hier zu ungeheurer Höhe. Er befand sich im Quellgebiet des Gambarufluſſes und überschritt mehrere größere und kleinere Gewässer, welche alle in der Richtung nach Nordost strömten. An einem derselben lag die Stadt Almena, am Fuße eines riesigen Granitfelsens, der sich so jäh aufthürmte, als ob er auf die Stadt herabstürzen wollte. Man erzählte dem Reisenden als Sage: eine Königin der Fanti sei vor etwa 500 Jahren mit ihrem Gemahl in Streit gerathen wegen eines goldenen Stuhles (vielleicht der Thron) und in Folge dessen mit einem Theile der Unterthanen hierher geflohen. Die Wege, welche Lander an dem Westabhange des Gebirgs hinab verfolgte, waren ebenfalls sehr beschwerlich. Die felsigen Abhänge und Schluchten wimmelten von wilden Thieren. Das Geheul der Hyänen, Tigerkatzen, Schakals und Affen ließ ihn die ganze Nacht hindurch nicht schlafen. Als er bei seiner Weiterreise Fullindu erreichte, traf er zum ersten Male Neger, welche gänzlich nackt gingen und sich über seine Kleider und seine weiße Farbe ebenso zur größten Heiterkeit veranlaßt fühlten, als er über ihr Aussehen. Uebrigens fand er in ihnen sehr harmlose Leute, die mit dem Vieh, Ziegen, Schafen und Hühnern, zusammen lebten, höchst unreinlich waren und ihre eignen Kinder für Kleinigkeiten als Sklaven verkauften. Alle trugen in jeder Lippe ein großes Stück blaues Glas von halbrunder Form, in den Ohren ein Stück rothes Holz von der Größe eines Daumens und hatten sich den ganzen Leib sammt Kopf und Haaren mit Oel und rothem Thon eingerieben. Die Gesichtszüge dieses Negerstammes vergleicht Lander mit denjenigen der Europäer.

Nachdem er bis zu den Ufern des Kadania schönes, reiches Land durchwandert hatte, erreichte er die Stadt Cuttup, von deren Reichthum, Volksmenge und reichem Marktverkehr er bereits viel hatte erzählen hören. Mit Erstaunen sah er, daß dieselbe aus fast 500 kleinen, nahe beisammen liegenden Dorfschaften bestand. Das Ganze, so erzählt er, nimmt eine große schöne Ebene ein, mit den herrlichsten Bäumen bewachsen, Pisangs und Palmen (wahrscheinlich Deleb). Man handelt mit Sklaven, Ochsen, Schafen, Gurunüssen, Salz u. s. w. Er kam mit den Einwohnern des Ortes in höchst freundlichen Verkehr und ward von ihnen gut verpflegt.

Da die Regenzeit angebrochen war, fand Lander südlich von Cuttup die Wege bodenlos, und das Weiterkommen ward so beschwerlich, daß er im Zustande äußerster Erschöpfung Dunrora erreichte. Hier holten ihn einige Reiter des Sultans von Segseg ein und zwangen ihn zur Umkehr nach Salia (Saria, S. 30), der Hauptstadt jenes Landes. Unterwegs speiste man den von der Brechruhr fast Aufgeriebenen mit gekochtem Korn, gebratenen Schlangen und Hunden. Auf nothdürftig zusammengebundenen Flößen setzte man über den angeschwollenen Kadaniafluß und passirte einen zweiten Fluß bei Macani, drei Tagereisen später einen dritten. Die Stadt Eggebi, in der man unterwegs Rast machte, zeichnete sich durch ihre Nettigkeit und Reinlichkeit in so hohem Grade aus, daß sie an englische Städte erinnerte. Endlich kam man nach Salia und Lander ward von dem Sultan daselbst höchst freundlich aufgenommen. Der Sohn des Herrschers führte

den Europäer in seinen Harem und zeigte ihn seinen 50 Baumwolle spinnenden Weibern. Diese aber stoben im höchsten Schreck über die Erscheinung des Christen schreiend und kreischend auseinander.

Die Stadt Salia (Zaria), Hauptstadt der Provinz Segseg (Zegzeg), war ehedem durch die Fellata zerstört, dann aber durch dieselben wieder neu aufgebaut worden. Sie mochte zur Zeit Clapperton's und Lander's gegen 50,000 Einwohner zählen, der Mehrzahl nach Fellata. In der Mitte der Stadt stand damals eine große, aus Lehm gebaute Moschee mit einem 40 Fuß hohen Minaret, nahe dabei die Wohnung des Statthalters. Innerhalb der Stadt gewährten zahlreiche Bäume Schatten und Brennholz. In der Umgebung des Ortes wechseln Getreidefelder mit Weideplätzen und Sümpfen. Man baut Yams, Reis, Negerhirse, Mais, Melonen und Pisangs und neben den Dattelpalmen kommen Oelpalmen vor.

Dr. Vogel war Anfang September von seiner Reise nach Salia und Bebedschi zurückgekehrt und zog noch einmal dem Benuë zu, diesmal aber auf einem andern Wege, in rein südlicher Richtung. Es glückte ihm nach unglaublichen Beschwerden die Hauptstadt Kaua (Kuana bei Barth) jenseits des Flusses zu erreichen. Bei diesem Zuge war es auch, daß er in Besitz des oben beschriebenen Ajuh gelangte. Anfang November kehrte er nach Bautschi zurück. Er hatte bei diesen Kreuz- und Querzügen den Benuë zweimal überschritten, einmal da, wo die „Plejade“ umgekehrt war, und das zweite Mal 25 Meilen stromabwärts davon. Ebenso hatte er den Komadugu Waube und den Gongola bis zu ihren Quellen verfolgt und letztern Fluß an vier verschiedenen Stellen passirt. Den Komadugu und den kleinen Fluß zwischen Bautschi und Salia überschritt er, einen jeden zweimal an verschiedenen Punkten und hatte auf diese Weise Gelegenheit genug, die Eigenthümlichkeit der Bodenbildung in diesen Gegenden, sowie die klimatischen Verhältnisse, das organische Leben derselben kennen zu lernen und seine ethnographischen Studien zu erweitern.

Am 1. Dezember 1855 kam er in dem alten Standquartier Kuka wohlbehalten wieder an.

Die Sonrhay-Staaten und Timbuktu.

Ehe wir unsern Blick nach dem Osten des Sudan wenden, nach welchem Dr. Vogel's letzte Reise gerichtet war, überschauen wir noch flüchtig jenes Gebiet, das sich westlich an die auf der glücklich vollbrachten Route besuchten Länder anschließt. Es sind dies die Länder am mittlern Laufe des Niger (Kowarra, Dscholiba, Issa), auf welche durch Mungo Park's Forschungen, Schicksale und Tod, sowie durch die Reisen Clapperton's, Lander's und Baikie's die Aufmerksamkeit Europas eine lange Reihe von Jahren hindurch gerichtet war und über welche die neuesten Expeditionen ebenfalls erst Aufschluß gebracht haben.

Der Niger und Timbuktu waren lange Zeit hindurch die Losung der afrikanischen Geographie. Durch mißverstandene und übertriebene Nachrichten irregeleitet, knüpften sich an diese beiden Namen die ausschweifendsten Träume. Jenes Gebiet ward in dem märchenhaften Schimmer zu einem Eldorado, in welchem mächtige Fürsten prachtvollen Hofstaat entwickelten und selbst die Wohnungen der Bürger von goldnen Geräthschaften strotzten.

In gleicher Weise, wie der Goldhandel, der ehemals seinen Hauptweg über Timbuktu nahm, überschwengliche Vorstellungen von dem Reichthum der Städte hervorgerufen hatte, war der Segen der Natur, die Schönheit der Landschaft am obern Niger in zu glänzenden Farben ausgemalt worden, besonders deshalb, weil die unendliche Wüste dicht daneben die stärkste hebende Folie dazu bot. Die neuesten Nachrichten über jene Gebiete, wie sie von Caillié und vorzugsweise durch Dr. Barth veröffentlicht worden sind, entkleiden zwar jene Zaubergärten ihres erträumten Flitters, geben aber durch das naturwahre Bild der Wirklichkeit des Interessanten in anderer Weise gar Mancherlei.

Der Niger selbst bietet in seinem obern Laufe so mancherlei Abweichendes, das anfänglich sogar zu falschen Schlüssen über die Richtung seines Laufes Veranlassung gegeben hatte.

Die Stadt Timbuktu wird ungefähr 900 Fuß über dem Meere liegen, Ssai gegen 350′. Der Niger beschreibt hier einen sehr großen Bogen von vielleicht gegen 500 Meilen und hat auf dieser weiten Strecke ein sehr geringes Gefälle. In großer Ausdehnung bildet er die Grenze zwischen der Wüste und fruchtbarem Lande. Im Norden hat das Gebiet dieselbe Beschaffenheit, wie wir sie bei der Wanderung durch die große Wüste näher kennen lernten; südlich vom großen Flusse treten außer dem Sandstein in den fruchtbarern Auen Gebirgsmassen aus Gneis, Granit, hübschem Marmor, Grünstein und Trachyt auf. Aus letzterer Gebirgsart bestehen z. B. die malerischen Hombori-Felsen, die zerklüftete Gruppen mit burgähnlichen Klippen, Wasserfällen und fruchtbaren Thälern bieten und sich 800 und mehr Fuß über die umgebende Ebene erheben. Am untern Ende der großen Ebene, die der Niger durchzieht, wird sein Lauf durch mehrere Felsenbarren verengt und gehemmt, welche der Schiffahrt nach dem obern Niger auf lange unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen werden, wie ja auch an ihnen Mungo Park seinen Tod und der Dampfer der letzten Expedition unter Kapitän Baikie seinen Untergang fand.

Während die übrigen von uns bisher besprochenen größern Flüsse des Sudan, z. B. der Nil, Schari, Benuë und selbst der Unterlauf des Niger, ihren höchsten Stand in den Monaten August und September als Folge der Tropenregen erreichen, hat der obere Niger bei Timbuktu seine größte Höhe Ende Januar. Mehrere Ursachen wirken hier zusammen, um diese abweichende Erscheinung hervorzurufen. Ein Hauptgrund ist in der nördlichen Lage des Quellgebietes und in der angedeuteten Richtung des Oberlaufes zu suchen. Das Land der östlichen Mandingo hat den Hauptregenfall im September und Oktober, wie auch die Gebiete der Sierra Leone und das Kap Palmas im September und Oktober bedeutende Regenfälle haben. Die anschwellenden Fluten des Niger drängen sich aber nicht in

einem tiefausgearbeiteten Flußbett zusammen, gehen nicht mit vermehrter Geschwindigkeit vorwärts, sondern verbreiten sich in den völlig flachen Landschaften, welche sie durchziehen, zu beiden Seiten über außerordentlich große Flächen. Zahllose Seitenarme entstehen, welche bei Timbuktu die Erzählung früherer Reisenden erklären, daß hier nämlich 36 Flüsse das Land bewässerten. Diese Nebenarme ergießen sich aber nicht in den Hauptfluß, sondern im Gegentheil strömt in ihnen das Nigerwasser weit nach dem dürren Lande hinein. Zahlreiche Flußarme schlingen sich wie Silberfäden um die Sandhügel des Wüstengebiets, welche mit ihrem dornenreichen Buschwald aus Mimosen und Akazien und ihren zahlreichen Ziegenherden gleich Inseln hervorschauen. Erst nachdem der Zufluß vom obern Gebiet nachläßt und das Wasser an den untern Stromengen Zeit gefunden hat, sein Niveau zu verringern, erhalten die sackähnlichen Hinterwasser Veranlassung, die Richtung ihres Laufes umzukehren. Ein Theil ihres Wassers ist zur Befeuchtung des Landes verbraucht, ein anderer verdunstet, die rückkehrenden Gewässer sind also geringer als die vom Niger ausgehenden. Wenn der Niger seinen höchsten Stand erreicht und seine Wasser die zahlreichen Brunnen Timbuktus füllen, dann tritt für diese Stadt ein ähnlicher Festtag ein, wie er in Kairo beim Durchstechen des Nildammes stattfindet.

Die Sanddünen, welche die Nigerufer auf weite Strecken hin begleiten, sind mit Talha-Mimosen bestanden, über die sich stellenweise Wäldchen aus Dumpalmen erheben. Angepflanzt finden sich auch Haine von Dattelpalmen. Der Salzkaperstrauch überzieht große Flächen am Strande, andere Abhänge sind dagegen von Koloquinten übersponnen. Die Gerredakazie (A. nilotica) und die Kadenabäume bilden die vorzüglichste Zierde der Uferlandschaften. Der mehrfach erwähnte Retem (Besenpfriemen) wird hier fast baumartig, denn er erreicht die außerordentliche Höhe von 20 Fuß. An andern fruchtbarern Stellen finden wir die Hauptgewächsformen der übrigen Sudanländer wieder. Die Tamarinde breitet ihre zarten Laubschirme neben dem Hadjilidj, auch hier ragt der heilige Rimi cypressenähnlich empor und der Affenbrodbaum fällt durch seine riesigen, ungeschickten Formen schon aus weiter Ferne ins Auge. Kadebäume und Madatschibäume bilden Gehölze an den Hinterwassern der Südseite und zu ihnen gesellen sich noch mancherlei, wissenschaftlich noch nicht näher bekannte Baum- und Strauchformen. So ist der schöne und große, mitunter 80 Fuß hohe Korgam-Baum von den Eingebornen am Niger wegen seines guten Holzes geschätzt, das zum Baue der Boote verwendet wird. Er liefert auch eine vegetabilische Butter. Der Kirtsche-Strauch trägt eine kleine weiße Frucht, die von außerordentlich süßem Geschmack und genießbar ist; nur kann sie eben wegen der zu großen Süßigkeit nicht in größern Mengen gegessen werden. Geschätzter noch ist die Frucht des Mechet-Strauches. Die Frucht des Bogi-Baumes ist wegen ihres angenehm säuerlichen Geschmackes beliebt; sie ähnelt im Ansehn einer Birne, ist von gelber Färbung und enthält im Innern 4—5 große Kerne. Der Kalgho-Strauch fällt hier auf durch seine langen rothen Fruchtschoten, welche von dem aschfarbenen, düstern Laubwerk wunderlich abstechen. Aehnlich trübselig erscheint der giftige Fernan-Busch, zu dem sich an etwas



Ein Sonrhay=Dorf.

schattigen Lokalen giftige Wolfsmilcharten gesellen. Auch die Kautschukfeige, die Sykomore und noch eine andere, Due genannte Feigenart kommt hier vor. Die am Benuë wachsende eßbare Wurzel ist auch hier am Niger einheimisch. Das berüchtigte Stachelgras erreicht stellenweise hier eine solche Höhe, daß der auf dem Pferd sitzende Reiter es nicht zu überschauen vermag. An den Ufern des Niger und an seinen Hinterwassern gesellt sich noch eine andere sehr hohe und sehr scharfstachlige Grasart dazu, welche ein Durchdringen unmöglich macht. Andere feuchte Senkungen sind von dem eßbaren Rispengrase (Poa abessynica?) überwuchert. Die Krone aller Nigergräser ist aber das Byrgugras, ein hohes, saftiges, an Zuckersaft reiches Gewächs, das nicht nur das vortrefflichste Futter für Pferde und Kühe abgiebt, sondern auch allgemein zur Darstellung eines süßlich schmeckenden Nationalgetränks von gelinde abführender Wirkung dient. Sogar eine Art Honig von geringerer Güte läßt sich aus ihm bereiten. Unter den mancherlei Gewächsen, welche von den Eingebornen zu medizinischen Zwecken angewendet werden, ist eins, Yangara-bubiki genannt, deshalb in Ruf gekommen, weil es die Fähigkeit besitzen soll, die lästigen Fliegen von offenen Wunden, besonders bei Kameelen, abzuhalten. Blumen sind in diesem Theile des Sudan weniger reichlich vorhanden, nur stellenweise machen sie sich in größerer Anzal auf Wiesenteppichen oder als Schlinggewächse in den Schilfdickichten bemerklich. Schönblühende Arten aus der Familie der Teichrosen überziehen die ruhigern Stellen der großen Wasserarme und außer ihnen bildet hier ein Sserra n fussa genanntes Gewächs von 10 Zoll Länge dichte schwimmende Inseln auf der Oberfläche der Gewässer.

Die flache Ausbreitung des Landes und die jährlichen Ueberschwemmungen desselben machen es ganz vorzüglich zur Reiskultur geeignet. Es wird diese Getreideart hier auch in bedeutender Ausdehnung gebaut und zur Zeit des Hochwassers geerntet, indem man in flachen Booten auf die überschwemmten Fluren fährt und die über das Wasser hervorragenden Rispen abschneidet. Nächst dem Reis sind Hirse (Sorghum) und Mais die vorzüglichsten Gegenstände des Feldbaues, doch werden auch Bohnen, Erdmandeln, Melonen und Zwiebeln vielfach gebaut. Letztere bereitet man für den Verkauf in origineller Weise zu. Man schneidet sie nämlich in kleine Scheiben, zerstampft diese mit Wasser zu einem Teige, den man mit Butter mischt und zu Kugeln ballt; letztere verkauft man dann im Ganzen oder in Stücken von 1½ Zoll Durchmesser. Nach der Ernte stellt sich auf den trocknen Aeckern der Aschur hier in derselben Ueppigkeit ein wie bei Kuka.

Die Thierwelt ist zwar im Ganzen jener am Benuë sehr ähnlich, hat aber auch einige Eigenthümlichkeiten aufzuweisen. Außer dem Elephanten, Büffel und mehreren Antilopenarten tritt auf dem rechten Nigerufer auch das Nashorn wieder auf, das zwischen dem Schari und Niger gänzlich zu fehlen scheint. Die Schilfdickichte der Flußsäcke bewohnt der röthlich gefärbte, fast mähnenlose Löwe und Wildschweine liefern ihm hinlängliche Nahrung. Krokodile und Schildkröten beleben die Gewässer. Der Ajuh, den wir am Benuë ausführlicher besprachen (S. 286), ist auch im obern Niger vorhanden, obschon keineswegs häufig. Er ist wahrscheinlich der heilige Fisch, der von den Sonrhay in der Vorzeit verehrt ward.

Außer dem gewöhnlichen Krokodil kommt noch ein ähnliches eidechsenartiges Thier vor, das Ssakankur oder Sanguai genannt wird. Es erreicht nur eine Länge von 6—8 Fuß, hat breitere Füße als das Krokodil und hält sich sehr versteckt. Am ehesten verrathen die Jungen durch lautes Bellen ihre Gegenwart, sind aber wegen der stachligen Schilfdickichte, in denen sie sich verbergen, unerreichbar. An Fischen ist der Niger reich, geschätzt sind vorzüglich Verwandte des Karpfen, die hier vorkommen und welche man mit Wurfspeeren erlegt, die zwei Klingen besitzen, also dem römischen Dreizack ähneln.

Die Insektenwelt ist reicher vertreten, als Einheimische und Fremde es wünschen. Bunte Schmetterlinge bieten zwar auf den fruchtbaren Auen eine angenehme Abwechselung, die Mengen der Blutegel dagegen, welche das feuchte Gras beleben und sich an den Beinen der Reitthiere so ansaugen, daß letztere in Kürze von Blut überströmt werden, sind desto lästiger. Zu den Wolken von Mücken, die den zahllosen Lachen entsteigen, gesellen sich gefährliche Blutfliegen und jene kleinen Plagegeister von Fliegen, die, durch ihren plattgedrückten Bau dazu befähigt, in die Kleider des Menschen einschlüpfen, um ihn zu quälen. Auch giftige Spinnenthiere kommen vor, deren häßlicher Leib einen Durchmesser von 2 Zoll erreicht. Außer den gewöhnlichen Termitenarten tritt auch eine haarige Sorte auf. Der Haloes-Wurm, der Vertilger der Ernte, den wir in den Ländern am Schari kennen lernten, ist hier westlich vom Niger auch wieder da und zu ihm gesellt sich noch eine kleinere Wurmart von rother Farbe, die stellenweise in entsetzenerregenden Mengen auftritt. Lange Züge, aus vielen Millionen bestehend, wandern ununterbrochen von Feld zu Feld, von Pflanzung zu Pflanzung vorwärts, Alles verheerend.



Eine Negerin im Perlenschmuck.

Das Land innerhalb des großen Bogens, welchen der Niger beschreibt, wurde ursprünglich vorzugsweise von dem Negerstamm der Sonrhay bewohnt. Dieses Volk ist meistens von glänzend schwarzer Färbung der Haut, hat aber nicht den kurzen gekräuselten Haarwuchs der echten Negerrassen. Die Haare hängen vielmehr in langen gewundenen Locken bis auf die Wangen, ja bei vielen bis auf die Schultern herab und verleihen dadurch selbst dem Aussehn der Männer einen weiblichen Ausdruck. Die Formen der Frauen sind keineswegs durch Symmetrie vortheilhaft ausgezeichnet. Brust und Beine tragen letztere bloß, den Nacken und

das Haar schmücken sie mit Reihen von Perlen. Bei einigen Abtheilungen des Stammes tragen die Frauen Ringe in der Nase, bei andern die Mädchen einen aus Kupfer gearbeiteten Reiter mit einer Tabakspfeife als Schmuck im Haare. Die Männer sind mit kurzen blauen Baumwollenhemden und langen Beinkleidern von derselben Farbe bekleidet. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich Tabak und versammeln sich regelmäßig Abends, wenn es nicht zu ungünstige Witterung ist, um sich mit Tanzen zu vergnügen. Dadurch sind sie den strenggläubigen, mönchischen Fellata jener Gebiete ein Greuel, da diese Tabakrauchen und Tanzen als sündhaft bezeichnen. Die edlern Geschlechter der Sonrhay haben gar keine Einschnitte in ihrem Gesicht, andere machen sich einen tiefen Einschnitt unter dem linken Auge, der von der Nase nach dem Backenknochen hin zieht, und das gemeine Volk verunstaltet das Gesicht durch drei Gruppen von Schnitten. Drei Schnitte macht man an den Schläfen, drei auf der Mitte der Wange und drei auf dem untern Theile des Gesichts. Die Lanze bildet die Hauptwaffe der Sonrhay; Schwerter sind selten, und Bogen und Pfeile sind nur bei einigen Stämmen gebräuchlich.

Die Wohnungen sind entweder aus Rohr oder aus Thon gearbeitet. Die Rohrhütten haben höchst verschiedene Formen, wie unsere Abbildung S. 297 im Vordergrunde eine Anzahl zeigt. Manche derselben haben bis 20 Fuß im Durchmesser, die Wände, aus Rohrmatten bestehend und mit Thon bestrichen, sind bis zum Anfange des Daches gegen 10 Fuß hoch und das kegelförmige Dach wird durch eine Mittelsäule gestützt. Das nebenstehende Bild (S. 301) zeigt das Innere einer solchen Sonrhay-Hütte.

Zu beiden Seiten des Eingangs, auf der Abbildung auf der rechten Seite im Vordergrunde, ist eine halbrunde Thonbank zum Niedersetzen angebracht; weiter nach innen befinden sich Löcher im Boden, in welche man die Speiseschüsseln bequem und sicher stellen kann, da deren Unterseite gewöhnlich gewölbt ist. Der halbkreisförmige Raum im Mittelgrunde links, von einer niedern Thonmauer umschlossen, dient zum Aufbewahren von verschiedenen Geräthschaften, mitunter auch zur Aufnahme eines Kornvorrathes. Die langen Thonbänke daneben dienen zum Niedersetzen, in den drei großen Krügen in der Mitte des Zimmers verwahrt man das Getreide; gleichzeitig bilden dieselben auch eine Schutzwand für das hinter ihnen befindliche Kochfeuer, von dem sie den durch die offene Thür dringenden Wind abhalten.

Die Thonwohnungen sind aus großen Thonklumpen zusammengesetzt, haben einen vierseitigen Grundriß und flache Dächer. Die bessern von ihnen enthalten ringsum einen Hofraum, in den man durch eine Eingangshalle gelangt, eine Anzahl Zimmer, zudem auch noch Abtheilungen für Enten, Schafe, Hühner, Tauben, so daß sie einer kleinen Arche Noah ähneln. Da räuberische Einfälle von Nachbarstämmen häufig sind, hat man in manchen Distrikten den Dörfern eine kastellähnliche Einrichtung gegeben, wie das Dorf im Hintergrunde unsrer Abbildung S. 297 zeigt. Die sämmtlichen Gebäude liegen dann gern auf einer Anhöhe und bilden einen Kreis, in den nur ein schmaler, leicht zu vertheidigender Eingang führt. Die Zwischenräume der Hütten sind durch hohe Thonmauern ausgefüllt. Die

thurmähnlich aussehenden Gebäude mit spitzen Dächern sind Kornmagazine. In den Gegenden freilich, in denen die Termiten häufig, ist man gezwungen, die Getreidespeicher auf Pfählen erhöht anzulegen, um sie etwas vor diesen unersättlichen Verwüstern zu retten. Der Vordergrund des Bildes zeigt uns auch die Sitte der Sonrhay, das Wasser in Kürbisschalen zu holen, welche an den beiden Enden einer Stange befestigt sind und die man auf der Schulter trägt. In den andern Ländern des Sudan trägt man die Wassergefäße auf dem Kopfe.

Die Eisengeräthe, welche die Sonrhay bedürfen, arbeiten sie sich selbst aus dem im Lande vorhandenen Eisenerz. Sie thürmen die Erze zu diesem Zwecke in 6 Fuß hohen und 1½ Fuß im Durchmesser haltenden Schmelzöfen auf, bedecken dieselben mit hinreichenden Mengen Brennmaterial und sammeln das ausfließende Metall in drei Rinnen am Grunde des Ofens.

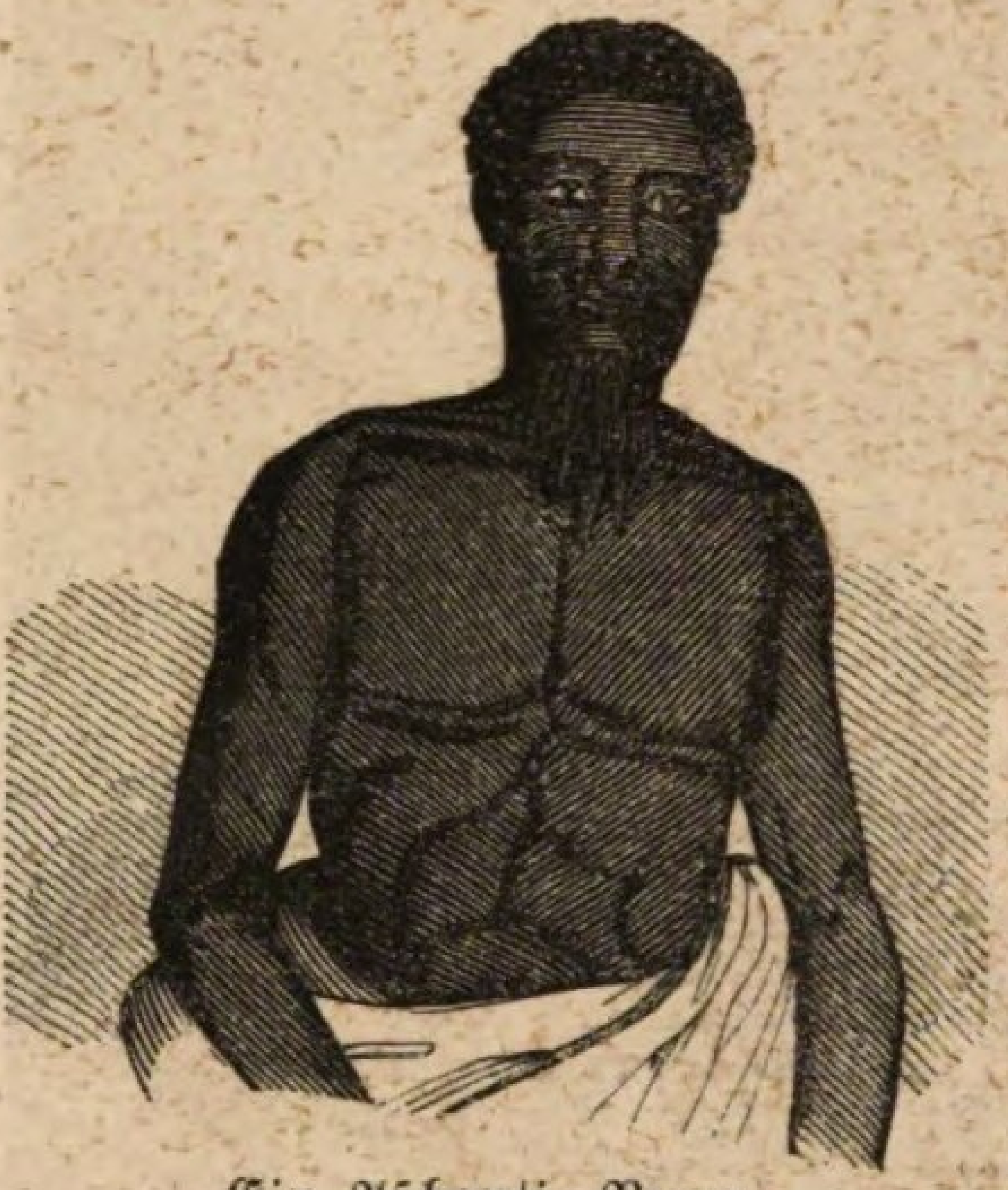

Das Innere einer Sonrhay-Hütte.

Das Reich der Sonrhay hatte seinen Centralpunkt ums Jahr 300 n. Chr. in Kukia, einer Stadt, welche vermuthlich an der östlichsten Kniebiegung des Niger lag und von der es sehr wahrscheinlich ist, daß sie mit Aegypten und mit Nordafrika durch regelmäßige Handelskarawanen in Verbindung stand. Auffallen muß es, daß bei den Vornehmen der Sonrhay eine eigenthümliche Art die Todten einzubalsamiren gebräuchlich war, indem man die Eingeweide der Leichname herausnahm und die Höhlungen mit Honig füllte. Die Sprache der Sonrhay ist einsilbig und eine der ärmsten des Sudan. Schon in jenen frühen Zeiten war eine Herrscherfamilie hier auf dem Throne, die von Norden (Libyen) her eingewandert und aus welcher beim Beginn der Hedschira bereits 22 Könige regiert hatten. Schon im Jahre 1009 nahm der Sonrhay-Fürst den muhamedanischen Glauben an, duldete aber selbst in der Hauptstadt noch die heidnische Bevölkerung. Ums Jahr 1067 begann die Stadt Gogo Hauptstadt des Sonrhay-Staates zu werden und den Dienst des Islam zu pflegen, während ringsum Alles noch heidnisch war. Zugleich ward Gogo Haupthandelsplatz und Gold, Salz, Muscheln, Kupfer und Glasperlen waren die hauptsächlichsten Gegenstände des Handels. Etwa zehn Jahre später (1077) ward Timbuktu von den Tuariks gegründet, die

hier ihre Lagerplätze aufgeschlagen hatten. Anfänglich war diese Stadt nur ein unbedeutender Ort, an welchem für die nächste Umgebung ein Markt abgehalten ward, allmälig hob sie sich aber zu immer größerem Ansehn. Timbuktus Lage war vom größten Vortheil, es zur ersten Handelsstadt des Westens und zum Sitz der Gelehrsamkeit zu machen, denn die verschiedensten Nationalitäten trafen hier zusammen.

Im Süden waren die Sonrhay, am obern Niger das seiner Zeit gewaltige Reich Melle, von Westen her kamen die Bewohner des Reichs Mosche und die Mandingo, sowie die Fellata, von Norden und Osten dagegen machten die Marokkaner, die Tuarikstämme der Wüste und die Araber, sowie die Mischlingsstämme dieser und der genannten Nationen ihren Einfluß geltend.

Timbuktu ward vorzüglich der Haupthandelsplatz für Gold, das in Form von Ringen oder als Staub auf den Markt kommt, für Salz, das man von Taödenni bezieht und für Guru- oder Kola-Nüsse. Das Salz bedeckt einen höchst ausgedehnten Landstrich in der Landschaft El Dschof und besteht aus fünf Schichten, deren beste ein schwarzes, von weißen Adern marmorartig durchzogenes Ansehn hat. Die größten Salzstücke, welche hier ausgegraben werden, haben 3½ Fuß in der Länge, 1 Fuß Breite und über 2 Zoll in der Dicke; ihr Gewicht wechselt zwischen 50—65 Pfund. Die erwähnten Guru-Nüsse ersetzen den Bewohnern jener Gegenden den Kaffee und kommen aus den westlichern Gebieten, von Sierra Leone, dem Lande der Mandingo, aus dem Lande der Aschanti, von Teute und Kani. Es sind die Früchte mehrerer Baumsorten; die rothen Nüsse stammen von Sterculia acuminata, die größern weißen von Sterculia macrocarpa. Beide Bäume gleichen sich in Blatt und Blütenform und weichen nur im Aussehn der Frucht von einander ab. Sie haben langrunde, zugespitzte, ganzrandige, glatte Blätter, die an langen Blattstielen stehen. Die kleinen, unansehnlichen Blüten bilden Trauben in den Blattachseln. Jede Fruchtkapsel enthält ein Samenkorn. Die Guru-Nüsse werden gewöhnlich auf Eseln transportirt und 5—6000 Stück machen die Ladung eines Thieres aus.


Ein Aschanti-Neger.

Die muhamedanische Gelehrsamkeit des Sudan hatte in Timbuktu ihren Hauptsitz aufgeschlagen. Jeder Zeit wohnten hier gelehrte Männer, die Schüler um sich versammelten, und ein schlagendes Beispiel von der Bildung, welche hier herrscht, erhellt daraus, daß die Geschichte jener Ländergebiete in schriftlichen Urkunden niedergelegt ist, welche bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen. Von einem der Hauptgeschichtschreiber ist bekannt, daß er eine Bibliothek von 1600 Handschriften und Büchern besaß.

Dieselben Ursachen, welche das Gedeihen Timbuktus beförderten, führten aber auch für die Stadt vielfache Zerrüttungen herbei. Sie war von je ein Zankapfel der streitenden Parteien. Anfänglich von Tuariks gegründet, stand sie unter

der Herrschaft der Sonrhay-Könige, welche ihre Macht zeitweise über einen großen Theil des Sudan ausbreiteten. Dann fiel sie in die Hände der erobernden Fürsten von Melle, dann wieder in die Gewalt der heidnischen Mosche. Sonrhay und dann Tuariks eroberten sie wieder, bis sich schließlich die Schützen des Sultans von Marokko hier festsetzten. Die Portugiesen waren frühzeitig von der Küste her mit Timbuktu in Verbindung getreten. Von ihnen stammte sogar eine Kanone, welche lange Zeit hindurch hier aufbewahrt ward, ohne daß man verstanden hätte, sie zu benutzen. Es muß überhaupt sehr auffallen, daß die Fürsten vom Nigergebiet, die doch fortwährend mit dem Norden Afrikas in engster Verbindung standen, von



Mandingo-Neger.

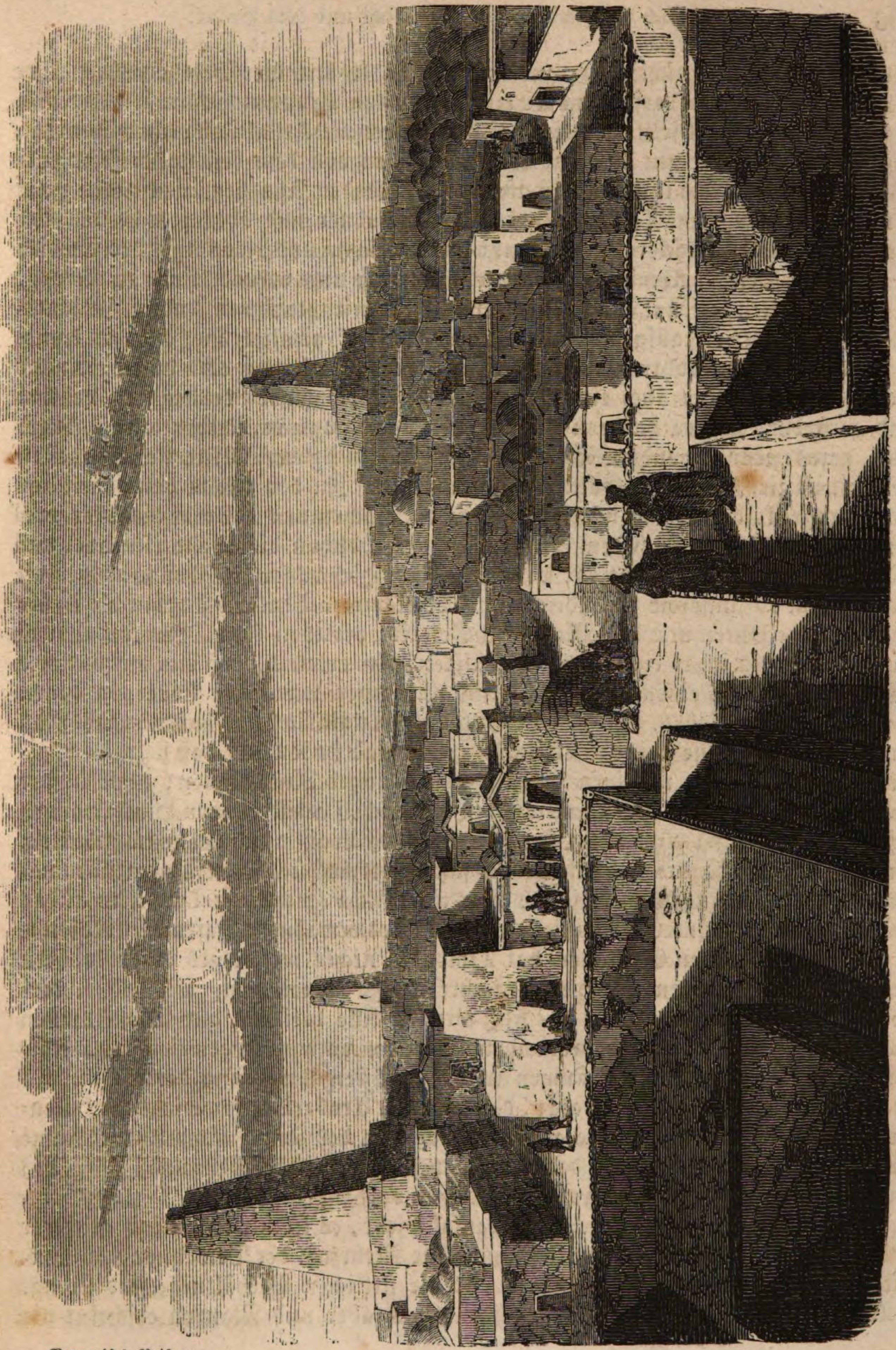
dorther ihre Pferde bezogen, ihr Heer mit Panzern und Kupferhelmen versahen, ja in Begleitung ihrer Großen Wallfahrten nach Mekka anstellten, früher nie den Versuch gemacht haben, Feuergewehre in ihrem Lande einzuführen, wie dies doch in Bornu ziemlich zeitig schon geschehen war. Trotzdem daß Heere von 140,000 Mann von den Negerfürsten zusammengebracht wurden, fiel es einer Schaar von einigen Hundert auserlesener marokkanischer Schützen nicht schwer, das ganze Gebiet für ihren Fürsten zu unterwerfen. Diese Marokko-Schützen (Ruma) blieben nachmals in den Hauptstädten des Landes sitzen, verheiratheten sich mit Negerfrauen und bildeten eine Art Adel, der die ganze Schiffahrt auf dem Niger in den Händen hatte. Die Beaufsichtigung des Flußverkehrs, der Schiffe und des

Hafens ist auf dem Niger wie auch auf dem Schari in den Händen einer bestimmten, sehr angesehenen Persönlichkeit, einer Art Flußkönig.

Festung war Timbuktu niemals, sondern nur zeitweise von einem Erdwall umgeben. Es leistete deshalb andringenden Feindesschaaren niemals ernstlichen Widerstand, unterwarf sich entweder sofort oder mußte sich Gewaltthätigkeiten gefallen lassen, welche mehrmals bis zur Einäscherung, zu Plünderungs- und Blutscenen sich steigerten. Stets stieg es aber in kurzer Zeit aus den Trümmern wieder empor, obschon es gegenwärtig kaum die Hälfte seiner ehemaligen Größe besitzt.

Die gegenwärtige Stadt hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Grundseite dem Niger zugekehrt ist. Ihr Umfang beträgt gegen eine Stunde. Das Grab des Fakih Mahmud, auf dem nebenstehenden Grundriß mit A bezeichnet, ist jetzt nördlich ein ansehnliches Stück von der Stadt entfernt, soll aber ehedem, nach den Erzählungen der Einwohner, in der Mitte der Stadt gelegen haben. Gegenwärtig zählt Timbuktu nicht mehr als 13,000 seßhafte Einwohner, zu denen sich zur Zeit des lebhaften Handelsverkehrs noch 5—10,000 Fremde, besonders östliche Mandingo gesellen.

Den empfindlichsten Stoß hat die Stadt durch die 1826 erfolgte Eroberung der fanatischen Fellata erlitten, welche bei jener Gelegenheit auch den umgebenden Erdwall niederrissen. Mehr als die Verwüstungen, die jede Eroberung zu begleiten pflegen, schadeten sie dem Handelsverkehr dadurch, daß sie sich mit äußerster Unduldsamkeit gegen alle ankommenden Fremden benahmen, die einer andern Religionspartei angehörten, und dies nicht etwa blos gegen die heidnischen Kaufleute, sondern auch gegen die von Norden und Osten herkommenden Muhamedaner. Die westlichen Fellata sind in ihren religiösen Forderungen viel strenger als die östlichen in den Haussa-Staaten und stehen selbst mit diesen ihren Stammesbrüdern in gespannten Verhältnissen, da dieselben Vielweiberei haben, während sie selbst dem Herrscher nur zwei Frauen gestatten wollen. Während sie aber sich etwas darauf zu Gute thun, daß sie den Islam in seiner reinsten Gestalt wieder hergestellt hätten und als Symbol ihrer reinen Lehre eigensinnig auf weiße Kleidungsstücke halten, haben sie doch mancherlei heidnische Gebräuche mit überkommen. So tragen die meisten von ihnen am Finger einen kleinen Silberring, von dem sie meinen, daß er die Erhörung ihrer Gebete bewirke. Zu jenen religiösen Reibungen, welche dem Handelsverkehr in Timbuktu hinderlich wurden, gesellte sich noch der Neid zwischen den Kaufleuten von Marokko, Tauat und Ghadames, und letztere sahen sich veranlaßt, den Scheikh el Muchtar zu bewegen, seine Wohnung nach Timbuktu zu verlegen, um durch ihn einigen Schutz zu erhalten. Die Spannung unter den verschiedenen Nationalitäten steigerte sich endlich so weit, daß 1844 ein erbitterter Kampf zwischen den Tuariks und Fellata ausbrach, der damit endigte, daß letztere aus der Stadt vertrieben und in offener Feldschlacht entschieden geschlagen wurden. Timbuktu erzeugt aber in seiner Umgebung nur einen kleinen Theil seines Bedarfs an Lebensmitteln und die stromaufwärts wohnenden Fellata haben die Stadt völlig in ihrer Gewalt, sobald sie die Getreideausfuhr nach derselben verbieten. Hierdurch wurden die Tuariks bewogen, mit den Fellata



Timbuktu.

neuen Vergleich abzuschließen, zufolge welches letztere die Oberherrschaft über die Stadt besitzen, in derselben aber keine stehenden Truppen halten sollten. Die Regierung der Stadt sollte gemeinschaftlich durch einen Fellata und einen Sonrhay besorgt werden und nur wichtige Kriminalsachen von dem Fellataherrscher entschieden werden. Die in solcher Weise zu entrichtenden Abgaben übersteigen zwar die Summe von 7000 Thalern nicht, die Einwohner sind aber von Seiten der Tuariks zahllosen Plackereien ausgesetzt und der Sohn und Nachfolger des Scheikh el Muchtar, Scheikh Ahmed el Bakay, wünscht auch nicht vernachlässigt zu werden.

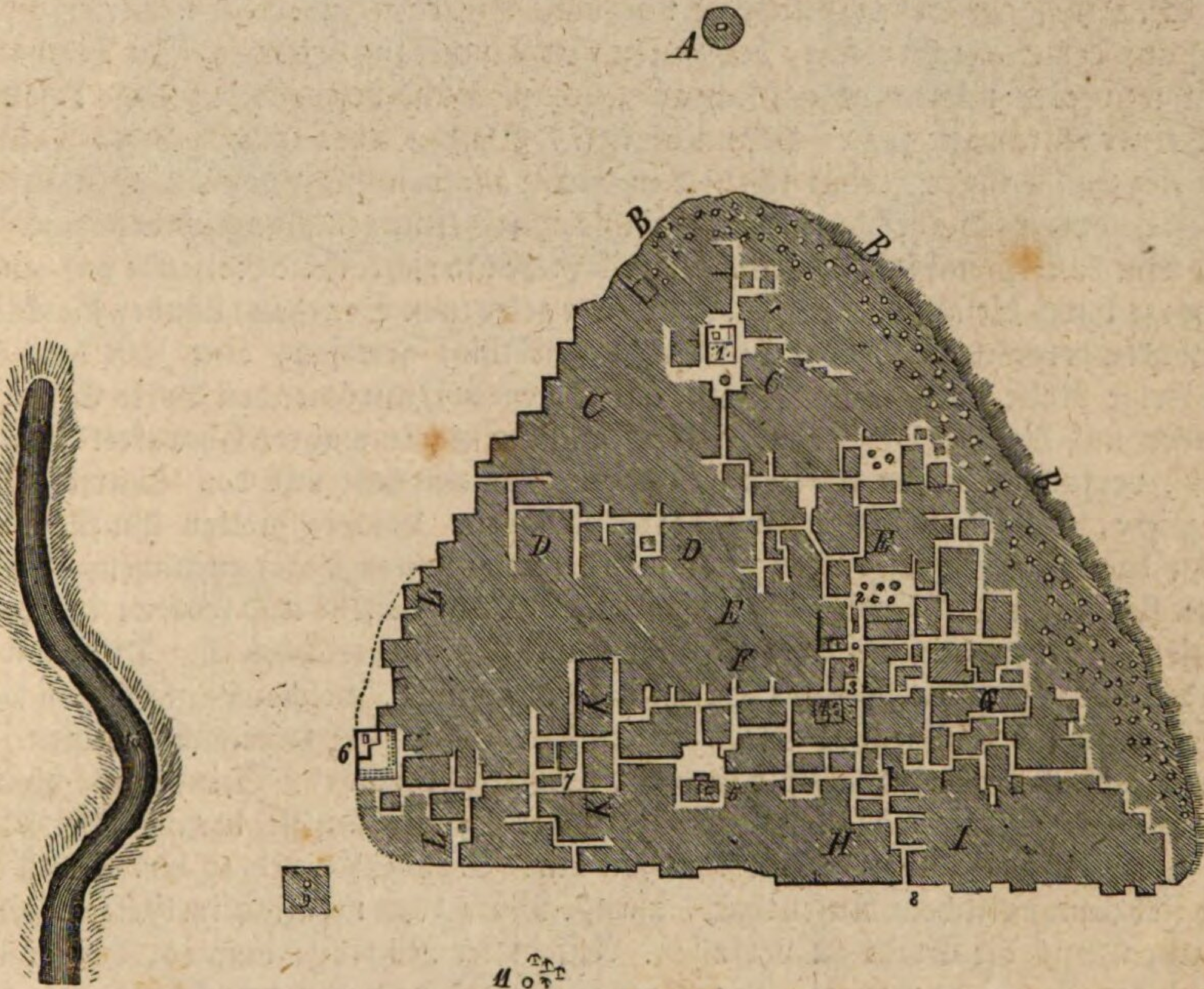
Von außen gewährt Timbuktu durchaus keinen angenehmen Anblick. Die aus dunkelgrauem Thon aufgeführten Wohnungen mit platten Dächern, an denen man keine Fenster wahrnimmt, erscheinen sehr melancholisch und düster. Außer diesen Gebäuden sind auch eine Anzahl runde Mattenhütten vorhanden. Letztere sind zerstreut, erstere dagegen bilden zusammenhängende Reihen und dadurch enge, gerade oder gewundene Straßen. Die Wege sind zwar nicht gepflastert, haben aber einen ziemlich festen Sand- und Kiesgrund. In der Mitte derselben läuft der Rinnstein, der um so nöthiger ist, da die Dachrinnen das Regenwasser von den flachen Dächern nach den Straßen leiten. Obschon die Stadt ziemlich zwei Meilen vom Flusse entfernt ist, tritt doch beim Hochwasser die Flut so nahe, daß man in dem auf unserem Grundriß mit 10 bezeichneten Thale in Booten bis in die nächste Nähe fahren und den Markt mit Getreide versehen kann. Im Jahre 1640 hatte der Strom sogar eine so ungewöhnliche Höhe erreicht, daß ein ansehnlicher Theil der Stadt in einen Sumpf verwandelt worden war. Die Boote, in denen man den Niger befährt, sind von ziemlich plumper Bauart und haben gewöhnlich an beiden Enden eine kleine Mattenhütte. Nie sind sie so dicht, daß sie nicht Wasser durchließen. Sie nöthigen deshalb zum häufigen Ausschöpfen; dazu ist der Schiffer an den flachen Ufern und an den mit Schilf umstandenen Hinterwassern fast bei jeder Ladung gezwungen, streckenweise durch Wasser und Schlamm zu waten, und jede längere Nigerfahrt hat deshalb fast unvermeidlich schmerzhafte Rheumatismen und Lähmungen im Gefolge. Der eigentliche Hafen von Timbuktu ist das Dorf Kabara, das unter der speciellen Aufsicht des erwähnten Hafenmeisters steht.

Von öffentlichen Gebäuden hat Timbuktu nichts weiter als drei Moscheen aufzuweisen, von denen sich zwei durch ihre Größe auszeichnen. Die größte derselben hat 262 Fuß Länge und 194 Fuß Breite. Alle drei sind aus Thonklumpen erbaut. Ehedem sollen noch drei andere Moscheen vorhanden gewesen sein. Auffallend ist der Mangel an Bäumen in der nächsten Umgebung der Stadt. Es schreibt sich dieser Uebelstand daher, daß bei einer Eroberung der Stadt der Hafenmeister mit der ganzen Flotte geflohen war und der Feind sämmtliche Bäume niederschlagen ließ, um Schiffe daraus zu bauen. Nur bei dem Brunnen (s. Fig. 11) im Süden der Stadt sind einige Dattelpalmen vorhanden.

An öffentlichen Plätzen fehlt es ebenfalls sehr, es ist nur ein etwas größerer und ein kleinerer Marktplatz vorhanden. Die Mehrzahl der Bewohner von Timbuktu haben nur ein einziges Weib und die sittlichen Verhältnisse sind streng. Selbst die ärmste Frau der hier wohnenden Araber und Mauren erscheint nie

anders als verschleiert auf der Straße, die Frauen der Vornehmen pflegen ihre Wohnungen überhaupt nur selten zu verlassen. Die Frauen tragen gewöhnlich ein schwarzes Obergewand und ein Unterkleid und verhüllen sich mit dem erstern. Diejenige Frau, welche des Ehebruchs überführt wird, hat sicher Steinigung zu erwarten.

Die eigne Industrie in Timbuktu ist gering, Lederarbeiten sind noch am ehesten zu nennen, selbst die Baumwollenstoffe werden von außen her bezogen. Reis und Negerhirse sind die Hauptprodukte, welche auf dem Markte feil geboten werden, zu ihnen kommt noch die Kadena-Butter. Thee ist bei den Arabern



Grundriß von Timbuktu.

A. Grab des Fakih Mahmud. B—L. Die verschiedenen Sadtviertel. (B. Aberas. C. Sankore. D. Bagindi. E. Yubukaina. F. G. Sarakaina. H. I. Sanegungu. K. Yubu. L. Zangereber.) 1. Die Moschee Sankora. 2. Der Fleischmarkt. 3 Barth's Wohnung bei seinem Aufenthalte in Timbuktu. 4. Wohnung des Scheikhs Ahmed el Bakay. 5. Moschee Ssidi Yahia. 6. Große Moschee. 7 Der große Marktplatz. 8. Das Thor, durch welches der Weg nach Kabara führt. 9 und 11. Brunnen. 10. Thal, das beim Hochwasser überschwemmt ist.

neuerdings sehr in Aufnahme gekommen. Einer besondern Pflege haben sich die Tauben zu erfreuen, die in Folge dessen auch in solcher Menge vorhanden sind, daß man für einen Dollar dreihundert Stück Junge erhalten kann.

Die Europäer, welche bis jetzt Timbuktu besucht haben, mußten stets mehr oder weniger unter den angedeuteten zerrütteten Verhältnissen des Ortes leiden. Mungo Park war mit den Tuariks in ein feindliches Verhältniß gekommen und hatte schließlich auf Jeden geschossen, der sich seinem Boote genähert. Bei den

Felsen von Bussa war er endlich übermannt und getödtet worden. Im Juli 1825 ging der junge englische Major Laing, der sich schon vorher auf Reisen in Senegambien versucht, von Tripoli aus nach Timbuktu ab. Er erreichte es über Ghadames und Agably nach außerordentlichen Schwierigkeiten am 18. August 1825, ward aber durch die fanatischen Fellata gezwungen, die Stadt zu verlassen und zu den Tuariks zu flüchten, die ihn theils aus Habsucht, theils aus Rache, da sie ihn für einen Verwandten Mungo Park's hielten, erschlugen. Glücklicher war der Franzose René Caillié, der als verkleideter armer Pilger am 13. April 1827 von St. Louis am Senegal abreiste und ohne Aufsehen zu erregen am 20. April 1829 auf dem Niger Kabara, den Hafen von Timbuktu, erreichte. In Timbuktu selbst wurde er unerkannt gastlich aufgenommen und verweilte 14 Tage daselbst. Mit einer Karawane zog er sodann binnen 7 Wochen über Ghurland in Tafilelt nach Fez und Tanger. Man schenkte in Europa seinen Berichten wenig Glauben, dieselben haben sich aber durch Dr. Barth's Mittheilungen glänzend bestätigt.

Am 7. September 1853 hatte dieser letztere unerschrockene Reisende auf einem Umwege durch die auf dem rechten Nigerufer gelegenen Sonrhay-Länder die Stadt Timbuktu erreicht, war aber unterwegs genöthigt gewesen, eine Zeit lang die schwierige Rolle eines Scherifs zu spielen, dem herzuströmenden Volke Segen zu spenden und Regen zu erflehen. Als in Timbuktu sein wahrer Charakter bekannt ward, versuchten die erbitterten Fellata in Gemeinschaft mit den Tuariks alles Mögliche, um seinen Untergang herbeizuführen. Letztere hielten ihn für einen Sohn des Majors Laing, der gekommen sei, um seinen Vater zu rächen. Barth hatte sich unter den Schutz des Scheikhs el Bakay gestellt und wohnte in einem Hause desselben, das auf dem Grundriß mit Fig. 3 bezeichnet ist. Die Tuariks wurden durch den Sohn jenes Häuptlings angeführt, welcher Laing tödten ließ, und stellten sich feindlich el Bakay gegenüber. Es drohte zu einem blutigen Zusammenstoß zu kommen, als plötzlich der Tuarikführer starb. Seine Leute hielten dies für eine Strafe Allah's, dessen Zorn der Scheikh auf sie herabgefleht habe, und brachten el Bakay ihre Huldigungen dar. Trotzdem ward es Dr. Barth erst nach siebenmonatlichem Aufenthalt, am 17. März 1855 möglich, im Geleite seines Schutzpatrons die Stadt zu verlassen. Auf dieser Rückreise war es, daß er Dr. Vogel bei Bundi begegnete. Die Nachlässigkeit der Boten war schuld gewesen, daß seine Briefe nicht früher seine Freunde von seinem Schicksal unterrichtet hatten und man ihn für todt gehalten.

Wir haben bereits erzählt (S. 244), daß die durch Dr. W. B. Baikie geleitete Dampfschifferpedition, welche im Jahre 1855 im Benuë hinauf ging, von so höchst glücklichem Erfolg begleitet war. Man wollte nun auch versuchen im Niger vielleicht bis nach Timbuktu hinauf zu gehen, verlor aber das erste Dampfschiff an den Felsen von Rabba und ist hierdurch, sowie durch Dr. Barth's ausführliche Berichte zu der Ueberzeugung gekommen, daß wenigstens vorläufig, wenn nicht durch umfassende Sprengungen Bahn gebrochen wird, nicht an ein Beschiffen des obern Niger zu denken ist. Hoffentlich wird man dem Benuë wieder die volle Aufmerksamkeit zuwenden, die er als Hauptwasserstraße nach dem Sudan verdient.



Palast des Sultans von Masena.

XII.

Reise nach Wadaï. Letzte Nachrichten.

Letzte Sendungen. — Abreise nach Osten. — Baghirmi, Land und Leute. — Wara in Wadaï. — Macguire's Schicksal. — Letzte Nachrichten über Dr. Vogel.

Am 1. Dezember 1856 hatte Dr. Vogel, von seinem weiten Ausfluge nach Südwesten zurückkehrend, Kuka, das alte Standquartier, wieder erreicht. Er befand sich körperlich wohler als je. „Ich bin so stark geworden", schreibt er in seinem letzten Brief vom 5. Dezember, „daß ich einen Rock, den ich noch von Tripoli aus besitze, jetzt nicht mehr zuknöpfen kann." In demselben Briefe an seinen Vater schreibt er:

„Was meine Rückreise nach Europa betrifft, so kann ich diese gewisser Umstände halber augenblicklich noch nicht antreten, jedoch glaube ich Anfang oder Mitte 1857 an der Westküste zum Vorschein kommen zu können. Aengstige Dich darum nicht, das Klima dort ist nicht schlimmer als das im Innern." Am Schlusse des Briefes setzt er dagegen hinzu: „In etwa zwei Tagen werde ich eine Recognoscirung nach Wadaï, wo möglich bis Wara machen."

Am 1. Januar brach Vogel nach Osten auf. Von hier an fehlen sichere, von ihm selbst herrührende Nachrichten. Seinen Gefährten Macguire hatte er mit seinen Papieren und Sammlungen in Kuka zurückgelassen, damit er auf seine

Rückkehr warte. Sein Weg führte ihn muthmaßlich durch das Land Baghirmi und nach Maseña, der Hauptstadt desselben, die durch das längere Verweilen Dr. Barth's an diesem Orte genauer bekannt ist. Von hier aus schickte er wahrscheinlich einen Boten nach Wadaï mit der Anfrage: ob es ihm gestattet sein würde, das Land zu betreten. Vor Anfang August dürfte der Bote nicht leicht wieder von Wara nach Maseña zurückgekehrt sein. Nach dem Besuch der Provinzen von Fittri und Madagu wird sich Vogel nach Wadi Owadha im Norden von Wadaï begeben haben, und dort scheint ihn eine Eskorte des Sultan Scherif von Wadaï begrüßt und von hier nach Wara, der Hauptstadt, geleitet zu haben.

Das Land Baghirmi, zwischen Bornu und Wadaï gelegen, hat nur eine mäßige Größe, in der Richtung von Nord nach Süd von vielleicht 60, von West nach Ost gegen 40 Meilen. Es ist fast durchgehends von flacher Beschaffenheit und senkt sich nur nach dem Tsad hin etwas. Im Norden finden sich einige Hügel blos zwischen dem Gebiete des Tsad und dem des Fittri. Beide Seen stehen unter sich in keinem Zusammenhange. Im Süden dagegen scheinen Gebirge von solcher Höhe sich zu erheben, daß auf denselben zu Zeiten Schnee oder Hagel fällt. Nach Südosten hin mögen sich auch vulkanische Berge befinden. Der Hauptfluß des Landes, der Schari, von dem ein Seitenarm sich der Hauptstadt Maseña bis auf 2 Meilen nähert, hat für die Bewohner als Schutz in Kriegen die vorzüglichste Bedeutung erhalten. Der Handelsverkehr auf demselben ist dagegen nur äußerst gering und auf Zufuhr von einigem Getreide beschränkt. Der größte Theil des Landes wird aus Kalk und Sandboden gebildet. Die Vegetation desselben, sowie das hier sich entwickelnde Thierleben, vorzugsweise dasjenige an dem untern Theile des Schari, haben wir bereits bei Schilderung des südlichen Tsad-Ufers (S. 204 u. f.) berührt und geben auf der Abbildung S. 313 einen Ueberblick der Hauptformen der Thierwelt. Wie erwähnt, kommt auf dem rechten Ufer des Schari das Nashorn wieder vor, das im Innern des Sudan fehlt.

Die Hauptstadt des Landes, Maseña, liegt in einer flachen Senkung und trägt in hohem Grade den Charakter des Verfalles, der den Zustand des ganzen Landes kennzeichnet. Zwischen grünen Wiesenflecken zeigt sich ein Haufen Ruinen ähnlicher Lehmhäuser, ein großer Theil derselben zerfallen. Die Ringmauer der Stadt, obschon gegen früher bedeutend eingezogen, ist gegenwärtig noch viel zu ausgedehnt, der ganze nördliche Stadttheil ist mit dichtem Unterholz bestanden. Andere Stellen sind von Gemüsegärten in Anspruch genommen. Die Stadtmitte ist von einer Senkung durchzogen, in welcher üppige Bäume: Tamarinden, Dumpalmen u. a. grünen, die sich aber zur Regenzeit in einen Teich verwandelt. Letzteres ist auch mit den zahlreichen Gruben der Fall, in denen sich die Brunnen befinden. Durch diese Menge stehender Wasser und durch die Unsitte, allen Unrath in dieselben zu werfen, wird der Aufenthalt in Maseña sehr ungesund gemacht. Das einzige imponirende Gebäude ist der Palast des Sultans, dessen Umfangsmauer auffallender Weise aus gebrannten Backsteinen besteht, dabei 20 Fuß hoch und 10 Fuß dick ist. Die Thore sind festungsähnlich aus dicken Pfosten gearbeitet und stark mit Eisen beschlagen. Innerhalb der Ringmauer stehen dann die zahl-

reichen Gebäude des Sultans, seiner Diener und der 3 — 400 Frauen. Die übrigen Wohnungen sind nur aus Thon oder Matten; der erstere hat aber nur eine geringe Festigkeit und weicht zur Regenzeit nicht selten ein, so daß man den Rohrwohnungen noch den Vorzug giebt.

Vor etwa 300 Jahren, so erzählen die Einwohner, hatte sich in dem Thale, wo jetzt Maseña steht, eine Horde Fellata mit ihren Herden niedergelassen, wurde aber fortwährend durch Einfälle der nördlich wohnenden Bulala beunruhigt. Da kam der Fürst der Baghirmi mit seinem Heere herbei und nahm die Bedrängten in Schutz. Er gründete hier eine Stadt und nannte sie nach dem großen Tamarindenbaume (ma), der hier stand, und nach dem Fellata-Mädchen (eña), welches unter demselben saß und Milch verkaufte, Maseña. Das Volk der Baghirmi, vielleicht 1½ Millionen Köpfe zählend und fähig, 10,000 Fußkrieger, mit Speeren bewaffnet, sowie 3000 Reiter zu stellen, ist gleich ausgezeichnet durch schönen und kräftigen Körperbau, wie durch Tapferkeit und Muth. Die Frauen, symmetrisch und angenehm gebaut, glänzend schwarz von Hautfarbe, sind als die schönsten des ganzen Sudan gepriesen; vorzüglich rühmt man auch die Schwärze und den Glanz ihrer Augen. Freilich gelten sie nicht als Muster häuslicher Tugenden und Ehescheidungen sind nicht gerade selten. Ebenso kommen genug blutige Fehden vor, welche durch Eifersucht veranlaßt wurden. Ein schwarzes weites Hemd bildet die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter. Die industrielle Thätigkeit der Baghirmi ist nicht erwähnenswerth; Baumwollenstreifen gelten als Münzen. Die Muscheln werden hier ausschließlich als Handelsartikel betrachtet. Die südlich wohnenden Heidenvölker kaufen dieselben und fertigen Schmuck für das Hintertheil ihrer Frauen, so wie Mützen für die Gestorbenen daraus und die Uëlad Raschid-Araber verwenden sie zum Kopfputz ihrer Pferde und Kameele.

Die Viehzucht ist hauptsächlich in den Händen der zahlreich angesiedelten Schua. Der Muhamedanismus ist zwar allgemein Landesreligion, die Kenntniß seiner Lehren steht aber auf einer höchst niedrigen Stufe und das Volk ist im gröbsten Aberglauben des Heidenthums befangen. Als Dr. Barth in Maseña in Gefangenschaft gehalten wurde, da er das Land ohne vorher eingeholte Erlaubniß und Schutzbrief des Sultans betreten hatte, kam er stark in Verdacht, daß er den Regen vom Lande abhalte, da er einige Male nach den aufsteigenden Gewitterwolken geschaut hatte, um zu beobachten, von welcher Himmelsgegend her sie kämen. Die Regierung ist eine rein despotische. Niemand im ganzen Lande hat die Erlaubniß, sich auf einen Teppich zu setzen, nur der Sultan und einige seiner nächsten Beamten dürfen es; jeder Andere muß mit einer Rohrmatte vorlieb nehmen.

Die politische Lage Baghirmis ist sehr unangenehm. Mitten zwischen zwei gewaltigen Reichen ist es nach verzweifelten Kämpfen gezwungen worden, beiden Tribut zu bezahlen, sowol am Bornu als an Wadaï. Sehr viel trugen auch die Thronstreitigkeiten mit zum Verfall des Landes bei, wie dergleichen an den meisten Höfen, an denen Vielweiberei gebräuchlich ist, vorkommen. Das Land wurde durch dieselben in langwierige Bürgerkriege verwickelt und fiel dann, durch diese, sowie durch Pestkrankheiten decimirt, den äußern Feinden zur Beute. Der Sul-

tan von Baghirmi kann den schweren Tribut nur erübrigen, indem er jährlich einige Monate auf Kriegszüge gegen die im Süden wohnenden Heidenvölker verwendet und von denselben Sklaven einbringt. Bogen und Pfeil sind bei den Baghirmi selten, noch seltener das Schwert und der Dolch, Feuerwaffen fehlen gänzlich, trotzdem sind sie ihren südlichen Gegnern durch Anzahl und persönliche Tapferkeit überlegen. Die Heiden vertheidigen sich vorzugsweise mit steinernen Streitärten. Auch hier in Baghirmi ist es gebräuchlich, die bei solchen Raubzügen gemachten erwachsenen männlichen Gefangenen zu tödten oder zu entmannen.

Dr. Barth war, wie bereits angedeutet, bei seiner Ankunft in Baghirmi schlecht genug behandelt worden; man hatte ihn sogar in Fesseln gelegt und ihn so nach der Hauptstadt transportirt. Als der Sultan, der sich damals gerade auf einem Kriegszuge befand, zurückkehrte, glückte es Barth, mit demselben in ein freundschaftlicheres Verhältniß zu kommen und dahin zu wirken, daß, wenn nach ihm ein Europäer Baghirmi besuchen werde, man denselben freundschaftlicher empfange. So steht denn zu vermuthen, daß Dr. Vogel in Maseña wohl aufgenommen worden ist. Da es ihm Barth zur ersten Pflicht gemacht hatte, sich von Wara eine Erlaubniß zum Besuch von Wadaï zu verschaffen, so ist es eben so wahrscheinlich, daß Vogel auch in Wara freundschaftlich bewillkommnet wurde. Damit stimmen die Bemerkungen im Briefe des Scheikhs von Bornu völlig überein.

Noch kein Europäer hatte vor Dr. Vogel Wadaï und seine Hauptstadt Wara erreicht. Die Beschreibung der Stadt verdankt man dem Reiseberichte des Scheikhs Muhamed el Fuesi. Er sagt: „Wara liegt eingeschlossen in einem elliptischen Kessel, der durch gesonderte Gruppen von Gebirgen gebildet wird. Die Stadt ist länger als breit; sie erstreckt sich in einer Länge von mindestens einer halben Stunde in der Richtung von Nord nach Süd, welche auch die umschließenden Berge nehmen, die gleichsam ihre natürliche Festungsmauer bilden. Diese Berge heißen das Gebirge Wara; von ihnen hat die Stadt ihren Namen. Der Palast des Sultans und die große Moschee, welche in der Nähe des Eingangs zu jenem, auf dem Platze El Facher liegt, sind die einzigen steinernen Gebäude; die übrigen Wohnungen bestehen nur aus runden Hütten von Lehmmauern mit einem kegelförmigen Dache. Sie stehen meistens inmitten eines Hofes, der von einer Hecke von Dornsträuchern eingeschlossen ist.

Die Stadt wird von einer großen Straße durchschnitten, die von dem nördlichen Thore nach dem südlichen führt. Im östlichen Theile befindet sich der Palast des Sultans, zu dem man durch vier verschiedene Thore gelangt. Der Kasr oder die eigentliche Wohnung des Sultans liegt auf einer Anhöhe und beherrscht die ganze Stadt. Dieses Gebäude hat nur ein einziges Stockwerk über dem Erdgeschoß mit drei Fenstern, das eine nach Westen gerichtet, nach dem Platze El Facher, das zweite nach Norden, das dritte nach Mittag. Vor dem Palaste breitet sich der erwähnte große Platz des „Facher" aus; auf demselben stehen einige Bäume von der Gattung Sayal (Mimosa Sayal). Am westlichen Ende des Platzes, dem Thore des Palastes gegenüber, erblickt man einen Hügel, den Berg Toraya, auf dessen



Thierleben am untern Schari.

Gipfel eine Hütte steht, in welcher die Blasinstrumente und Cymbeln des Sultans aufbewahrt werden. Die Bevölkerung der Stadt beträgt etwa 40,000 Seelen, von denen 8000 sich sofort auf das erste Aufgebot des Sultans bewaffnet stellen können."

Die Bewohner des Landes Wadaï sind zweierlei: die eingebornen und eingewanderten Neger und die Araberstämme. Den Namen Wadaï hatte erst der Sultan Abd el Kerim (1630) seinem Reiche gegeben zu Ehren seines Großvaters Woda Wadaï. Sein Nachfolger Charut hatte Wara erbaut. Unter der Anführung des Abul Kassem, des sechsten Königs der Forauer, war ein gewaltiger Heerhaufe des letztgenannten Volkes in Wadaï eingefallen und hatte es tributpflichtig gemacht. König Djode, mit dem Beinamen Muhamed Ssulai, d. h. der Befreier, rettete Wadaï von diesem Abhängigkeitsverhältniß und eroberte außerdem einen Theil von Kanem. Durch letztere That nahmen die fortdauernden Feindseligkeiten Wadaïs mit Bornu ihren Anfang, die wir bei der Geschichte des letztgenannten Landes mehrfach erwähnt haben. Djode's Enkel Abd el Kerim, welcher seinen Vater Ssaleh 1805 vom Throne stieß, unterwarf sich das Reich Baghirmi und eröffnete eine direkte Handelsstraße nach dem Mittelmeer. Er starb 1815 und hinterließ sechs Söhne, welche sich gegenseitig den Thron streitig machten. Hierdurch gelang es Muhamed Ssaleb, dem Bruder des verstorbenen Königs, sich mit Hülfe des Königs von Fur der Regierung zu bemächtigen (Juli 1834). Er führte als ein kräftiger Fürst glückliche Feldzüge gegen Karka, den aus Inseln, halb versunkenen Sumpfgauen und Wiesengründen bestehenden Südost-Winkel des Tsad, ebenso gegen die räuberischen Tama, welche eine bergige Landschaft vier Tagereisen nordöstlich von Wara bewohnen, und 1846, wie früher erzählt, auch gegen Bornu. In den letzten Jahren seiner Regierung erblindete Ssaleh und in Folge dessen brachen in seinen Staaten mehrfache Aufstände aus, durch welche er sich schließlich gezwungen sah, 1850 die alte Residenz aller frühern Könige von Wadaï, Wara, zu verlassen und sich nach Abeschr, einem unbedeutenden Dorfe, etwa 20 Meilen südlich von der Hauptstadt im Gebiete der Kelingen, zurückzuziehen. Im Jahre 1853 wurde er von seinem Sohne Muhamed völlig entthront, doch auch dieser soll neuerdings von einem seiner Brüder wieder gestürzt worden sein.

Die Mehrzahl der Bewohner Wadaïs sind fanatische Muhamedaner. Vor der Einführung des Islam waren alle jene Länder zwischen dem Tsad und Kordofan von dem heidnischen Stamme der Tündjur bewohnt, der aus Dongola gekommen sein soll und ein Zweig des ursprünglich in Benese wohnhaften ägyptischen Stammes der Batabessa ist. Die Tündjur hatten die in Dar-Fur herrschenden Dadjo besiegt und sich allmälig über Wadaï und einen Theil von Baghirmi verbreitet. In Wadaï sollen sie ihre Herrschaft 99 Mondjahre behauptet haben, bis der genannte Abd el Kerim ihre Macht durch Einführung der muhamedanischen Religion brach.

Die Nachrichten, welche frühere Expeditionen über die Bewohner Wadaïs erhielten, waren abschreckend genug. Letztere wurden als räuberisch und gewaltthätig geschildert. Von Dr. Vogel's dortigem Aufenthalt weiß man nichts Sicheres.

Im Anfang des Jahres 1857 aber verlauteten in Bornu Gerüchte, er sei in Wara getödtet worden und der Korporal Macguire schrieb darüber von Kuka (5. November 1857) an den Konsul Herman in Tripoli: „Indem ich Sie über den Stand der Sachen hier unterrichte, bedaure ich, daß mir nichts übrig bleibt, als Ihnen Trauriges mitzutheilen. Sie wissen bereits, daß Dr. Vogel von hier am 1. Januar 1856 nach Wadaï aufgebrochen ist; es bleibt mir leider nichts übrig als hinzuzufügen, daß er gefallen ist als ein Opfer des Fanatismus der Bevölkerung. Es sind so verschiedene Erzählungen des Mordes hier im Umlauf, daß ich zu keiner Sicherheit gelangen kann, welcher zu glauben sei. Ich enthalte mich daher, auf die Gründe einzugehen, denen die That zuzuschreiben sein dürfte, und unterlasse dies um so mehr, als Scheikh Omar mir gesagt hat, er beabsichtige Ihnen sämmtliche Einzelheiten darüber zu schreiben. Eins ist gewiß: keiner von seinen Leuten ist mit Nachrichten zurückgekommen! es heißt, daß einer derselben getödtet worden, die andern zwei gefangen genommen und zu Sklaven gemacht worden seien."

In dem festen Glauben an den Tod Dr. Vogel's faßte Macguire den Entschluß, nach Europa zurückzukehren. Wahrscheinlich war er aufgebrochen, ohne den Abgang einer größern Karawane abzuwarten, und soll sechs Tagereisen nördlich von Kuka, bei dem Brunnen Belkaschiferry, von Räubern angefallen und nach tapferer Gegenwehr getödtet worden sein. Durch dieses Unglück gingen zugleich alle Papiere und Sammlungen Dr. Vogel's verloren, welche er während der letzten großen Reisen gemacht hatte. Der erwähnte Brief des Sultans an Herrn de Fremeaux, Konsul von Fessan, sagt über Vogel's Tod dagegen nichts; er lautet:

„Tausend Grüße und der Segen und die Gnade Gottes sei mit Euch!

Wir haben Euren Brief durch Innes den Marabut erhalten und Alles gelesen, was er in Bezug auf Abd el Wahed (Dr. Vogel) enthält. Wir erfahren von den Grenzen von Kanem, daß er dort angekommen war im Monat Giumad el aher und geblieben bei den Sliman. Er setzte dann seinen Weg fort in der Richtung nach Mua, einer Stadt im Lande Wadaï, und gelangte zunächst nach Baghirmi. Diese Nachricht ist vom verflossenen Jahre. Wir haben aber weitere Kunde erhalten, daß Abd el Wahed mit seinem Diener nach der Stadt Andra (Wadi Owadha im Norden Wadaïs) gegangen ist, welche da liegt im Lande der Gläubigen, und daß der Sultan von Wadaï, nachdem er die Ankunft der Fremden erfahren, ihnen Boten entgegengesandt mit dem Auftrage, sie zu ihm einzuladen. Sie setzten in Folge dessen ihren Weg zum Sultan von Wadaï fort und letzterer ließ sich von ihnen Auskunft geben über den Zweck ihrer Reise. Er fragte sie: „Wo kommt ihr her?" Sie antworteten: „Von Fessan und Bornu und wir wünschen jetzt zu reisen in Wadaï!" Er, der Sultan, sprach weiter zu ihnen: „Welche Zwecke habt ihr bei eurer Reise?" Sie antworteten: „Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, neue Länder aufzusuchen, sie kennen zu lernen und zu beschreiben!" Er fragte sie: „Ist dies Alles, was ihr wünschet?" Sie antworteten: „Das ist Alles! Wir beabsichtigen von hier aus nach dem Gebiete von Fur zu gehen und dann in unser Vaterland zurückzukehren, wenn es Gott gefällt!"

Diese Nachrichten hatten wir bereits erhalten, ehe der Marabut uns Euern Brief brachte. Nachdem wir denselben gelesen, sandten wir nochmals einen Eilboten nach Wadaï und dieser hat dies Alles bestätigt. Dies ist Alles, was wir Euch in dieser Angelegenheit schreiben können" &c.

Konsul Herman in Tripoli bemerkt bei Absendung dieser beiden Schreiben nach London unterm 15. Febr. 1857: „Daß Herr Macguire keinen Zweifel an der Wahrheit der Nachrichten über den Tod Dr. Vogel's hegt, kann aus dem Umstande entnommen werden, daß er Vorbereitungen zu seiner Abreise traf. Er beabsichtigte (anfänglich) durch Nyffe zu gehen und den Niger stromabwärts zu verfolgen, um nach England zurückzukehren. Unglücklicherweise giebt der sprichwörtlich gewordene Fanatismus des Volkes von Wadaï den Erzählungen einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit. Durch die nächste Karawane werde ich den Scheikh von Bornu ersuchen, mir Alles mittheilen zu lassen, was er hierüber erfahren kann. Zugleich will ich ihn bitten, zu versuchen, ob wol die Papiere und andern dem unternehmenden Reisenden gehörigen Effekten zu erlangen seien."

Am 30. Juli 1857 meldete Konsul Herman von Tripoli dem Lord Clarendon in London, daß ein Kurier, welcher am 10. Juli in Mursuk angekommen sei, die Bestätigung vom Tode Dr. Vogel's gebracht habe. „Es scheint", sagt er, „daß es ihm gelungen war, Wara, die Hauptstadt von Wadaï, zu erreichen. Bei seiner Ankunft war er nach dem Palaste des Sultans gebracht, nachher enthauptet worden, da er sich geweigert habe, den muhamedanischen Glauben anzunehmen."

Am 17. August schreibt Konsul Herman an den Obigen: „Eine große Karawane wird täglich in Mursuk von Kuka erwartet, die möglicherweise das Räthsel lösen kann. Ich werde für den Fall, daß dieselbe im Stande ist, mehr Licht über die Sache zu verbreiten, den Herrn Fremeaux in Mursuk veranlassen, einen andern Kurier an den Scheikh von Bornu zu schicken, um ihn zu bitten, drei oder vier zuverlässige Boten nach Wara zu senden, mit dem Versprechen einer schönen Belohnung, wenn sie mit einer gewissen oder bestimmten Nachricht von Vogel's Schicksale, seinem Tode oder seiner Gefangenschaft zurückkehren, oder in dem letzten Falle wo möglich den geschriebenen Beweis von seiner eignen Hand zu erlangen suchen; denn wenn er in Gefangenschaft gehalten würde, so müssen Versuche zu seiner Befreiung gemacht werden. Doch ich gestehe Ew. Lordschaft aufrichtig meine Befürchtung, daß leider wenig Gelegenheit zu einem solchen Versuche vorhanden sein wird."

Während dem hatte sich in Europa das Gerücht verbreitet, der Tod Vogel's wäre durch ein unkluges Verfahren von Seiten der Engländer selbst herbeigeführt worden. Kaufleute, unter dem Schutze des englischen Konsuls in Tripoli stehend, hätten von Händlern, die nach Wadaï gezogen, keine Bezahlung für die auf Kredit abgelassenen Waaren erhalten können. Letztere hätten vorgegeben: der Sultan von Wadaï habe sie ausgeplündert, ohne ihnen irgend eine Entschädigung zu gewähren. In Folge dessen habe der Konsul in Tripoli eine Quantität Elfenbein, das dem Sultan von Wadaï gehörig, wegnehmen und verkaufen lassen. Als der

Sultan diese Gewaltmaßregel erfahren, sei Vogel ein Opfer seines Zornes und seiner Rache geworden.

Man hielt diesem Gerücht entgegen, daß, wenn wirklich ein solches Mißverhältniß eingetreten wäre, der wegen seines Geizes bekannte Fürst von Wadaï Dr. Vogel sicher nicht getödtet, sondern ihn nur gefangen gehalten haben würde, um ein bedeutendes Lösegeld zu erpressen. Statt dessen kam über Aegypten und Kartum eine Nachricht, welche mehr Aufsehen erregte: es war eine Gesandtschaft des Königs von Dar-Fur in Kairo angekommen und durch dieselbe erfuhr der Konsul G. Green in Alexandria im Oktober 1857 Nachstehendes.

Muhamed Scianghiti, Gesandter des Königs von Dar-Fur an den Vicekönig von Aegypten, erzählte:

„Vor meiner Abreise von Dar-Fur wurde mir von mehreren Personen, Eingebornen vom Senegal, erzählt, daß drei europäische Reisende, mit Namen Abd el Kerim (Dr. Barth), Abd el Waheb (Dr. Vogel) und Abd el Samad, von Bengasi nach Fessan gekommen wären. Von da seien sie nach Bornu gereist. Einer von ihnen, Abd el Waheb (Dr. Vogel), reiste von Bornu nach Baghirmi und ward daselbst wohl empfangen. Nachdem er hier die wichtigsten Orte besucht, begab er sich nach Middogo und ging von da nach Borgu, d. h. Wadaï. Er traf hier den Wesir des Fürsten von Wadaï, genannt Simalek, der ihn gut aufnahm, und ging später in das Innere dieses Reiches bis zur Hauptstadt Wara. Dort residirte Fürst Scherif, der sogenannte Sultan von Wadaï, der von der Gicht gelähmt ist. In der Nachbarschaft von Wara ist ein heiliger Berg, dessen Besteigung allen Personen untersagt ist. Abd el Waheb, ob er davon unterrichtet war oder nicht, ist unbekannt, bestieg diesen heiligen Berg, und als der Fürst dies erfuhr, befahl er ihn hinzurichten, und so geschah es.

Die Nachricht davon kam nach Dar-Fur vor etwa 7 Monaten. Als Muhamed Hassan, König von Dar-Fur, dies hörte, war er sehr entrüstet darüber und schickte einen Boten an den Fürsten von Wadaï, um seine Mißbilligung darüber auszusprechen."

Dr. Barth äußerte sich ausführlicher in der Sitzung der königlichen geographischen Gesellschaft zu London über die zu nehmenden Schritte und meinte unter Anderm:

„Es wäre sehr zu bedauern, wenn nicht wenigstens Dr. Vogel's interessante Tagebücher gerettet werden könnten. Diese Papiere, wenigstens die, welche Korporal Macguire bei sich führte, der sechs Tagereisen von Kuka bei dem Brunnen Belkaschiferry getödtet worden sein soll, wenn sie nicht auf dem Platze selbst vernichtet worden sind, müssen in den Händen einiger Häuptlinge der Kelowi, die das Land Aïr bewohnen, gefallen sein, obgleich die Raubhorden, von denen die Straße von Bornu nach Fessan fortwährend heimgesucht ist, die Oberhoheit dieser Häuptlinge nicht anerkennen. Ich erwarte kaum, daß der Fürst von Bornu im Stande sein wird, etwas in dieser Sache zu thun, weil die Tuariks, die diese Straße beunruhigen, seine erbittertsten Feinde sind; aber ich glaube, daß die Häuptlinge der Kelowi, durch deren Gebiet wir auf dem Wege nach dem Sudan

gekommen sind, wahrscheinlich glücklicher in dem Versuche sein werden, etwas wieder zu erlangen, vorausgesetzt allemal, daß sie nicht auf der Stelle selbst vernichtet oder zerstreut worden sind. Ich selbst bin auf meiner ersten Reise einmal nach einer ernstlichen Vertheidigung aller meiner Habe beraubt worden, und obgleich dies auf der Grenze des Gebietes des Paschas von Tripoli und Muhamed Ali's von Aegypten vorfiel, die beide mir ihren Schutz zugesagt hatten, habe ich doch seitdem nicht das Geringste, weder von meinen Papieren, noch von meinen Sachen wieder zu sehen bekommen."

Bestimmtere Nachrichten über die Ereignisse in Wadaï kamen durch den Baron Neimans. Dieser unternahm eine Reise in Arabien, vom Juni bis November 1857, nach Djeddah, gerade zur Zeit der Pilgerfahrt, und war dabei als Araber gekleidet. Er gab sich für einen tunesischen Pilger aus und erkundigte sich bei den Pilgern aus Wadaï und den benachbarten Ländern, indem er vorgab, daß er über Suakin, Dar-Fur, Wadaï, Bornu und Mursuk nach seiner Heimat zurückkehren wolle. Ein Pilger, der Scheikh Abdallah Quwad, theilte ihm mit, daß Abd el Waheb (d. i. Vogel) in der That verhaftet worden sei, weil er die Besteigung eines heiligen Berges versucht habe, daß er aber in ein Gefängniß geworfen, nicht habe getödtet werden dürfen. Zwei Neger aus Wadaï bestätigten diese Erzählung. Bei seiner Rückkehr nach Kairo erhielt Baron Neimans von dem Gesandten von Dar-Fur, Seid Muhamed el Chinguesi, eine noch bestimmtere Mittheilung. Nach dieser heißt es: Der heilige Berg, Dschebel it Driat, trägt auf seinem Gipfel eine große Kapelle aus weißen Steinen, um welche herum drei kleinere Gebäude von derselben Form errichtet sind. Der Berg und die Kapelle, die ihn krönt, für gewöhnlich unbewohnt, werden nur bei einem Regierungswechsel von dem neuen Sultan besucht, der eine bestimmte Anzahl von Stunden, bis zum Auf- oder Untergange eines gewissen Sternes daselbst verweilen muß. Nachdem muß er in feierlichem Aufzuge in der Stadt Wara einziehen, um dann als rechtmäßiger Fürst empfangen zu werden. Kein Mensch außer dem Fürsten hat je das Innere der Kapelle gesehen; drei Scheikhs, die vornehmsten im ganzen Lande, haben die Schlüssel dazu. Der Berg selbst und ein Theil seiner Umgebung sind für heilig erklärt.

Die Ankunft des Christen Abd el Waheb hatte bereits bei den fanatischen und zu Gewaltthätigkeiten geneigten Einwohnern großes Mißfallen erzeugt. Die Ausgänge und Forschungen des unglücklichen Dr. Vogel steigerten ihren Argwohn im höchsten Grade und eines Morgens hatte man ihn in der Nähe des heiligen Berges ergriffen, um ihn zu tödten.

Hier war aber der Berichterstatter des Baron Neimans nicht mehr genau, seine Angaben über die Art des Todes oder die Weise der Hinrichtung wurden unbestimmt, und es gewann fast den Schein, als ob Dr. Vogel in Wara noch am Leben sei, aber gefangen gehalten würde, und daß der Gesandte von Dar-Fur, um die Engländer gegen das feindliche Wadaï auch feindlich zu stimmen, die Nachricht vom Tode aus eigner Erfindung hinzugesetzt habe. Durch eine solche Gefangenschaft würde der Sultan Scherif von Wadaï gleichzeitig sein dem Dr. Vogel gegebenes Schutzversprechen gehalten und doch auch das fanatische Volk nicht gegen

sich gereizt haben. Ebenso würde er bei seinem bekannten Geize noch ein ansehnliches Lösegeld haben erpressen können. Alle diese Erwägungen führten den Baron Neimans zu dem Entschlusse, den Versuch zu machen, über Kartum und Dar-Fur nach Wadaï vorzudringen. Schon stand er im Begriff, diese kühne Reise anzutreten, als er am Tage vor dem Aufbruch erkrankte und am 15. März 1858 zu Kairo starb.

Ein gelehrter Alterthumsforscher, Dr. Heinrich Brugsch von Berlin, hatte bei seiner Anwesenheit in Aegypten ebenfalls mehrere von Wadaï kommende Muselmänner über Dr. Vogel befragt, und ihre Aeußerungen hatten auch dahin gelautet, daß Dr. Vogel gefangen gehalten würde, aber nicht hingerichtet worden sei.

Durch die Hoffnung getrieben, daß Dr. Vogel möglicherweise noch am Leben sei und gerettet werden könne, sind die Anstrengungen, über ihn Gewißheit zu erhalten, fortwährend erneuert worden. Als die Königin von England sich in Berlin zum Besuch befand, ersuchte Alexander von Humboldt dieselbe, weitere Nachforschungen über das Schicksal des deutschen Reisenden anstellen zu lassen. In Folge dessen erhielt der englische Konsul zu Tripoli Befehl, Boten nach Wadaï zu senden und alle etwa einlaufenden Nachrichten sofort an A. v. Humboldt gelangen zu lassen.

Alexander von Humboldt theilte unterm 7. Nov. 1858 dem Vater des unglücklichen Reisenden, Dr. K. Vogel in Leipzig, die Depesche mit, welche er in Folge jenes Befehls vom englischen Generalkonsulat in Tripoli erhalten hatte und die vom 22. Oktober 1858 datirt war. In ihr hieß es:

„Da wir bis zum 27. März d. J. keine bestimmten Nachrichten über den Doctor erhalten hatten, wurde ein offizieller Kurier von Mursuk an den Sultan von Bornu abgesandt, sowie gleichzeitig an die Chefs der Tuariks von Aïr mit Briefen, worin man sie aufs dringendste um ihren Beistand gebeten, falls der Reisende noch am Leben und etwa gefangen, keine Mühe zu scheuen und keine Kosten zu sparen, seine Befreiung zu bewirken, sofern er aber nicht mehr lebe, die Thatsache seines Todes festzustellen und sich in den Besitz seiner Papiere zu setzen. Um aber nach Bornu zu gelangen und Antwort von dort zurückzubringen, erfordert nicht viel weniger als 12 Monate Zeit, so daß Ew. Excellenz versichert sein dürfen, wir haben die Nachrichten, nach denen wir uns selbst so sehr sehnen, noch nicht erhalten können. Nichtsdestoweniger ließ ich bereits aufs neue an den Vicekonsul Ihrer britischen Majestät in Mursuk Verfügungen ergehen, nichts unversucht zu lassen in dieser Angelegenheit, die uns selbst so sehr am Herzen liegt. Ferner habe ich eine Berathung gepflogen mit einigen besonders einsichtsvollen Bewohnern des Fessan, welche augenblicklich sich hier aufhalten und einstimmig der Meinung sind, daß das einzige Mittel, über Vogel's Schicksal unzweifelhafte Gewißheit zu erlangen, sein würde, entweder einen Kaufmann von Gerthrun (Godron, südlich von Mursuk gelegen) oder einen Scherif nach Wadaï abzusenden, da beide dort großes Ansehn und Einfluß genießen.“

Der ehrwürdige Veteran deutscher Wissenschaft aber begleitete, obgleich noch krank, diese Mittheilungen mit folgenden freundlichen Zeilen an Vogel's Vater:

„Was mir heute auf Befehl von Lord Malmesbury unmittelbar von dem Konsulat zu Tripoli gesandt ward, hat insofern großes Interesse, weil es das unverkennbarste Zeugniß darbietet, man versäume kein denkbares Mittel, um endlich die sicherste Nachricht selbst durch die Chefs der Tuariks zu schaffen. Der Vorschlag, die Gefängnisse des Wadaï durchsuchen zu lassen, ist sicher; aber freilich am vielversprechendsten die Versicherung: keine Geldersparnisse! Da wird nichts scheitern. Lassen Sie uns, — so rufe ich Ihnen und der theuren, trostbedürftigen Mutter zu — lassen Sie uns noch nicht an Gottes und durch ihn an der Menschen Hülfe ganz verzweifeln! Der kranke König war auch noch von Tegernsee zurückkehrend ganz mit Ihrem Eduard warm beschäftigt. Ihr treuer, kaum halb genesener Humboldt."

Im Sommer des Jahres 1859 langten Mittheilungen von Dr. Baikie vom Niger an. Derselbe hatte an jenem Flusse des Westens Pilger gesprochen, die bei ihrer Wanderschaft nach der heiligen Stadt das Land Wadaï durchzogen und die Hauptstadt desselben berührt hatten. Sie erzählten dem Doctor davon, daß ein Weißer in letzterer Stadt getödtet worden sei, ohne freilich den Namen desselben nennen zu können. So entmuthigend eine solche Bestätigung der schlimmsten Befürchtungen auf der einen Seite ist, so sehr läßt ein Schreiben des Dr. Barth von 30. Juli 1859 an den Vater des Reisenden wieder Hoffnung schöpfen, indem es mittheilt, daß man in Afrika selbst, trotz des langen Zeitraums, welcher bereits verstrichen ist, es doch nicht für unmöglich zu halten scheint, daß Dr. E. Vogel noch am Leben sei, und deshalb immer wieder Versuche zur Aufhellung des Dunkels macht. Jener Brief sagt in Bezug darauf:

„So eben erhielt ich einen Brief von meinem alten unverwüstlichen afrikanischen Kollegen Jomard, der mir allerdings auch nichts Bestimmtes bringt, doch aber etwas sichere Aussicht eröffnet, binnen Jahresfrist etwas Sichreres zu erfahren, da auf seine Verwendung der Vicekönig von Aegypten selbst eigenhändig an den König von Dar-Fur sich gewendet hat, damit dieser zum wenigsten dem König von Wadaï eine bündige Erklärung über des Reisenden Schicksal abgewinne.

Leider müssen jüngere Ereignisse, zumal die traurigen Begebenheiten von Djedda, die Lage eines Christen in jenen Ländern gegen früher noch mehr erschwert haben und ist die Aussicht auf eine freundschaftliche Verwendung des Herrn von Dar-Fur nicht sehr groß. Weiß Gott, welchen Gefühlen der Vicekönig von Aegypten in einem eigenhändigen Schreiben an seinen Glaubensgenossen Raum geben wird.

Sie wissen vielleicht noch nicht, daß die Todesnachricht des Dr. Cuny, der eben nach Dar-Fur eingedrungen ist, sich bestätigt hat. Er starb zwei Tage nach seiner Ankunft in Kobbé. Also ist auch da wieder alle Hoffnung auf eine baldige Aufklärung verschwunden. Der Reisende hatte einen achtjährigen Sohn bei sich; was aus dem geworden, weiß ich nicht. Fur ist ein sehr ungünstiges Land zum Beginn einer Forscherreise und der Weg dahin sehr unergiebig an Resultaten."

So halten auch wir noch an der Hoffnung fest, daß ein günstiges Geschick den Reisenden aus der Unzahl drohender Gefahren gerettet haben möge! Aber selbst in dem ungünstigen Falle, wenn er gefallen sein sollte im Dienste seines hohen Berufs, selbst dann preisen wir ihn, — denn kann es für den Menschen wol einen schönern Tod geben, als den, welcher ihm nach einem Leben voll redlichen unverdrossenen Wirkens zum Wohle Aller zu Theil wird? Würde nicht sein Tod ein Opfertod sein, aus dem vielleicht in spätern Jahren dem Innern des großen Afrika eine neue Zukunft erblüht? Wird Eduard Vogel nicht den Söhnen Europas fortwährend als eine mahnende Gestalt nach Wadaï's Fluren winken und ihnen dort ein weites Feld bezeichnen, auf welchem noch Millionen Brüder für Humanität und Gesittung zu erobern sind?

Deshalb, möge unser Freund nun noch gegenwärtig seinen Wanderstab in unbekannte Lande weiter setzen, oder möge er still schlummernd ruhen von seiner Pilgerfahrt, in jedem Falle gebührt ihm der Kranz des Siegers und der Ruhm des Helden!



Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Vogel, Eduard

Schilderung der Reisen und Entdeckungen des Dr. Eduard Vogel in Central-Afrika, in der großen Wüste, in den Ländern des Sudan (am Tsad-See, in Mußgo, Tubori, Mandara, Sinder, Bautschi u.s.w.) nebst einem Lebensabriß des Reisenden

Leipzig 1860